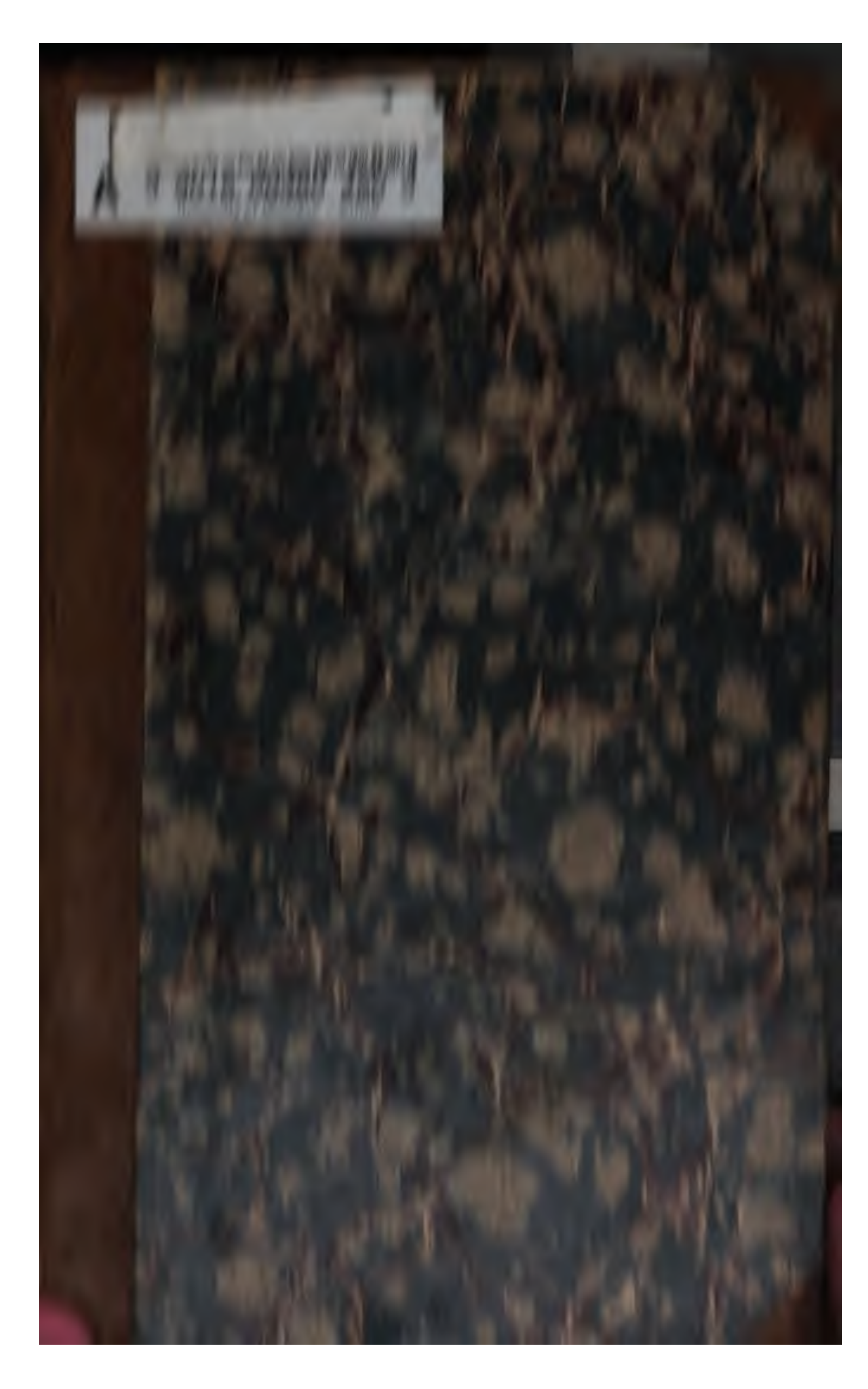


Journal
der
practiſchen
Arzneykunde
und
Wundarzneykunſt

herausgegeben

von

C. W. Hufeland,

Königl. Preuſs. Geheimen Rath, Leibarzt, Director des Colleg. med. chirurg., erſtem Arzt der Charité u. ſ. w.

Sechszehnter Band. Erstes Stück.

Berlin 1803.
In Ungers Journalhandlung.

I.

Nachricht
von
dem Zustande
des Krankenhauses der Charité
in dem Jahre 1802.

Ich fahre fort, meinen Lesern die versprochene jährliche Nachricht von unserm Krankenhause mitzutheilen.

Die Anzahl der in diesem Jahre überhaupt behandelten Kranken war 4783 (4083 neu aufgenommene und 700 Bestand vom vorigen Jahre). Von diesen starben 318, 3609 wurden geheilt, 222 ungeheilt oder andern Anstalten überlassen, und die übrigen sind noch in der Behandlung.

Die genaue Darstellung der einzelnen Krankheiten, ihrer Menge, Sterblichkeit und Heilbarkeit, liefern folgende Tabellen.

[illegible]

[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	Lungenentzündung	[illegible]	[illegible]
Januar.	2	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	5	—	4	2
Februar	—	[illegible]	[illegible]	5	—	2	[illegible]	8	—
März.	2	3[illegible]	[illegible]	5	—	3	[illegible]	3	2
April.	3	[illegible]	[illegible]	—	—	[illegible]	2	2	—
Mai.	—	[illegible]	4	4	1	3	—	2	—
Juni.	—	[illegible]	4	—	1	4	2	—	—
Juli.	—	21	5	—	—	5	—	—	1
August.	—	21	3	—	—	3	—	1	4
September	1	22	4	—	—	2	1	3	3
October.	—	10	7	1	—	1	1	2	2
November	—	20	2	—	3	2	2	4	—
December	—	19	4	—	5	6	—	—	3
Jährliche Summe	8	323	51	16	11	39	10	30	17

Jährliche Summe der an diesen Krankheiten

Gestorbenen	2	26	20	—	—	—	—	—	1
Geheilten	5	267	21	14	10	33	10	27	15
Ungeheilten	—	1	3	1	—	—	—	—	—

Hysterie u. Hypochondrie.	Gemüthskrankheiten.	Lähmungen.	Allgemeine Schwäche.	Steckfluss.	Kolik.	Bleivergiftung.	Magenkrampf.	Epilepsie.	Zuckungen und Krämpfe.	Kinnbackenkrampf.	Schlagfluss.	Bluthusten.	Hämorrhoiden.
—	17	5	16	2	—	—	—	2	1	—	2	—	—
—	13	1	2	—	1	—	1	5	2	—	1	—	—
—	19	2	14	—	—	2	1	3	1	—	—	—	—
2	13	—	4	—	—	1	1	4	2	—	1	—	—
2	12	—	14	—	4	—	—	2	—	—	1	2	—
—	22	1	11	—	4	—	—	1	3	—	—	2	—
—	22	2	13	—	6	—	1	—	2	—	1	1	1
3	17	2	8	—	4	—	—	3	4	—	2	2	—
2	18	3	7	—	3	1	—	1	2	—	3	1	—
5	18	—	10	—	1	—	—	5	3	—	1	—	—
3	11	—	7	1	2	—	—	2	2	—	1	—	—
—	18	4	6	—	2	—	—	2	1	—	—	2	1
17	200	20	112	3	27	4	4	30	23	—	13	10	2
—	17		1	3	—	2		2	1	—	10	2	—
11	77	7	103		24	1	3	3	17	—	2	7	2
2	15	8	5		1	—		21	—	—	—	—	—

1802.	Verstopfung d. Unterleibs.	Chronischer Durchfall.	Darmgicht.	Indigestion.	Chronischer Catharr.	Lungensucht.	Gicht.	Engbrüstigkeit.
Januar.	1	2	—	1	6	14	4	3
Februar.	—	1	—	—	2	15	7	2
März.	—	—	—	—	—	11	3	2
April.	—	—	1	—	3	20	5	3
Mai.	1	1	—	—	4	17	10	—
Juni.	1	4	—	—	5	14	9	2.
Juli.	—	3	—	—	—	10	8	—
August.	—	—	—	—	3	12	13	—
September.	—	—	—	—	1	18	5	1
October.	—	2	—	—	—	18	3	4
November.	1	2	—	—	1	10	12	2
December.	—	1	—	—	4	14	7	3
Jährliche Summe	4	16	1	1	29	173	86	22

Jährliche Summen der an diesen Krankheiten

Gestorbenen.	—	—	—	—	—	92	1	4
Geheilten.	3	11	1	1	22	51	63	11
Ungeheilten.	—	2	—	—	2	22	8	3

Krätze.	Lustseuche.	Urinverhaltung.	Unwillkührl. Urinlassen.	Wassersucht.	Cachexie.	Altersschwäche.	Gelbsucht.	Abzehrung.	Monatliche Summe aller aufgenommenen Kranken.
72	62	—	1	5	—	9	—	—	253
98	67	—	—	9	3	14	—	—	284
64	88	1	1	—	—	12	—	—	283
62	41	—	—	1	2	10	—	—	231
58	42	—	—	2	2	9	—	3	251
53	54	—	1	4	3	7	1	—	253
56	67	—	—	4	1	12	—	—	256
57	42	—	2	6	—	9	—	—	239
46	48	—	—	3	1	6	—	2	208
47	49	—	—	1	—	7	—	2	200
68	54	2	—	3	1	6	3	5	222
96	56	—	—	7	—	3	—	—	265
277	680	3	5	45	13	104	4	12	2945
—	3	—	—	26	1	59	—	11	248
698	582	3	4	12	10	11	3	—	3045
6	10	—	1	3	—	17	—	—	132

Uebersicht

der chirurgischen Kranken.

1802.	Entzündungen.	Geschwülste.	Wasserbruch.	Graue Staar.	Flecken der Hornhaut.	Geschwüre.	Fisteln.	Wunden.
Januar.	7	5	1	—	—	38	—	1
Februar.	5	3	—	1	1	25	—	—
März.	1	9	—	—	1	30	1	1
April.	2	7	2	—	—	33	—	2
Mai.	2	7	1	—	1	28	—	1
Juni.	6	4	—	—	1	25	—	—
Juli.	7	2	—	3	1	25	—	—
August.	2	3	—	2	—	35	—	3
September.	6	7	—	—	—	33	1	2
October.	6	5	1	1	—	39	1	3
November.	6	—	1	—	1	36	—	2
December.	3	7	—	—	—	37	1	1
Jährliche Summe	53	59	6	7	6	384	4	16
Jährliche Summe der an diesen Krankheiten								
Operirten.	—	2	6	4	—	2	2	—
Geheilten.	25	12	5	4	4	209	1	9
Ungeheilten.	11	5	—	1	1	63	3	—
Gestorbenen.	3	4	—	—	—	36	3	5

Knochenbr. u. Contusionen.	Verrenkungen.	Brüche.	Schwarzer Staar.	Knochenfraſs.
7	2	2	1	1
3	—	—	—	2
2	1	—	—	—
6	—	3	2	2
5	—	1	2	2
3	—	—	—	—
2	—	2	—	1
5	—	3	—	1
3	—	1	—	4
6	—	1	—	—
5	1	1	—	2
3	—	3	1	—
50	4	17	6	15

1	—	6	2	1
27	1	10	2	4
—	1	1	—	5
6	1	5	—	3

Uebersicht

des [illegible] …chements.

180[illegible]	Aufgenommen.	Entbunden.	Von todten Kindern.	Vermittelst der Zange.	Gestorben	
					Mütter.	Kinder.
Januar.	10	5	1	—	—	—
Februar.	14	21	1	—	—	—
März.	18	24	2	—	—	2
April.	23	22	2	—	1	1
Mai.	23	26	—	—	—	1
Juni.	15	23	2	1	—	4
Juli.	23	20	—	—	—	—
August.	26	24	2	—	—	5
September	25	22	2	2	—	3
October.	23	18	—	—	—	1
November	31	20	4	—	—	2
December	27	28	4	—	—	3
Jährliche Summe	258	252	20	3	2	22

Das Verhältniſs der Todten zur Krankenzahl überhaupt war, folglich wie 1 zu 14, alſo ungewöhnlich gering. Den gröſsten Theil, faſt

faſt den dritten Theil des Ganzen, raffte die Lungenſucht weg.

Die Zahl der veneriſchen Kranken war nicht ſtärker, als die des vorigen Jahrs.

Aber die Zahl der Gemüthskranken hatte sich vermehrt und die Kur war ſchwerer. Wir bekamen dieſes Jahr 200 neue. Im vorigen Jahre wurden nur 160 neue aufgenommen. Jene 200 und 160, die zu Ende des vorigen Jahres noch Beſtand waren, betrugen 360, welche dies Jahr im Krankenhauſe waren. Von dieſen ſtarben nur 17, alſo der 20; und 77 wurden geheilt entlaſsen, folglich der fünfte Theil. Auch dieſes Jahr blieb der im vorigen Jahre bemerkte Ueberſchuſs der männlichen über die weiblichen Gemüthskranken, ſo daſs letztere nur die Hälfte der vorigen betrugen.

d. H.

II.

Einige Bemerkungen

über das in Plauen und der umliegenden Gegend im Jahre 1800

geherrſchte Scharlachfieber,

und die Kräfte des Quecksilbers zur Hebung und Verhütung desselben

von

Dr. Selig.

Da es in der Erfahrung gegründet iſt, daſs einerlei Naturbegebenheit von verſchiedenen Beobachtern verſchieden angeſehen wird, ſo ſey es mir erlaubt, auch einige meiner Erfahrungen und gemachten Bemerkungen über das ſowohl in der Stadt Plauen als auch in der umliegenden Gegend epidemiſch geweſene Scharlachfieber dem mediciniſchen Publico vorzuſegen.

Schon im Jahre 1799 hat auſser der Stadt in den umliegenden Ortſchaften das Schar-

lachfieber sehr stark grassirt, und ich habe Gelegenheit gehabt, sehr viele zu der Zeit zu beobachten und zu behandeln. Die Krankheit hatte in diesem Jahre immer nicht viel auszeichnendes vor vielen andern Epidemien, die ehedem und zu allen Zeiten geherrscht haben, und die von Aerzten aller Nationen schon bis zum Eckel sind beschrieben worden. Die Krankheit hatte zwar auch ihre verschiedenen Grade, wie dies in jeder andern Epidemie gewöhnlich ist, und es kamen daher auch Fälle vor, die nicht ohne alle Gefahr waren, demohngeachtet muss ich versichern, dass die Fälle, die ich gesehen und gleich von Anfang an zu behandeln gehabt habe, allle glücklich vorübergegangen sind. Ich halte es daher für überflüssig, längst bekannte Sachen wieder aufzuwärmen, oder die verschiedenen Grade der Krankheit zu schildern, das vor mir so viele andere gethan haben. Wer sich aber darüber weitläuftiger belehren will, der lese die neueste Schrift über das Scharlachfieber von Herrn Professor *Kreyssig* in Wittenberg.

Ich gab gleich anfänglich einem jeden Kranken ein Brechmittel, und ich bin sehr geneigt zu glauben, dass die ganze Krankheit dadurch vermindert, der Halsschmerz gemildert, die brandige Bräune verhütet, und also

in sehr vielen Fällen die daher rührende Gefahr abgewendet worden ist. Zu diesem Urtheile glaube ich noch vorzüglich deswegen berechtigt zu seyn, weil ich überhaupt in vielen Epidemien, die ich während vierzig Jahren beobachtet, insbesondere aber in der Epidemie von 1775 und 1785 deutlich gesehen habe, daſs meistentheils solche Kranke, bei denen anfänglich von andern Aerzten der Gebrauch der Brechmittel ist unterlassen worden, verloren gegangen sind, davon ich aber unten mehreres sagen werde. Nur bei einigen wenigen Personen von 16 bis 20 Jahren habe ich dem Gebrauche dieses Mittels eine Aderlaſs vorausgeschickt; doch muſs ich gestehen, daſs viele von dem Alter auch ohne Aderlaſs genesen sind.

Die folgenden Tage nach dem Erbrechen lieſs ich meistentheils eine diaphoretische Mixtur aus der *Aqua Sambuci*, *Pulv. antispasmod. rubr. Spirit. Minder.* und *Spirit. Tartari*, oder bei schwächlichen Subjecten ein Elixir aus dem *Extract C. B.* und *Spiritus Mindereri* nehmen, und Thee von Catharrhalkräutern trinken. Das äuſsere Verhalten durfte während dem Fieber weder kalt noch warm seyn, nur nach dem Fieber, wenn sich die Haut abschuppte, muſste das Verhalten etwas wärmer seyn, und 2 bis 4 Wochen lang durf-

ten meine Kranken nicht aus dem Zimmer oder an die freie Luft gehen, um dadurch die meistentheils gefährlichen Nachkrankheiten, und vorzüglich die Geschwulst zu verhüten. Blasenpflaster, China, Arnica, Campher, Moschus und Mineralsäuren waren in diesem Jahre nur in einigen wenigen Fällen, wo das Fieber faulartig oder nervös war, nöthig. Aber im Jahre 1800 fing diese Krankheit auch in der Kreisstadt Planen an um sich zu greifen.

Ob ich schon zu der Zeit nicht so viele Kranke in der Stadt hatte, theils, weil ich während dem ganzen Jahre mich gröſstentheils mit Einimpfung der Kinderblattern auf dem Lande beschäftigt habe, theils, weil durch die übergroſse Menge junger Aerzte die ältern als Invaliden erklärt, und durch allerlei krumme Wege von dem Krankenbette verdrängt werden, wozu freilich ein zur Neuheit und Veränderlichkeit geneigtes Publikum leicht die Hand bietet; so sind mir demohngeachtet noch Fälle genug vorgekommen, durch welche ich den Genius der Krankheit und ihren Verlauf genau habe beobachton können.

Um nicht durch Wiederholung einer weitläuftigen Beschreibung der Krankheit dem Leser beschwerlich zu fallen, will ich nur bemerken, daſs die Krankheit in diesem Jahre, so wie an jedem andern Orte, unter verschie-

denen Graden erschien, nur mit dem Unterschiede, dass mehrere Fälle vorkamen, wo sich mit der Hauptkrankheit ein typhusartiges Fieber oder Nervenzufälle verbanden. Nur den letzten fürchterlichen Grad der Krankheit, wie ihn Herr Dr. *Müller* nennt, oder vielmehr den tödtlichen Ausgang, habe ich bei meinen Kranken nicht gesehen, weil vielleicht zufälliger Weise entweder keine so gefährliche Kranke unter meine Hände gekommen sind, oder weil vielmehr meine Methode gleich anfänglich von der Methode meiner Herren Collegen ganz verschieden war, wodurch höchst wahrscheinlich der letzte fürchterliche Grad verhütet worden ist. Da ich in den beiden Jahren 1799 und 1800 nicht einen einzigen Scharlachkranken weder in der Stadt noch auf dem Lande verloren habe, so kann ich nicht läugnen, dass die etwas zu generelle Erklärung mir etwas aufgefallen ist, die Herr Dr. *Müller* in den *allgem. medicinischen Annalen* 1802, Monat April, mit folgenden Worten hat einrücken lassen:

»In dem letzten fürchterlichen Grade waren sowohl meine, als meiner Herren Collegen, ärztliche Bemühungen vergeblich; der Tod erfolgte unaufhaltsam.« Ich hätte sehr gewünscht, dass Herr Dr. *Müller*, dessen practisches Talent ich nicht verkenne, und

ihm deswegen meine ganze Hochachtung versichere, diese Stelle entweder ganz unterdrückt oder mehr eingeschränkt, oder sich bei seinen Collegen näher erkundigt hätte. Es kann nicht fehlen, dass nicht auswärtige Aerzte, die etwas besser mit dem Scharlachfieber bekannt sind, sich über das auszeichnende Unglück der Plauischen Aerzte beim Scharlachfieber müssen gewundert haben. Es ist zwar oft wahr, was *Sydenham de morbis epidem.* C. II. sagt. »*Sed is plebejulae nostrae ruralis antiquus mos est, ut primum morbi stadium vel anus regat, vel histrio, alterum tonsor, quod restat Doctoribus sic dictis relinquitur.*« Dies ist aber doch nicht allgemein, am wenigsten in guten Häusern. Man kann zwar dagegen sagen, dass nach öffentlichen Nachrichten die Krankheit sich auch an vielen andern Orten in einer bösartigen Gestalt gezeigt und viele dahin gerafft habe; aber auch diese Bösartigkeit konnte mancherlei ausserwesentliche Ursachen haben, die ich aber hier nicht untersuchen will und kann.

Im ganzen genommen behandelte ich zwar in diesem letzten Jahre (1800) sehr viele meiner Scharlachkranken nach der oben angegebnen Methode, aber doch gaben zufälige Umstände Gelegenheit, dass ich bei verschiedenen Kranken, die einen höhern Grad der

Krankheit hatten. In vielen Stücken davon abwich.

Da ich mich z. Z. wohl 35 Jahre lang mit der Einimpfung der Blattern beschäftigt und [illegible] 6 bis 8 Dosen von einer Mischung aus Calomel, Antimonial-Schwefel- und Krebsaugen, sowohl vor der Impfung, als auch während dem Ausbruche [illegible] gegeben habe, so geschah es, daß, da ich in den Jahren [illegible] und 1800 gegen 1000 Personen einimpfte, [illegible] Mittel [illegible] Ich habe [illegible] beobachtet, daß keiner von den Kindern, die [illegible] worden sind, [illegible] Scharlachfieber angesteckt worden ist, [illegible] welche [illegible] vorsetzlich der Ansteckung ausgesetzt haben. Dies [illegible] aufmerksam, [illegible] [illegible] *Wilmanns*, *Huxham*, [illegible] und [illegible] [illegible] Mittel [illegible] Scharlachfieber [illegible] [illegible] Mischung [illegible] Scharlachkranken [illegible]

schaft gehen, und siehe da, keins von den Kindern wurde angesteckt. Ein sowohl wegen seines vortrefflichen Characters, als auch wegen seiner vielen Einsichten verehrungswürdiger Herr auf dem Lande, der 9 Kinder hat, schrieb mir, daſs nunmehro das fürchterliche Uebel, das Scharlachfieber, auch in sein Haus eingedrungen sey; daſs eins von seinen Kindern schon daran krank liege; daſs er wegen der übrigen Kinder sehr in Sorgen wäre; daſs er von mir einmal gehört hätte, daſs die sogenannten Präservationspulver wider die Blattern, auch gegen das Scharlachfieber schützten; und daſs ich also vor jedes Kind soviel Dosen schicken mögte, als ich glaubte, daſs nöthig wäre. Da die Gefahr der Ansteckung nahe war, so überschickte ich vor jede Person, darunter auch drei Erwachsene waren, acht starke Dosen, mit der Verordnung, daſs er jeder Person täglich eine Dosis geben mögte. Das Mittel wirkte bei einem jeden sehr verschieden; bei einigen verursachte es täglich ein bis zweimaliges Erbrechen, bei einigen öftere Stuhlgänge, und bei andern gar keine merklichen Ausleerungen; unsere Absicht wurde aber vollkommen erreicht, denn alle Personen und Kinder im Hause blieben nicht nur von weiterer Ansteckung frei, sondern auch der Kranke, dem ich ebenfalls ei-

[illegible]

[illegible] Gemeine, [illegible]
[illegible] unbesonnen [illegible]
[illegible]
[illegible] lassen.
[illegible]
[illegible] verachte.
[illegible]
[illegible] Entwurf [illegible]
[illegible]
[illegible] abzuwenden.
an. [illegible]
[illegible] leich [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Bergsten
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

bei keinen habe ich nach der Zeit die so gewöhnlichen Nachkrankheiten gesehen.

Es hat mich ungemein gefreut, da ich nach der Zeit erfahren habe, daſs einige Wittenberger Aerzte, während ihrer Epidemie, mit dem besten Erfolge Gebrauch davon gemacht haben; aber noch gröſser war meine Freude, da ich in des Herrn Prof. *Kreyſsig* neuſten Schrift über das Scharlachfieber gefunden habe, daſs er dieses Mittel sowohl in der Scharlachkrankheit selbst, als auch in dem zugleich herrschenden Frieselfieber mit groſsem Nutzen angewendet habe. Er scheint darinnen sehr deutlich die specifike Kraft des Quecksilbers wider das Scharlachfieber zu ahnden, indem er sich auf die so vortrefflichen Erfahrungen des *Rush* stützt, und es ist mir angenehm, daſs meinb Erfahrungen seinen Hoffnungen einigermaassen entsprechen. Schon vorher, ehe ich diese ininteressante Schrift gelesen habe, haben mir die von Herrn *Ferro* in Wien mit dem mit Brechweinstein vermischten Calómel gemachten Versuche und Erfahrungen im Scharlachfieber, besonders die hinzugefügten, interessanten Krankengeschichten, die er in dessen medicinischem Archiv von Wien und Oesterreich, bekannt gemacht hat, viel Vergnügen gemacht, insonderheit, da sie mit meinen Erfahrungen so übereinstimmend sind. Der Recensent die-

ſer Schrift im 6ten Bande No. III. *der Bibliothek der practiſchen Heilkunde* drückt sich auch nicht weniger günſtig mit folgenden Worten darüber aus: Rec. hat ſelbſt ſo ausserordentliche Wirkungen des Calomel mit Antimonialpräparaten geſehen, daſs er dieſe Verbindung in keinem Scharlachfieber, wo das lymphatiſche Syſtem leidet, unangewendet lassen wird. Herr *Ferro* gab ſeinen Kindern gewöhnlich alle 2 bis 3 Stunden $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Gran Calomel, mit $\frac{1}{16}$ bis $\frac{1}{8}$ Gran Brechweinſtein, welche Gabe ſo ziemlich mit der meinigen übereinſtimmen wird. Denn ich richtete die Sache gewöhnlich ſo ein, daſs ein Kind von 1 bis 2 Jahren täglich 1 Gran Calomel, von 3 bis 4 Jahren 2 Gran, von 5 bis 6 Jahren 3 Gran, von 7 bis 8 Jahren 4 Gran, von 9 bis 15 Jahren 5 Gran, und Erwachſene von 16 bis 20 Jahren 6 Gran Calomel; vom Spiesglanzſchwefel aber $\frac{1}{10}$ Gran, und vom Brechweinſtein $\frac{1}{20}$ Gran auf 1 Gran Calomel erhielten. Manche erhielten die beſtimmte Dosis täglich auf einmal, manche in getheilten Gaben. Nur bei einigen wenigen, wo die Umſtände es erforderten, wurde der Spiesglanzſchwefel und Brechweinſtein weggelassen, und das Calomel dagegen entweder mit Campher oder mit Mohnſaft verſetzt. Die andern Indicationen, wenn sie nöthig waren, würden

dabei eben ſo, wie bei Herrn *Ferro*, nicht aus den Augen gelassen.

Ich habe ſchon oben erwähnt, daſs die amerikaniſchen Aerzte ſchon längſt von dem Calomel in der bösartigen Bräune mit und ohne Scharlachausſchlag Gebrauch gemacht hätten. Dr. *Michaelis* ſchrieb aus Neujork, (ſ. *Richters Bibliothek* 5ter B. p. 737 — 759.) daſs ihm Dr. *Bailey* erzählt habe, daſs er einige hundert Perſonen durch dieſes Mittel von der fauligten Bräune geheilt habe. D. *Douglas* in Boſton und Dr. *Rugden* in Long Island empfahlen es ebenfalls als ein Specificum in der brandigen Bräune, nur drangen sie darauf, daſs es in ſo ſtarken Gaben mögte gegeben werden, daſs es Salivation erregt. *Rush* empfahl es als ein Hauptmittel bei der Scharlachkrankheit, und gab es nach vorausgeſchicktem Brechmittel in einer jeden Periode der Krankheit in einer mäſsigen Gabe, vorzüglich aber in ſolchen Fällen, die mit einem typhusartigen Fieber vergeſellſchaftet waren. Er vermiſchte es ſogar mit den Gurgelmitteln, und glaubt, daſs durch dieſe Methode der Hals ſehr erleichtert werde, und verſicherte, daſs, ſeitdem auch andere Aerzte dieſe Methode angenommen hätten, die Sterblichkeit an dieſer Krankheit ſehr vermindert worden ſey. In einer ſpätern Epidemie, die ebenfalls

asthenisch zu seyn schien, bemerkte er, dass Brechmittel mit Calomel entweder den Fortgang und die Ausbildung der Krankheit gänzlich hemmten, oder doch die Heftigkeit derselben so mässigten, dass sie sich innerhalb wenigen Tagen glücklich endigte (welches ganz mit meinen Erfahrungen übereinstimmt).

Herr *Hufeland*, der dieses Mittel ebenfalls in einer bösartigen und mit einem typusartigen Fieber verbundenen Scharlachsepidemie angewendet hat, rühmt es neuerdings auch gar sehr, und glaubt, dass er dem Gebrauche dieses Mittels sehr viel zu verdanken habe; nur räth er nebenbei, wie billig, bei grosser Schwäche Opium, Campher, Moschus und China noch anzuwenden.

Es ist schwer, die Art und Weise zu erklären, wie das Calomel so kräftig wider das Scharlachgift wirkt, so wie es nicht leicht ist, sich dessen so ausserosdentliche Wirksamkeit in Tilgung des venerischen Gifts, des Blatterstoffs und Hundswuthgift zu erklären. Jeder sucht sich die Sache auf eine andere Art zu erklären. Die meisten glauben, dass es vorzüglich auf das lymphatische und Drüsensystem wirke. Viele Umstände aber beweisen, dass sich dessen Kraft viel weiter, als auf das lymphatische System erstreckt, und dass es auch *oft* da specifisch wirkt, wo jenes Sy-

stem keinesweges leidet. Mir scheint immer die Meinung die wahrscheinlichste zu seyn, dass der Merkur gewisse fehlerhafte Mischungen der Säfte oder krankhafte Stoffe unmittelbar umändert und tilgt, welches man durch viele Versuche und auch durch Phönomene in Krankheiten beweisen könnte. Wem sind z. E. die *van Woensel'schen* merkwürdigen Versuche, die ich selbst öfters nachgeahmt habe, und wodurch die specifische Kraft des Quecksilbers zur Dämpfung des Blattergifts so ausser Zweifel gesetzt wird, unbekannt? Der Leser wird mir gütigst verzeihen, wenn ich gelegentlich mit erzähle, dass ich während meiner practischen Laufbahn gegen 1500 Personen und Kindern die Menschenblattern eingeimpft habe, dass alle diese den Mercur mit der oben genannten Baimischung bekamen, und dass sie alle, bis auf ein Kind von einem halben Jahre, genasen, welches starb, und welchem aus Versehn das Mittel nicht gegeben worden ist. Es ist gewiss merkwürdig, dass Herr Dr. *Conradi* in Nordheim einen ähnlichen Fall in seinem Buche: »*Auswahl aus dem Tagebuche eines practischen Arztes*,« mit folgenden Worten erzählt hat: »In einer Familie, wo ich gleichfalls die noch nicht kranken Kinder präparirt hatte, und die die Blattern eben so leicht überstanden, gab die

Mutter ihrem säugenden einvierteljährigen Kinde die Pulver nicht, und dieses starb an zusammenfliessenden brandigen Blattern. Der Verfasser sucht überhaupt den grossen Nutzen des Calomels in der Blatterepidemie vom Jahre 1792 auf das evidenteste zu beweisen.

Nicht weniger merkwürdig ist auch die Beobachtung, die Herr G. R. *Hufeland* in seinen Bemerkungen über die natürlichen und künstlichen Blattern pag. 21 erzählt: »Ich habe, sagt er, 9 Kindern mehrere Monate hindurch das Quecksilber alle 8 Tage gegeben, und alle neun haben die leichtesten, natürlichen Blattern gehabt. Was den Antheil, den das Quecksilber hieran gehabt hat, noch mehr beweisst, ist, dass von fünf Brüdern, deren viere auf obige Art behandelt wurden, einer aber verschiedener Ursachen wegen kein Quecksilber bekam, diese viere die besten natürlichen Blattern in sehr geringer Menge bekamen, da der eine zu eben der Zeit und in demselben Zimmer mit sehr bösartigen Blattern bedeckt war.«

Ich hoffe nicht, dass jemand die Wahrheit der erzählten Erfahrungen, soweit es die schützende Kraft des Mercurs gegen das Scharlachfieber betrifft, bezweifeln werde. Ich könnte zu viele Zeugen anführen, um es zu *beweisen*, wenn sie nöthig seyn sollten. Es

läst

läſst sich auch nicht denken, daſs 300 Subjecte an ſo verſchiedenen Orten zufälligerweiſe von dem Scharlachfieber ſollten befreit geblieben ſeyn, die ringsum mit Scharlachkranken umgeben waren, und unter dieſen herumwandelten; ſo wie es auch nicht wahrſcheinlich iſt, daſs die 35 Subjecte (*Allgem. mediciniſche Annalen*, Korreſp. Blatt p. 125. Monat Auguſt), die von Herrn Dr. *Bach* in Zeulenrode vaccinirt worden sind, bei einer nachfolgenden Scharlachepidemie zufälligerweiſe von dieſer Krankheit ſollten verſchont geblieben ſeyn. Es kann indessen wohl geſchehen, daſs manche die gerühmten Kräfte des Queckſilbers im Scharlachfieber auch noch bezweifeln; geſetzt aber, daſs es auch kein untrügliches Mittel in allen Scharlachepidemien wäre, ſo glaube ich doch, daſs es der Mühe werth iſt, daſs in allen Epidemien, vorzüglich in bösartigen, ein Verſuch damit gemacht wird. Sollten auch nur einige wenige mehr als durch die gewöhnlichen vorhergehenden Methoden dadurch erhalten werden, ſo wäre es für die Menſchheit immer noch groſser Gewinn.

Meine Erfahrungen von dem Nutzen des Queckſilbers in der Blatterkrankheit und Hundswuth behalte ich mir vor, bei nächſter

Gelegenheit dem medicinischen Publico vorzulegen.

Da ich oben mir habe merken lassen, dafs ich den Gebrauch der Brechmittel in der Scharlachkrankheit für sehr nothwendig halte, so nehme ich mir die Freiheit, mich hierüber noch etwas ausführlicher zu erklären. Ich habe in meiner vierzigjährigen practischen Laufbahn sehr viele Scharlachepidemien erlebt und beobachtet, und in den meisten dieser Epidemien merkte ich sehr bald, dafs die Brechmittel unentbehrlich wären, wenn man die Krankheit nicht wollte gefährlich oder auch tödtlich werden lassen. Die Erfahrungen meines Vaters und meiner beiden Brüder, die ebenfalls viele solche Epidemien gesehen hatten, stimmten ganz hierin mit meinen Erfahrungen überein. Aber vorzüglich nützlich bewiesen sich die Brechmittel, gleich im Anfange der Krankheit gegeben, in den Epidemien von 1775 und 1785, die damals hier in Plauen und im ganzen Vogtländischen Kreise geherrscht haben. Die Bemerkung war auffallend, dafs, da damals noch zwei Aerzte neben mir practicirten, die eben keine Freunde von Brechmitteln in dieser Krankheit waren, die meisten ihrer Kranken ein typhusartiges Fieber mit brandiger Bräune bekamen und starben, da im Gegentheil die meinigen

leicht und ohne grosse Mühe durchkamen. *Nil novi sub sole.*

Um meine Behauptung in der Sache durch das Ansehn der berühmtesten Männer zu unterstützen, will ich noch einige Beweisstellen aus ihren Schriften über diese Krankheit ausheben und anführen. Ich muss freilich bei vielen, denen dies längst bekannte Sachen sind, deshalb sehr um Verzeihung bitten.

Huxham, der nach *Sydenham* der grösste und scharfsinnigste Beobachter epidemischer Krankheiten unter den Engländern gewesen ist, und der diese Krankheit, die im Jahre 1752 zu Plymuth epidemisch geherrscht hat, sehr sorgfältig beobachtet und ausserordentlich genau, treu und ausführlich in dessen *Dissertatio de Angina maligna* geschildert und beschrieben hat, sagt unter andern: »*Lene emeticum in primis adultis praescribebam, quod quoque non tam faucium dolorem augebat, ut quis putare posset, quam potius generatim insigniter imminebat. Imo in infantibus saepe necesse erat, ut illis crebrius cum oxymelle scillitico, essentia antimonii aut similibus vomitus excitaretur, alias magna tenacis muci copia illos prorsus jugulabat.*« — Das nemliche könnte ich aus meiner langen Erfahrung durch viele Beispiele beweisen.

Brüning, der eine vortreffliche Abhand-

lung über eine Scharlachepidemie, die 1769 bis 1770 zu Essen herrſchte, geſchrieben hat, iſt zwar den Brechmitteln in dieſer Krankheit heit nicht ſehr günſtig, weil er die Krankheit für inflammatoriſch hielt; er iſt aber doch ſo aufrichtig und erzählt, was er beobachtet hat. Er ſagt: »*Laevius aegrotabant morbo hoc miliari infantes infra quinquennium: his enim vomitus, ſtatim in principio morbi natus et per totum morbi decurſum ſaepe continuus, ſaluti fuit: hinc ex his aetatulis desiderati pauci, nisi quos ſuperato feliciter hoc morbo tussis dein convulsiva, vel lenta febris ſupprimeret.*«

Tissot, einer unſerer beſten practiſchen Aerzte, versichert in ſeinen *avis au peuple sur sa santé*, Cap. VI. §. 118 — 120, daſs er in der Epidemie, die 1761 zu Lauſanne und der umliegenden Gegend geherrſcht hat, faſt alle ſeine Scharlachkranken durch Hülfe der Brechmittel, der Blaſenpflaſter und des *Kermes* geheilt habe. Nach ſeiner Beſchreibung war die Krankheit mehr aſtheniſch, als ſtheniſch, und daher ſah er mehr Nutzen von der Reinigung der erſten Wege durch Brechmittel, als von Blutausleerungen. Er versichert dabei, daſs er eine groſse Menge ſolcher Kranken geſehn und behandelt, und nicht mehr als zwei davon verloren habe,

ohngeachtet viele andere sowohl in der Stadt als auf dem Lande, insonderheit solche, die viele hitzige Mittel gebraucht hatten, daran gestorben sind.

Girtanner, ein vortrefflicher Schriftsteller über Kinderkrankheiten, sagt: dass man sich bei dem Scharlachfieber vor nichts mehr, als vor abführenden Mitteln zu hüten habe. Brechmittel thun hingegen vortreffliche Dienste. Werden sie gleich im Anfange gegeben, so wird dadurch die Krankheit sehr gelinde gemacht und gemildert.

Lepeque de la Cloture, ein sehr scharfsinniger Beobachter epidemischer Krankheiten, der dem *Sydenham*, *Huxham* und *Grant* gewiss gleich kommt, wo nicht übertrifft, der die epidemischen Krankheiten, die in den Jahren 1763 bis 1777 in der ganzen Normandie geherrscht haben, sorgfältig beobachtet und genau beschrieben hat, hat uns auch seine vielfältigen Erfahrungen über die Scharlachkrankheit communicirt. Er erzählt, dass die Krankheit im Julius 1776 zu Caen angefangen, von da in das Thal Eure, nahe bei Gaillon, und in das Kirchspiel von Croizilles sich verbreitet habe, dass er auf Befehl der Regierung nach Chambray geschickt worden sey, um dort dieser Krankheit, die grosse Verheerungen in jener Gegend angerichtet

hatte, Einhalt zu thun, daß er den dortigen Aerzten und Wundärzten anbefohlen habe, bey Zeiten Brechmittel, selbst im Zeitpunkte des Anfalls, zu geben, breite Blasenpflaster in den Nacken zu legen, Säuren unter allerlei Gestalten und Chinadecocte zu geben. Von der Zeit an, sagt er, sey niemand mehr daran gestorben.

Withering, ein vorzüglich classischer Schriftsteller über das Scharlachfieber, der diese Krankheit im Jahre 1778 zu Birmingham beobachtet, und alles merkwürdige in seiner interessanten Schrift (*An account of the scarlet fever and sore throat, or scarlatina anginosa, particularly as it appeared at Birmingham in the Year 1778.* London 1779) aufgezeichnet und bekannt gemacht hat, behauptet, daß Brechmittel die Basis von der ganzen Kur im Scharlachfieber ausmachen, daß sie, im Anfange gegeben, die Krankheit schwächen, ja oftmals ganz unterdrücken, daß, wenn der Krankheitsstoff die Nerven angreife, ein Brechmittel dessen weitere Fortschritte aufhalte, und die daher entstehenden Aengstlichkeiten, Ohnmachten und Rasereien sogleich mildere.

Johnstone, der eben dieselbe Krankheit in ebendemselben Jahre zu Worcester beobachtet hat, behauptet in seinem classischen

Werke (*Treatise on the malignant angina or putrid and ulcerous sore throat.* Worcester 1779.) das nehmliche. Beide Schriftsteller haben, nebst *Huxham*, einen ausserordentlichen Werth in meinen Augen, denn sie haben alles Merkwürdige in dieser Krankheit gesammelt und sehr ausführlich abgehandelt. Besonders angenehm ist es, dass sie beinahe die ganze Geschichte dieser Krankheit geliefert und alles Merkwürdige, was in den beiden vorhergehenden Jahrhunderten über diese Krankheit geschrieben worden ist, gesammelt haben. Wir haben überhaupt über diese Krankheit allein eine solche Menge interessanter Schriften, dass man davon allein eine kleine Bibliothek aufstellen könnte. Ich halte es aber für überflüssig, ja, es wäre vielleicht dem Leser unangenehm, wenn ich noch durch mehrere Autoritäten den Nutzen der Brechmittel im Scharlachfieber zu beweisen suchen wollte. Ich kann aber doch nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, dass ich zuverlässig weiss, dass in der letztern Epidemie die Wittenberger Aerzte auch durchgehends mit gutem Nutzen Gebrauch von den Brechmitteln im Anfange der Krankheit gemacht haben, welches mir von einem hoffnungsvollen jungen Arzte, Hrn. D. *Steinhäusser*, der selbst zur Zeit der Epidemie mit gutem Glücke daselbst practicirt, und

von dem Scharlachfriesel und der wahren Art, unterschieden worden ist. Eben so wahrscheinlich ist mir auch, daß die allgemein beobachteten hätten, daß diejenigen, die Wärme gänzlich scheuen, in größerer Gefahr geschwebt hätten. Auch dieses stimmt ganz mit meiner Erfahrung überein, und zeigt auch einen neuen Grund, warum die Merkurialmittel in dieser Epidemie von so vorzüglichem Nutzen gewesen sind.

Ich will nur das einzige noch bemerklich machen, daß ich bei Bekanntmachung dieses Aufsatzes nicht die Absicht gehabt habe, eine vollständige Abhandlung über das Scharlachfieber zu liefern, sondern nur das ärztliche Publicum auf einige eigne Bemerkungen und Erfahrungen habe aufmerksam machen wollen.

III.

Bemerkungen
über
die Nervenfieber,
welche
im Jahre 1800 zu Goch am Rhein herrschend waren.

Ich habe zwar noch jedes Jahr hin und wieder Nervenfieber beobachtet, sie aber nie so allgemein gesehen, als in dem verflossenen 1800, wo beinahe alle vorkommenden Fieber diesen Charakter unverkennbar zeigten. Im September fing die Ruhr an zu herrschen; jene Fieber äusserten sich während dieser Epidemie bei einzelnen Menschen, ohne dass die Ruhr im allgemeinen den Charakter derselben angenommen hätte, und währten noch, nachdem sich die Ruhr gänzlich verloren hatte. Bald nach der Ruhr erschien die Influenza, nach dieser die Masern, jetzt fangen die Pok-

ken an zu herrschen; aber jene Fieber behaupten noch immer ihre Rechte. Es scheint mir am zweckmässigsten, diese Krankheit gerade nach der Ordnung zu beschreiben, welche die Natur in Hervorbringung derselben beobachtet hat.

Fieber vom Jan. bis zum Junius 1800.

Gewöhnlich war der Anfang dieses Fiebers gelinde, so dass ein Unaufmerksamer glauben sollte, es wäre in drei oder vier Tagen zu heilen. Schauer und Hitze wechselten unordentlich ab; jetzt hatte der Kranke, wenn man ihn anfühlte, natürliche Wärme, und über einige Minuten war er brennend heiss. Es gesellten sich hiezu bisweilen Kopfschmerzen, die einen unbestimmten Sitz hatten, zuweilen war der Kopf bloss schwer, und der Kranke klagte über die Empfindung eines Drucks über den Augen. Hiebei stellten sich Schmerzen in den Gliedern ein, welche zuweilen gleich den rheumatischen ein oder das andere Glied einnahmen, am gewöhnlichsten aber sich in einer Seite der Brust fixirten, und hier dem Kranken viele Beschwerden verursachten.

Oft fing aber auch das Fieber mit starkem ein oder anderthalbstündigem Froste an, worauf sich alsbald die Schmerzen in der Seite

einſtellten. Dieſe Schmerzen, sie mogten nun auf die eine oder andere Art ihren Anfang nehmen, waren immer von einem mehr oder minder ſtarken Huſten mit ſchleimigem, zuweilen blutigem Auswurfe begleitet. Bei einigen, jedoch wenigen, habe ich beobachtet, daſs der Schmerz sich einen Tag von der Seite nach einen andern Ort, z. B. dem Unterleibe, dem Schultergelenk u. ſ. w. verzog, und am andern Tage wieder ſeinen alten Ort einnahm. Dieſes war aber immer der ſeltene Fall, gewöhnlich blieb er beſtändig in einer Seite. Bei einigen vermehrte er sich durch äuſsern Druck auf die Rippenmuskeln, bei andern nicht. — Einige wenige habe ich geſehen, welchen die Mandeln und der Gaumen ohne ſonderliche Geſchwulſt entzündet, und ſehr ſchmerzhaft waren; dieſe hatten keine Stiche in der Seite.

Die Zunge war entweder meiſt belegt, oder natürlich roth, oder dunkelroth, gewöhnlich feucht. Der Puls ſchlug 90 bis 130 mal in einer Minute. Seine Vollheit wechſelte zuweilen an einem Tage verſchiedenemale ab. Durſt hatten die Kranken wenig, bloſs eine Trokkenheit des Mundes; einigen war alles Getränk ſelbſt zum Ekel. Der Stuhlgang war natürlich, oft etwas hart, und erfolgte in einigen Tagen nicht. Die Beſchaffenheit der

Haut war ſowohl bei verſchiedenen Kranken, als auch bei ein und dem nehmlichen zu verſchiedenen Zeiten ſehr verſchieden. Einige ſchwitzten faſt beſtändig, andere gar nicht, wieder bei andern brach ein, zwei oder dreimal in 24 Stunden ein Schweiſs aus, währte eine Stunde, oder noch kürzere Zeit, und darauf war die Haut wieder trocken. Der Urin war im Anfange entweder mehr oder minder dunkelgelb, oder natürlich von Farbe, oder ganz weiſs und klar, eben ins gelbliche ſpielend. Der dunkelgelbe war gewöhnlich nicht trübe und auch nicht hell, ſondern er hielt das Mittel zwiſchen beiden, ohngefähr wie friſch gebrautes gelbes Bier. Oft ſchlug sich aus dieſem ein weiſses oder ziegelfarbiges Sediment nieder, welches aber nicht beſtändig war, ſondern oft nach einem oder zwei Tagen wieder verſchwand. Aus dem weiſsgelblichen Urine präcipitirte sich auch zuweilen eine weiſse Wolke, ſelten ſchlug sich aus dieſem ein weiſser oder ziegelfarbiger Bodenſatz nieder. Bei drei Kranken bemerkte ich eine Strangurie, welche ihnen viel Schmerzen und Beſchwerden verurſachte, indem sie faſt beſtändig das Nachtgeſchirr in der Hand haben muſsten.

Der Schlaf war bei den meiſten wenig, unterbrochen, oder fehlte ganz. Im Anfange

der Krankheit waren die, welche das Fieber nicht plötzlich mit grofser Heftigkeit überfallen hatte, eine Zeitlang des Tages aufser dem Bette; indessen währte dieses nicht lange, gar bald lagen sie beständig und safsen kaum so lange im Sorgstuhle, als das Bett gemacht wurde. Nach einigen Tagen wechfelte der Schauer mit der Hitze nicht mehr so oft ab, wie im Anfange. Die Wärme des Körpers wurde beinahe der natürlichen gleich; ein oder zweimal des Tages, oder um den andern oder dritten Tag, klagten einige Kranken über vorübergehenden kurzen Schauer. Ueberhaupt konnte man wahrnehmen, dafs das Fieber mit unbestimmten Perioden remittirte. Heute glaubten die Anwesenden den Kranken in Lebensgefahr, morgen sprachen sie: wir haben gewonnen Spiel. Selbst die Efslust konnte sich heute wieder etwas einstellen, der Schlaf konnte in dieser Nacht wieder etwas ruhig seyn, und morgen war doch alles wieder wie vorher. Dieses remittiren zeigte aber nicht der Puls durch verminderte Geschwindigkeit an, welcher vielmehr immer seine Anzahl Schläge behielt, sondern mehr die eigne Empfindung des Kranken, der sich alsdann besser fühlte; auch wenn man aufmerkte, konnte man die Remission daraus abnehmen, dafs der Puls minder voll war.

Nach und nach kamen andere Symptome zum Vorschein. Die natürlich rothe Zunge wurde weifs und darauf braun, die dunkelrothe, fuchsigroth, trocken, und bekam fchmerzhafte Risse, fo dafs die Kranken kein Getränk im Munde leiden konnten. Diefe Veränderung erfchien nicht zu einer gewissen Zeit, oft zeigte sie sich in den erften 6 oder 8 Tagen, darauf reinigte sich die Zunge langfam, und wenn sie nun ganz rein und feucht war, fo war der Kranke noch um keinen Schritt weiter zur Besserung fortgerückt. Zuweilen blieb die Zunge vom Anfange der Krankheit an rein, am Ende wurde sie bebelegt, und der Kranke befand sich besser, und nahm an Kräften zu. Bei einem 36jährigen Manne im Klofter zu Ud., wurde die vorhin reine Zunge wie mit einem fchwarzen Flohr bedeckt, und zugleich ftellten sich alle Zeichen der nicht zu verkennenden Besserung ein.

Der vorhin dunkelgelbe Urin wurde meiftens blafsgelb und wässerig. Bei ein Paar Kranken bemerkte ich Kopffchmerzen, welche den obern und hintern Theil des Kopfs einnahmen, zwar nur einige Stunden anhielten, aber fo heftig wurden, dafs die Patienten glaubten, rafend zu werden. Faft bei allen ftellte sich früher oder fpäter Taubheit ein,

einige verloren beinahe ganz das Gehör; dieses war aber weder ein gutes noch böses Zeichen.

Ein Mädchen sah ich, welche eine eigne Art von Schluchzen hatte. Hier folgten die Zusammenziehungen des Zwerchfells nicht schnell auf einander, sondern alle ganze oder halbe Viertelstunden erfolgte bloss eine einzige sehr heftige und schmerzhafte Zusammenziehung. Bei einem übrigens starken Bauer stellte sich ein immerwährendes Aufstossen ein, welches einige Tage anhielt, und ihn sehr abmattete. Verwirrung des Verstandes, welche nicht durch verkehrte Behandlung erzwungen war, habe ich in diesen Monaten nur bei zweien bemerkt. Einer, welcher ein fleissiger Tagelöhner war, sprach an sich nichts Unverständiges, wenn ich ihn besuchte, nur das Gefühl seines kranken Zustandes fehlte ihm gänzlich. Er ging eines Morgens zur Messe, und verhielt sich daselbst ganz ordentlich, ja, er würde seine tägliche Arbeit verrichtet haben, wenn man ihn nicht davon abgehalten hätte. Wie er besser wurde, wusste er sich nichts mehr von alle dem zu erinnern.

Bei vielen Kranken konnte man, wenn sie sich im Bett aufrichteten, ein starkes Zittern des Körpers bemerken, auch standen ihnen die Augen voll Wasser, als ob sie wein-

ten; einige hatten Sehnenspringen. Diese Symptome, wie auch das Delirium, stellten sich leicht ein, wenn die Leute aus eigner Bewegung oder auf Anrathen eines unverständigen Arztes eine derbe Purganz genommen, oder ein Paar Mal zur Ader gelassen hatten.

Die Dauer dieser Krankheit war unbestimmt, und hing viel von der Behandlung ab, wie ich hernach deutlicher zeigen werde. Die Zeichen der Besserung waren: Zunahme der Kräfte und der Esslust, späterhin ruhiger Schlaf. Der Puls wurde etwas langsamer; es währte aber lange, ehe er auf die natürliche Anzahl Schläge herunter kam. Der Kranke konnte oft schon den ganzen Tag auf seyn, gut schlafen und essen, und doch war der Puls noch immer gereizt.

Critische Ausleerungen habe ich bis jetzt nicht bemerken können. Zweimal sah ich einen Hautausschlag, welcher stark juckte. Bei einer Frau erschien er, wie das Fieber am schlimmsten war, ohne dass daraus einiger Nutzen für die Kranke erwachsen wäre. Das anderemal erschien er bei einem Manne, der schon beinahe wieder hergestellt war, und währte lange. Die Esslust verschwand wieder und der Schlaf wurde wieder unruhig.

Metastasen, im eigentlichen Sinne, habe ich nicht bemerkt. Einige Male hatte ich

Kranke,

Kranke, welche plötzlich heftige Schmerzen in einem Fuſse bekamen. Der Fuſs, vorzüglich die Wade, ſchwoll an, allein es zeigte sich kein Eiter, ſondern mit der Besserung verſchwand der Schmerz, ſpäterhin auch die Geſchwulſt.

Die Gefahr ſchien bei dieſen Fiebern eben nicht groſs zu ſeyn; mir sind in dieſer Stadt zwei daran geſtorben. Eine 78jährige ſchwächliche Frau, und ein ſtarker ohngefähr 50jähriger Mann. Letzterer fing ſchon an gut zu essen und zu ſchlafen; bekam einen Rückfall und ſtarb bald darauf. Beide litten vor dem Tode viel an Beängſtigungen. Letzterer hatte kurz vor ſeinem Ende noch ſo viel Kraft, daſs er sich ohne Hülfe im Bette auf die Kniee ſetzen konnte und das Nachtgeſchirr ergriff, um ſein Wasser zu lassen; wie er dieſes gethan, fiel er um und ſtarb alſobald.

Dieſes iſt kürzlich die Beſchreibung des hier herrſchenden Fiebers, wie es sich bis zum Junius zeigte. Es frägt sich jetzt: welches iſt dessen Urſache? Die nächſte auszumitteln, iſt eben nicht ſehr ſchwer; sie iſt Schwäche der Lebenskraft, und irgend ein zufälliger Reiz. Das erſte wird dadurch gewiſs, weil alles, was im geringſten den Körper ſchwächte, als Aderlassen, Purgieren u. ſ. w. das Fieber gefährlicher und langweiliger machte. Ich kann

nicht läugnen, daſs mir hier die Feldſcherer, Quackſalber u. ſ. w. gute Dienſte geleiſtet haben. Gleich anfänglich fand ich Menſchen genug, welche ein oder zweimal zur Ader gelaſſen, und tüchtig purgirt waren. Die Verſchlimmerung war auffallend. Zuweilen war das Seitenſtechen verſchwunden, der Kranke aber noch elender als vorhin. Ich kann deshalb auch nicht in den Klaggeſang mancher Aerzte über Quackſalberei einſtimmen, glaube vielmehr, daſs dieſe ein nothwendiges Uebel ſey, welches aus der Einrichtung des Medicinalweſens unmittelbar entſpringt, und welches alſo ein vernünftiger Arzt zu ſeinem Vortheil gebrauchen muſs *).

*) Alle Unordnung im Medicinalweſen, alle Pfuſcherei wird nie abgeändert werden können, ſo lange nicht eine gewiſse Anzahl Chirurgen für eine gewiſse Volksmaſse beſtimmt wird, und ſo lange (was das Vorzüglichſte iſt) dieſe Zahl der Chirurgen nicht zu groſs iſt. Wenn man nun aber erwägt, daſs hier in einem Orte von 450 Häuſern und ohngefähr 2000 Einwohner unter der preuſsiſchen Regierung drei ſogenannte Chirurgi waren; daſs man keinen Ort, welcher eine Meile, ja nur eine halbe Meile von hier entfernt iſt, antrifft, wo nicht auch ein Chirurgus reſidirte: ſo muſs man als vernünftiger Menſch wohl die Frage aufwerfen: wovon lebten die Leute? Freilich, das iſt eben die groſse Frage. Beinbruch, Epidemie ſind etwas Ungewöhnliches, mit dieſer Hoff-

Wenn ich vorhin ſagte, daſs ein zufälliger Reiz mit zur nächſten Urſache der Krankheit gehörte: ſo glaube ich, daſs meiſt die Abwechſelung der Lufttemperatur durch Unterdrückung der Hautausdünſtung dieſen Reiz hervorgebracht habe. In den pfälziſchen Colonien, eine Stunde von hier, wohnt ein Volk, welches, des Bodens halber, den es bauet, ungleich ſchwerer arbeiten muſs, als andere Landleute. Durch dieſe ſchwere, unaufhörliche Arbeit werden dieſe Leute rauh, und achten wenig auf ihren Körper; ſchwitzen, und darauf ſich erkälten, iſt bei ihnen am erſten

nung dürfen sie sich nicht lahen, was iſt natürlicher, als daſs sie anfangen, Aerzte zu werden? — Soll man jetzt den Fluch über sie ausſprechen? — Bei Gott! das iſt hart. Frau und Kinder verlangen Brod, der Vater kann sie nicht verhungern lassen; er wird Arzt, nicht weil ihn der Kitzel ſticht, ſondern weil er muſs. *Klein* ſagt im 1ſten B. p. 385. ſeiner Annalen der Geſetzgebung und Rechtsgelehrſamkeit in den Preuſsiſchen Staaten: »Es iſt leicht »zu ſagen, was geſchehen ſoll; aber ſchwer zu ma»chen, daſs es wirklich geſchieht. Zum letztern hilft »es nicht zu ſagen: es ſoll ſo ſeyn. Auch das Be»fehlen bei Strafe und die ſtrenge Vollziehung der»ſelben machen es noch nicht aus. Man räume die »Hindernisse des Guten aus dem Wege. Man ver»binde das Interesse der Einzelnen mit dem Wohle »des Ganzen. Das iſt freilich ſchwerer, als befeh»len.«

möglich, und gerade bei diesen fand man die meisten Kranken. Ueberdem die Schmerzen in den Gliedern, das Seitenstechen, der Husten auch ohne Seitenstechen, machen es wahrscheinlich, daſs die veranlassende Ursache dieser Fieber unterdrückte Ausdünstung durch Veränderung der Lufttemperatur war. Bei der abwechselnden Witterung, welche zuweilen herrscht, kann leicht ein kalter Wind den durch Bewegung erhitzten Körper umwehen, und die Schweiſslöcher der Haut zu plötzlich zur krampfhaften Zusammenziehung reizen. Die Ausdünstungsmaterie, welche, nicht ausgesondert, mancherlei Veränderung in ihrer Mischung erleiden kann, wirkt in dem Körper als Reiz. Es kommt jetzt auf die Stimmung der Lebenskraft, ihrer Energie im allgemeinen und der besondern einzelnen Theile an, welche Krankheit entstehen wird. So entstehen Durchfälle, Gliederreiſsen, Husten, Entzündungen, Ausschläge und andere Uebel. Alle diese Zufälle sind ein Beweis der Energie der natürlichen Heilkräfte. Man kann sie gleichsam als Crisen ansehen. Man hat es darnach bloſs mit diesen Lokalzufällen zu thun; wenn man sie heben kann, so hat man auch meist die ganze Krankheit gehoben. — Ganz anders aber ist der Fall, wenn die Kräfte zu schwach sind; hier entstehen entweder keine

Lokalzufälle, oder wenn sie entstehen, sind sie unbedeutend, auch wenn sie heftig scheinen, sind sie bald zu heben. Der im Körper vorhandene Reiz macht keine gewaltsamen Revolutionen, es scheint vielmehr, als ob ein verderbliches Gift die thierische Oeconomie langsam zerstören wollte. Wenn ich es aber hier einigermaſsen wahrscheinlich zu machen suche, daſs die materielle Ursache unsrer Fieber die *materia transporabilis* gewesen sey, oder, um anders zu reden, daſs die Veränderung der Lufttemperatur den Körper zuerst in den Zustand der krankhaften Reizung gesetzt: so will ich damit nicht sagen, daſs nicht auch jeder andere materielle oder inmaterielle Reiz dieses Fieber hätte hervorbringen können; ich bin vielmehr vollkommen davon überzeugt, und enthalte mich deshalb bloſs des Aufzählens anderer Ursachen, weil ich keine vollständige Abhandlung über Nervenfieber schreiben, sondern bloſs über die diesjährigen den practischen Aerzten einige Bemerkungen mittheilen will.

Ehe ich nun zur Beschreibung meiner Heilart übergehe, muſs ich noch erinnern, daſs ich während dieser Zeit keine Faulfieber bemerkt habe. Diese Fieber werden hier zu Lande häufig verwechselt, da sie doch gewiſs beide auf ganz verschiedene Weise müssen

behandelt werden, wenn man glücklich heilen will. Bei der gewöhnlichen Behandlung wo dem Kranken allenfalls ein Decoct von 2 Unzen China mit 1 Drachme Vitriolsäure gereicht wird, kann die Verwechselung ziemlich unschädlich seyn. Allein wenn man bald und glücklich heilen will: so muss man genauer unterscheiden. Ursprüngliche Faulfieber, welche ich nicht in den vier Jahren meiner hiesigen Praxis, sondern zu Cleve gesehen habe, sind mit blosser Vitriolsäure in grossen Gaben am schnellsten und sichersten zu heilen. Ich gab davon mit Gerstenschleim vermischt so viel, als der Kranke nur immer nehmen wollte oder konnte. Am dritten, vierten oder fünften Tage erfolgte ein Durchfall mit grasgrünem Koth (bei wenigen blieben die *faeces consistent*, obgleich grün gefärbt). Dieses war mir ein Beweis, dass die Säure den ganzen Darmkanal erfüllt hatte; das Fieber liess augenscheinlich nach, und verschwand bald ganz, bei dem mässigen Gebrauche der Säure. Wollte man ursprüngliche Nervenfieber, wie die diesjährigen waren, auf solche Art behandeln: so würde man den Kranken tödten, statt ihn zu heilen. Beim Faulfieber wirkt die Vitriolsäure als chemisches Reagens auf die verdorbenen Säfte; sobald sie also den ganzen Darmkanal durchdrungen hat, lässt sich nicht wohl

eine Auflösung der Säfte mehr denken, indem ja die ganze Masse der Säfte die genaueste Communication mit dem Darmkanal hat. Ein Durchfall also durch die Vitriolsäure erregt, wirkt nicht mehr auf den faulfieberkranken Körper, denn es existirt kein Faulfieber mehr; daher schadet sie auch nicht. — Ich bin zu Kranken gerufen worden, welche bei Faulfiebern durch einen stinkenden colliquativen Durchfall sehr geschwächt waren. Ich hemmte diesen Durchfall durch Adstringentia, und gab darauf die Vitriolsäure in starken Gaben, nach einigen Tagen erschien der grüne Durchfall, dieser schwächte den Kranken nicht mehr, sondern das Fieber verminderte sich augenscheinlich. Beim Nervenfieber kann aber die Vitriolsäure nicht als chemisches Reagens wirken, mithin muss ein Durchfall durch dasselbe erregt äufserst nachtheilig seyn. Im Anfange meiner hiesigen Praxis wurde ich zu einem Fieberkranken gerufen, an welchem ich solche zweideutige Zeichen wahrnahm, welche mir das anfangende nervöse Faulfieber, welches ich bis dahin zu Cleve mit Glück behandelt hatte, bezeichneten. Ich verschrieb die Vitriolsäure und musste zwei Tage in meinen eignen Geschäften verreisen. Bei meiner Rückkehr erstaunte ich nicht wenig, den Mann, den ich mir sicher auf der Besserung dachte, ohne Besin-

nung, ohne Sprache, und so ganz ohne Muskelkraft zu finden, dass er beständig zu dem Fussende des Bettes rutschte. Ich begriff sehr leicht, dass dieses ein Fieber ganz anderer Art sey, und stellte zum Glück den Kranken durch excitirende Mittel wieder her.

Im Anfange dieses Jahrs, wo ich noch nicht ganz sicher war, ob nicht auch diese Fieber einen fauligten Character in ihrem Verlaufe annehmen würden, habe ich ebenfalls Vitriolsäure, aber in solchen Gaben gereicht, dass kein Durchfall erfolgte. Hiervon sah ich aber gar keinen Nutzen, und sobald ich gewiss war, dass die herrschende Constitution rein nervös sey, habe ich mich der Säuren gar nicht mehr bedient. — Am Ende des Jahres traf ich zwei Knaben, welche aus Eigensinn oder Delicatesse keine Arznei nehmen wollten. Ob es gleich sonst meine Manier ist, solche Leute gleich zu verlassen, so beschloss ich doch, zu versuchen, ob vielleicht die Salzsäure nach ihrem Geschmack sey; ich liess eine Mischung so angenehm als möglich machen, es wurde fleissig getrunken, aber das Fieber blieb wie es war, und die Kranken starben beide. Ich muss aber erinnern, dass einer schon seit seiner ersten Jugend ein *asthma periodicum* hatte. — Dieses sind alle Versuche, welche ich mit der Salzsäure gemacht

habe; vielleicht dienet sie auch besser im ursprünglichen Faulfieber, als im Nervenfieber. Vor ohngefähr vier Jahren meldete ich dem Herrn Geheimenrath *Hufeland*, daſs ich die Faulfieber mit bloſser Vitriolsäure in ſtarken Gaben und Weingeiſt geheilt hätte, und verſprach ihm, meine Bemerkungen ausführlicher mitzutheilen. Dieſe vorläufige Nachricht hat der Herr Geheimerath im 4ten Bande dieſes Journals p. 825 einrücken lassen. Ich glaube jetzt indessen, daſs es ganz überflüssig ſeyn würde, über dieſen Gegenſtand viel Worte zu verlieren, da ſeitdem Herr Prof. *Reich* beſtimmter gezeigt hat, wie man mit Säuren die Fieber bezwingen kann. Man erlaube mir alſo bloſs die Erklärung: daſs in urſprünglichen Faulfiebern kein besseres Mittel ſey, als die Vitriolsäure in ſtarken Gaben, und daſs sie die ganze Aufmerkſamkeit der practiſchen Aerzte verdiene. In wenigen Tagen kann man die gefährlichſten Fieber heilen. In den Hütten der Armen, wo gewöhnlich, ſo bald einer krank wird, auch alle übrigen angeſteckt werden, kann man dieſes üble Fieber, ſelbſt in ſeiner erſten Entſtehung, damit unterdrücken. Allein ſobald Sopor und Delirium mit den Faulfiebern verbunden iſt, muſs man Excitantia mit den Säuren verbinden; dann erreicht man ſeinen Zweck ſchneller.

In der angeführten Stelle des Journals erwähne ich eines Falles, wo sich ein symptomatischer Brand zum Faulfieber gesellte. Dieses war in der That merkwürdig. Das ganze Gesicht war kohlschwarz, der rechte Arm dick aufgelaufen und schwarzviolet, die beiden Waden waren kohlschwarz, und über den ganzen Leib hatte er Flecken und Striemen; übrigens lag er im beständigen Schlafe, und aus der Nase floss Blut. Er verzehrte innerhalb 24 Stunden ohngefähr ℥iv *Spir. vin. rectif.* und *Spirit. vitrioli* ℥iv. Am andern Tage war der ganze Arm rothviolet, das Gesicht rothviolet, und die abgestorbene Epidermis lag gleich einem schwarzen Flohr auf der rothen Haut. Am dritten Tage war die Haut blassroth, die schwarze Epidermis schuppte sich ab. An den Waden war die Haut selbst brandig geworden, und es entstanden Geschwüre, welche durch äussere Mittel mussten geheilt werden. Er genas überhaupt in kurzer Zeit bei dem fortgesetzten Gebrauche der Vitriolsäuren. — Eins ist aber zu beklagen: man trifft zuweilen Leute an, deren Magen keine grosse Gaben Säuren verträgt; jedoch dieses ist mit allen Mitteln der Fall. Wenn es aber pag. 826 des 2ten Bds dieses Journal heisst: Die concentrirte Vitriolsäure gebe ich bis zu *1 Unze* des Tages, so muss ich erinnern, dass

dieses ein Misverständniss ist. Ich habe die Säuren nie stärker geben können, als höchstens 4 Unz. des *Spir. Vitr.* nach dem Brandenburger Dispensatorium. Aber allen Kranken darf man gewiss nicht einmal diese Quantität anbieten.

Ich komme wieder von einem langen Abwege auf unsre diesjährigen Fieber, und zwar auf ihre Heilung zurück.

Die Indicationen ergeben sich leicht aus dem, was ich über die nächste Ursache gesagt habe. Man muſste suchen, den Kräften mehr Energie zu geben, und den einzelnen Symptomen, insofern sie der Heilung hinderlich waren, durch dienliche Mittel begegnen.

Wie sich diese Fieber im Anfange des Jahres häufig zeigten, so gab ich den Kranken gleich anfänglich ein Chinadecoct, und liess sie damit fortfahren, indem ich schon wuſste, daſs das Abwechseln mit Arzneien hier nichts fruchtet. Zwar starb mir nur ein Kranker, der Mann, von dem ich vorhin redete, am Ende der vierten Woche des Fiebers. Allein überhaupt währten diese Fieber so ewig lange, daſs mir selbst die Geduld verging. Ich glaubte, die gewöhnliche China sey nicht wirksam genug, und liess die Königsrinde kommen. Ein starkes Decoct davon, mit dem Zusatze *von 2 Drach.* des Pulvers, schien

die lange Dauer des Fiebers etwas abzukürzen; allein ich begriff wohl, dass ich noch nicht auf dem rechten Wege war. Endlich lernte ich ganz zufällig eine passende Behandlungsart.

Es wendete sich ein Mädchen an mich, welches angeblich an einem intermittirenden Fieber krank war. Diese klagte auch über sehr starke Schmerzen in der Seite, gerade wie die meisten Nervenfieberkranken. Nachdem ich mich überzeugt, dass das Fieber wirklich ein ordentliches andertägiges intermittirendes sey, so gab ich ihr eine Unze Königsrinde in Pulver, und liess ihr selbige in der fieberfreien Zeit verzehren. Das Fieber blieb aus, und der Schmerz, welcher sonst beim Eintritt des Fieberparoxysmus sehr heftig war, verschwand ganz. Dieser Fall, welcher sonst eben nichts Merkwürdiges enthält, brachte mich zuerst auf den Gedanken, die Königsrinde in Substanz bei meinen Fieberkranken anzuwenden. Ich verschrieb jetzt eine Unze Pulver, und liess stündlich einen gehäuften Theelöffel voll nehmen, also dass die Unze in 24 Stunden verzehrt würde. Der Erfolg war über meine Erwartung. Oft war nach dem Gebrauche der ersten Unze das Seitenstechen ganz verschwunden oder doch vermindert, und der Kranke fühlte sich viel bes-

ser. Gewöhnlich war die Besserung aber erst recht merklich, nachdem die zweite Unze verbraucht war. Bei manchen hatte ich 3, 4, 6, ja mehrere Unzen nöthig; denn da ich jetzt deutlich sah, dafs dieses der einzige Weg sey, diese fatalen Fieber zu bezwingen, so fuhr ich auch so lange hartnäckig fort, die Rinde zu reichen, bis ich den Feind überwunden hatte. Sah ich, dafs der Kranke stärker wurde, Efslust bekam, und der Schlaf sich wieder einstellte: so liefs ich weniger Rinde nehmen, aber doch so lange in geringeren Gaben fortfahren, bis er wieder ganz besser war. Auf die Art habe ich seitdem jene Fieber glücklich und bald geheilet. Es mögte aber jemand fragen: Wie ist es möglich, den Kranken solche Quantitäten Chinapulver verzehren zu lassen, ohne dafs er davor einen Eckel bekommt? Ich antworte darauf: Dem Kranken ist alles möglich, er wird die unangenehmsten Arzneien verschlucken, wenn er glaubt, dafs sie ihm helfen werden, und wenn er bald fühlt, dafs sie ihm wirklich helfen. Ich kann nicht läugnen, ich habe mit manchem viel zu schaffen gehabt, ihn zum anhaltenden Einnehmen des Pulvers zu bringen. Einigen, jedoch sehr wenigen, schien es ganz unmöglich zu seyn; unter diesen gehörte die alte Frau, von der ich vorhin sagte, dafs sie mir an diesem Fie-

ber gestorben sey. Einige Mal habe ich auch Leute angetroffen, deren Magen zu empfindlich war, um das Chinapulver zu vertragen; hier entstehen entweder Magenschmerzen oder Erbrechen, oder beides zugleich. Ich bin diesem dadurch zuvorgekommen, daſs ich anfänglich mit kleinern Quantitäten begann, und so den Magen an diesen fremden Reiz gewöhnte, zugleich lieſs ich viel schleimige Getränke gebrauchen. Einen Kranken habe ich behandelt, welcher das Pulver jedesmal ausbrach; ich setzte Calx Bismuthi zu der Rinde, und sie blieb nicht allein im Magen, sondern das Fieber verschwand auch ungewöhnlich schnell. Von dem Laxiren, welches die Rinde zuweilen erregen kann, gilt eben das, was ich vom Brechen gesagt habe; man muſs, wo man es befürchtet, die Därme nach und nach an den fremden Reiz gewöhnen, und fleiſsig schleimige Getränke nehmen lassen. Ein Zusatz von präparirten Austerschaalen dient auch dazu, den Stuhlgang consistent zu erhalten. Ueberhaupt habe ich aber in diesem Monate bei allen Kranken mehr verstopften Leib, als Laxiren bemerkt. Wo letzteres beim Gebrauche der Rinde erschien, hing es jederzeit von der individuellen Erregbarkeit des Darmkanals ab, und war bald zu heben. In diesem Monate war es nicht Sym-

ptom des Fiebers, aber wohl in den folgenden, wie ich hernach beſchreiben werde. Ich habe auch verſucht, ob man nicht aus der Königsrinde ein Extract verfertigen könnte, welches die ganze volle Kraft der Rinde enthielte. Zu dem Ende lieſs ich, da die Rinde viel harzige Theile enthält, mit ſchwachem Brandeweine eine Tinctur verſertigen, und ſelbige bis zur Extractdicke abdampfen. Dieſes Extract ſchmeckt wie die Rinde, ganz zuſammenziehend und ſo bitter, wie Quassia. Um zu erfahren, ob die ganze Kraft der Rinde in dieſem Extract enthalten ſey, lieſs ich das zurückgebliebene Pulver mit Waſser ſtark und anhaltend kochen, die Brühe durchſeihen und eindicken. Das Extract, welches ich erhielt, war ganz unbedeutend an Quantität, und hatte weder einen bittern noch zuſammenziehenden Geſchmack, ſondern einen ganz faden, etwas rhabarberähnlichen. Mir deucht, durch ein ſolches bitters und adſtringirendes Extract können wir ſowohl bei anhaltenden als intermittirenden Fiebern das unangenehme Pulver entbehren; ich habe es aber ſelbſt noch nicht angewendet. Ich komme jetzt auf die Lebensweiſe, welche ich meine Fieberkranke beobachten lieſs. Im allgemeinen ſorgte ich dafür, daſs der Kranke in einer unverdorbenen Luft lebte, und Mäſsigkeit im

Essen und Trinken beobachtete, wenn sich der Appetit einſtellte; daſs man ihm aber gar keine Speiſen aufdráng, ſo lange er keine Eſslufſt hatte. In der Wahl der Speiſen und des Getränks bin ich eben nicht ſehr bedenklich geweſen. Ein Kranker, der wenig Durſt hat, der bloſs beim Einnehmen trinkt, verlangt oft Abwechſelung des Getränks. Wenn sich Eſsluſt einſtellte, ſo unterſchied ich, ob es ein wirklicher Hunger war, oder bloſs ein vorübergehender Magenreiz, verurſacht durch den Anblick des Essens, oder durch die Vorſtellung: ich habe lange nichts gegessen, es würde wohl gut ſeyn, wenn ich etwas zu mir nähme. Im letztern Fall lieſs ich dem Kranken etwas Gerſten- oder Habergrützſuppe u. ſ. w. reichen. Ein Paar Löffel voll waren hinreichend, ihn zu befriedigen. Bekam er aber wirklich Hunger, ſo lieſs ich ihm Gemüſe und gebratnes Kalb- oder Hühnerfleiſch essen. Waren die Leute arm, ſo muſsten sie essen, was sie hatten.

Da ich bei der Beſchreibung unſers Fiebers angemerkt, daſs sich zuweilen Zuſammenziehung des Schlundes, Kopfweh, am meiſten aber Huſten und Seitenſtechen einſtellten: ſo wird es nöthig ſeyn, auch etwas von der Behandlung dieſer Symptome zu ſagen. Es läſst sich nicht wohl denken, daſs dieſe Zufälle im

Körper

Körper sich äuſsern könnten, ohne daſs das ganze Nervenſyſtem mehr oder minder Antheil daran nähme. Wenn gleich wegen des ſchon vorhandenen krankhaften Zuſtandes eine kleine Verſchlimmerung nicht eben in die Augen fällt, ſo muſs man dieſe doch als wirklich annehmen, wenn man bedenkt, daſs bei übrigens geſunden Perſonen die geringſten Symptome von Krämpfen eine Unbehaglichkeit des ganzen Körpers veranlassen. Es würde alſo thöricht ſeyn, wenn man bei Fiebern dieſe Zufälle nicht ſo bald als möglich heben wollte. Einige derſelben waren aber leicht zu heben, andere ſchwerer. Die Zuſammenziehung des Schlundes vertrieb ich am beſten durch *Caſtoreum*; eben dieſes fand ich ſehr wohlthätig bei Kopfſchmerzen, welche einen Theil des Kopfs einnahmen, abwechſelnd erſchienen und verſchwanden. Jene heftige Schmerzen aber, von denen ich im vorigen redete, erforderten eine andere Behandlung. Hier war der Schmerz ſo groſs, daſs man auf ſchleunige Hülfe denken muſste. Dieſe fand ich bei dem Paar Kranken, welche mir vorkamen, in der Vitriolnaphtha. Ich lieſs davon ʒij mit ℥iv. Wasser vermiſchen, und alle Viertelſtunden einen Löffel voll nehmen, bis der Schmerz nachlieſs. Dieſes Mittel vertrieb die Schmerzen ohnſtreitig dadurch daſs es

augenblicklich einen ſtarken Reiz aufs ganze Nervenſyſtem machte.

Der Huſten war eins der beſchwerlichſten Symptome. Zwar konnte man ihn bald durch Opium heben; allein dieſes war dem Charakter des Fiebers eben nicht ſehr angemessen, weshalb ich es auch nie anders, als mit der gröſsten Behutſamkeit angewendet habe. War der Huſten nicht ſo ſtark, daſs er dem Kranken alle Ruhe raubte: ſo wendete ich nichts dagegen an, indem er beim Gebrauche der China mit dem Fieber verſchwand. War aber der Huſten ſehr heftig, ſo daſs ſelbſt blutiger Schleim ausgeworfen wurde: ſo gab ich zweimal des Tages 8 Tropfen Mohnſafttinctur, und wenn ich merkte, daſs sie der Kranke vertrug, ſo ſtieg ich mit der Gabe, bis der Huſten entweder verſchwand, oder doch um vieles gemindert war. Gewöhnlich brauchte ich zur Wegſchaffung oder Minderung des Huſtens ganz geringe Gaben Mohnſaft. Dieſe geringen Gaben aber verurſachten meiſtens anhaltende Schläfrigkeit, Mattigkeit und Verworrenheit des Kopfs; weshalb ich auch nur im äuſserſten Nothfalle zum Gebrauche des Opiums überging, und es allezeit ſo gab, daſs ich Herr der Wirkung blieb. Es kam immer auf die Summe der Kraft des kranken Individui an. Bei dieſem Fieber war verminderte Kraft des

anzen Nervensystems und erhöhte Reizbar-
eit der Lungen vorhanden. Das Opium wirkt
nmittelbar auf die Lebenskraft, dadurch,
afs es sie vermindert; die Aeufserung der-
lben in einem einzelnen Organ mufs alfo
uch vermindert erfcheinen. Je geringer
ber die Summe der Kraft ist, desto weniger
ürfen wir von ihr subtrahiren, aus Furcht,
s mögte fonst nichts mehr von ihr übrig blei-
en. Wenn ich hier von der Schwäche der
ebenskraft rede: fo unterfcheide ich wohl
ie natürliche, desgleichen man bei Kindern,
inigen Weibern u. f. w. antrifft, von der
rankhaften Schwäche bei unfern Fiebern.
ei der erften Art ist zwar die Summa der
raft gering, allein wenn von diefer Summe
twas hinweggenommen wird, fo erfetzt es
loch sicher die Natur in einem längern oder
ürzern Zwifchenraume. Anders ift es mit
er Schwäche bei unfern Fiebern. Hier fcheint
ine Urfache vorhanden zu feyn, welche die
ebenskraft unmittelbar fchwächt. So lange
iefe Urfache fortfährt zu wirken, wird die
umme der Kraft auch täglich, ja ftündlich
eringer. Wenn wir hier nun noch durch
)pium einen Theil der Kraft hinwegnehmen,
› siehet es mifslich um den Erfatz derfelben
ns, und wir können leicht den Kranken auf
len. Punkt der Schwäche bringen, wo gar

überhaupt, als ob diese Insecten mehr auf den Blasenhals und die Blase, als auf die Nerven ihre reizende Kraft äussern. Bei einer Frau, wo der Schliessmuskel der Blase gelähmt war, konnte ich sie bis zu 7 Gran in Substanz täglich geben, ohne dass die Harnabsonderung dadurch wäre vermehrt oder vermindert worden. Ich werde diesen Fall, da er in anderer Rücksicht merkwürdig ist, besonders beschreiben.

Ehe ich nun diese Bemerkungen schliesse, muss ich noch ein Wort über ausleerende Mittel sagen. Nach dem Begriffe, welchen ich von dem Character dieses Fiebers hatte, mussten sie schädlich seyn, deshalb habe ich mich derselben nicht bedient. Ich war zufrieden, wenn der Kranke um den andern Tag Oeffnung hatte, indem ich gewahr wurde, dass er alsdann am geschwindesten wieder genass. Indessen muss man sich die Schädlichkeit dieser Ausleerungen nicht so denken, als ob gerade jede tödtlich gewesen wäre. Ich habe mehrere behandelt, die vorher eine derbe Purganz oder ein Brechmittel genommen hatten; ich habe selbst einen Bauer geheilet, dem dreimal zur Ader gelassen war. Freilich befanden sich solche Leute eben nicht zum besten darauf. Ihr eignes Gefühl musste *ihnen wohl* sagen, es sey Zeit, zum Arzt zu

gehen, sonst würden sie es sicher nicht gethan haben. Dieses habe ich aber bemerkt, dafs in den Fällen, wo der Kranke durch Ausleerungen geschwächt war, die Heilung langsamer von statten ging, ja, dafs er nicht selten in Lebensgefahr gerieth.

Zweimal habe ich Gelegenheit gehabt, Kranke zu sehen, welche die Heilung dieses Fiebers ganz der Natur überlassen hatten. Der eine war ein armer Mann aus Udem, einem Städtchen, zwei Stunden Weges von hier. Dieser, ob er gleich weder gut essen noch schlafen konnte, nicht mehr bettlägrig war, sondern zu Fuſse selbst hieher ging, hatte ein starkes Zittern am ganzen Körper, und seine Gesichtsmuskeln waren in einer immerwährenden zuckenden Bewegung, dabei schwitzte er stark bei der mindesten Anstrengung. Der zweite war ein Bauer aus Pfalzdorf; dieser hatte vor acht Wochen das Fieber bekommen, war jetzt wieder den ganzen Tag auf, und hatte starke Eſslust. Dabei war es aber in seinem Kopfe nicht ganz richtig. Er delirirte zwar nicht, aber er war ganz einfältig, und sobald er sich auf einen Stuhl setzte, schlief er ein. Dabei fror ihn leicht, weshalb er sich ein Geschäft daraus machte, den Ofen zu heizen. Dieses Geschäft trieb er denn auch so eifrig, dafs *kein Mensch* bei ihm ausdauern

konnte. Dieses sind die zwei von der Natur unvollkommen geheilten, welche ich gesehen. Ich will damit aber nicht beweisen, dass keiner ohne Arzneimittel hätte genesen können, glaube vielmehr, dass mancher auf diesem Wege seine vollkommene Gesundheit wieder gefunden habe.

Fieber vom Junius bis zum Septbr. 1800.

In der Mitte des Junius wurde ich zu einer Frau gerufen, welche an jenem eben beschriebenen Fieber seit zwei Tagen krank lag. Sie hatte keinen Durst, ihre Zunge war roth und feucht, ihr Urin natürlich von Farbe, ihr Puls schlug 96mal in einer Minute; sie hatte keinen Schmerz in der Seite, aber wohl Husten. Ich gab ihr die Königsrinde; sie nahm fleissig ein, aber das Fieber blieb wie es war, ja, die Frau fühlte sich vielmehr von Tage zu Tage schlimmer. Ich frug, ob sie ordentliche Oeffnung hatte; sie antwortete: ja, täglich einmal, und zwar ganz natürliche. Am fünften Tage rief man mich zu ihr. Sie war äusserst matt, konnte nicht gut hören, schlummerte viel, und redete zuweilen irre. Auf meine Frage sagte man mir, dass sie zweimal flüssige Oeffnung gehabt hätte. Ich wusste jetzt, woran ich war; denn da ich nicht leicht ein gewöhnliches intermittirendes

Fieber durch die Rinde heilen konnte, so lange der Kranke flüssigen Stuhlgang hatte: so konnte ich also noch weniger erwarten, dass die Rinde diese hartnäckige Krankheit heben würde, so lange der Kranke laxirte. Ich hatte also umsonst gearbeitet, und musste einen andern Weg einschlagen. Anfänglich glaubte ich, dieser Zufall habe in der individuellen Körperbeschaffenheit der Patientin ihren Grund; es zeigte sich aber bald, dass jene Neigung zum Laxiren mit allen Fiebern, die ich seit der Zeit zu behandeln hatte, verbunden war. Gewöhnlich war am zweiten oder dritten Tage der Abgang schon breiartig, und erfolgte zwei bis dreimal; darauf wurden die Stühle flüssiger und häufiger. Leibschmerzen hatten sehr wenige, und auch da waren sie ganz unbedeutend. Wenn man den Kranken vom Anfange an behandelte, und dem Durchfalle zeitig Einhalt that, so zeigten sich weiter keine üblen Symptome. War dieses aber nicht der Fall, so nahm die Krankheit eine andere Gestalt an. Der Puls wurde entweder langsam, so dass man nur 70, ja nur 60 Schläge zählen konnte, oder er war klein und sehr geschwind. Dabei fingen die Kranken an, irre zu reden; sie glaubten sich gar nicht krank, sie gingen aus dem Bette, und wenn man es nicht verhinderte, so

kleideten sie sich an. Andere delirirten nur einige Minuten; wenn man sie ansprach, waren sie gleich wieder bei Sinnen; redeten übrigens ganz vernünftig, bekümmerten sich um ihre Geschäfte und um ihre Haushaltung, und wenn sie genasen, so war auch keine Spur mehr von alle dem, was sie anscheinend vernünftig geredet hatten, in ihrem Gedächtniss. Wieder andere fingen an zu schlafen. Hier hiess es anfänglich, der Kranke hat diese Nacht herrlich geschlafen, ist nur ein oder zweimal wach geworden. Wenn man dieses hörte, so konnte man schliessen, dass der Kranke auch gar bald übern Tag herrlich schlafen würde. Oft fiel der Kranke mit einemmale in einen so tiefen Schlaf, dass er gar nicht zu erwecken war. Bei einigen stellte sich Sehnenspringen ein, die Augen standen ihnen voll Wasser, als ob sie eben im Begriff ständen, zu weinen. Der ganze Körper zitterte bei jeder willkührlichen Bewegung. Die zitternde Zunge konnten einige nur mit Mühe aus dem Munde recken. Dieses sind die Symptome, welche diese Fieber von jenen der vorigen Monate unterschieden. Es ist dieses aber nicht so zu verstehen, als ob vorher sich diese Symptome nie bei den Fieberkranken gezeigt hätten, ich habe sie vielmehr schon damals hin und wieder beobachtet, sie waren

aber jedesmal durch künstlich erregte Ausleerungen hervorgebracht, weshalb ich sie auch im vorigen nicht beschrieben habe.

Es war nun wohl nicht zu verkennen, dafs die Fieber dieser Monate ein und denselben Character mit denen der vorigen hatten. Der ganze Unterschied bestand blofs darin: vorhin hatten die Kranken Seitenstechen, jetzt aber einen Durchfall; ersteres konnte die Kräfte nicht sonderlich schwächen, desto mehr aber letzterer. Dieses mogte auch der Grund seyn, warum in diesen Monaten die angeführten Symptome erschienen.

Bei der Heilung dieser Fieber kam alles darauf an, den Durchfall bald zu hemmen. Kam ich zu einem Kranken, der selbigen noch nicht hatte, so gab ich ihm blofs Chinapulver. Erfolgte Oeffnung, so mufste mir der Abgang gezeigt werden. Sobald der Koth nur im mindesten breiartig war, konnte ich schliefsen, dafs er in einigen Tagen ganz flüssig seyn würde. Ich wartete dieses nicht ab, sondern verschrieb gleich folgenden Trank. ℞. *Rad. arnicae - Terrae Catechu āā ℥j. Coque cum sq. Aquae fontanae ad Colat. ℥viij. in qua solve alumnis ʒij. M. D.* Diesen Trank liefs ich vier bis fünfmal des Tages zu einem Löffel voll nehmen. Wenn der Kranke in zwei Tagen keine Oeffnung bekam, so liefs ich weni-

ger nehmen; war aber alsdann die erfolgte Oeffnung noch breiartig, so liefs ich mehr nehmen. Den Trank ganz bei Seite zu setzen, war nicht rathsam. Ein Paar Mal that ich es, wo der Abgang schon hart war; allein nach einigen Tagen wurde er wieder dünn. Nebenbei mufste der Kranke das Chinapulver so gebrauchen, wie ich vorhin beschrieben, weil ich hierin das einzige Mittel sahe, das Fieber zu bezwingen. Ich kann nicht umhin, hier zu erinnern, dafs es unumgänglich nöthig war, sich den Abgang zeigen zu lassen. Der Kranke und die Wärter nennen ihn natürlich, so bald es nicht ganz dünn ist; durch das Selbstsehen konnte man hier manchem Uebel vorbeugen.

Es trug sich aber gar oft zu, dafs ich zu Kranken gerufen wurde, welche schon am Laxiren waren (denn manche sahen es als eine Hülfe der Natur an, und freuten sich desselben). War hier noch keines jener vorhin gemeldeten Symptome zugegen, als Delirium, Schlaf u. s. w., so gab ich blofs den adstringirenden Trank, von welchem ich stündlich einen Löffel voll nehmen liefs. Hiemit wurde fortgefahren, bis das Laxiren gehoben, und der Abgang hart war. Nun mufste der Kranke Chinapulver nehmen, und der Gebrauch des Tranks wurde durch den Abgang be-

ſtimmt, wie ich beſchrieben habe. Einige behandelte ich, welche sich auf den Gebrauch des Tranks erbrachen. Hier nahm ich darauf Rücksicht, ob die Oeffnung bereits in einigen Tagen nicht erfolgt war; wenn ich dieſes hörte, ſo lieſs ich den Trank ſo lange ganz bei Seite ſetzen, bis einmal Oeffnung erfolgt war. Denn durch die zu ſtarke Verminderung des *motus periſtaltici* entſteht leicht die entgegengeſetzte Bewegung in den Därmen. Wenn aber das Brechen durch die Wirkung des Alauns auf den Magen entſtand, ſo lieſs ich fleiſsig Gerſtenſchleim trinken. Ein Paar Mal muſste ich den Alaun weglassen, und ſetzte ſtatt dessen ein Loth Salmiak hinzu. Ob gleich dieſer Trank viel häſslicher ſchmeckte, ſo blieb er doch im Magen, und hemmte alsbald den Durchfall. Man trifft auch Leute an, die sich erbrechen, wenn sie etwas Uebelſchmeckendes einnehmen. Solchen ſetzte ich zu dem Tranke ein Paar Loth Syrup, mit etwas Pomeranzenſchalen oder Biſchoffessenz. Wenn ſolche Leute aber keinen guten Willen haben, ſo iſt es am beſten, daſs man sie ganz verläſst, bis die Noth ihnen die Arznei verſüſst. Dieſes iſt kürzlich die Behandlung der Fieber, ſo lange sich noch kein Delirium oder Sopor zeigte.

Jeder practiſche Arzt wird aber leicht

einſehen, daſs die Dauer dieſer Fieber auch bei der ſorgfältigſten Behandlung länger ſeyn muſste, als jene der vorigen Monate; sie wurde jetzt meiſt durch die mehr oder mindere Hartnäckigkeit des Durchfalls beſtimmt.

Sobald sich nun aber Schlaf und Irrereden, jene Zeichen der sinkenden Kraft, einſtellten, ſo war die Rinde ganz entbehrlich. An ihre Stelle traten excitirende Mittel. Ich habe mich aber eben keiner groſsen Anzahl aus dieſer Klasse bedient. Da, wo der Schlaf oder das Irrereden gering war, gab ich ein Loth Serpentariapulver mit einem Lothe *Liq. anod.*, Syrup und Wasser zum Schütteltrank gemacht, in 24 Stunden, und lieſs den Kranken ſtündlich ein halbes Glas Wein trinken. Hierauf verſchwanden oft die Symptome. Bei dieſen leichteren Fällen blieb aber, wenngleich der Kranke wieder munter und vernünftig war, das Fieber ziemlich unverändert, und ich muſste es hernach mit der Rinde bezwingen. War nun aber bei dem Delirio u. ſ. w. der Durchfall ſo ſtark, daſs der beſtändige Gebrauch jenes adſtringirenden Tranks nöthig ſchien: ſo ſetzte ich dieſem *Serpent* und *liq. anod.* zu. War er hingegen nicht ſo hartnäckig, ſo lieſs ich den Trank aus *Serpent.* beſtändig gebrauchen, und immer

nur, ſo oft als nöthig war, um den Leib verſtopft zu erhalten.

In dem Falle, wenn das Delirium, Sopor u. ſ. w. bedeutender waren, muſste ich zu ſtärkern Mitteln greifen. Gewöhnlich habe ich mich des rectificirten Weingeiſtes bedient. War das Laxiren hartnäckig, ſo ſetzte ich zu dem anhaltenden Tranke anfänglich *Spiritus vini rectif.*, und verminderte um ſo viel die Quantität des Wassers; ich ſtieg auf die Weiſe bis zu 4 Unzen. Dabei lieſs ich in jeden Löffel voll Vitriolnaphtha tröpfeln, ſo, daſs 2 bis 3 Drachmen in 24 Stunden verzehrt wurden. War hingegen das Laxiren nicht ſo hartnäckig, ſo gab ich folgendes: ℞. *Spiritus vini rectificat.* ℥*iv.*, *Aqua fontanae* ℥*iv.*, *Pulv. Rad. Serpent.* ℥*ß. Syrup Sachari* ℥*i. S.* alle Stunden einen Löffel voll zu nehmen. Ueberhaupt war es, wie Herr Geheimerath *Hufeland* bemerkt, am sicherſten, von kleinen Gaben anzufangen, und ſo lange zu ſteigen, bis die verlangte Wirkung erfolgt.

Die Wirkung, welche ich von dieſen Mitteln beobachtete, war dreifach. Bei einigen verſchwand früher oder ſpäter das Irrereden, und der widernatürliche Schlaf, zugleich ſtellten sich alle Zeichen der Besserung ein. Dieſe genaſen bald bei dem fortgeſetzten Gebrauche der reizenden Mittel. Bei andern verſchwan-

den zwar jene eben genannten Symptome, allein dieſes war auch alles, was man von ihrer Besserung rühmen konnte. Das Fieber blieb, wie es vorhin geweſen war, und muſste mit der Rinde geheilt werden. Bei dreien von dieſen Kranken ſtellte sich einige Tage, nachdem sie vollkommen vernünftig waren, ein heftiger Froſt ein, welcher bei einer und einer halben Stunde anhielt. Ich glaubte, hier würde sich die Krankheit in ein intermittirendes Fieber endigen; allein es erfolgte, ſo genau ich auch aufmerkte, nicht einmal die geringſte Remission. Die dritte Wirkung der reizenden Mittel habe ich dieſes Jahr nur bei zwei Menſchen beobachtet. Hier verſchwand wie durch einen Zauber mit dem Delirio zugleich das Fieber. Die Kranken fühlten sich wohl, und erhielten bald ihre Kräfte wieder. Einer von dieſen war der Mann, von welchem ich vorhin erzählte, daſs er im Delirio zur Messe gegangen ſey. Dieſer genaſs durch einen einzigen Trank aus *Serpent.*, *Spir. vin. rectif.* und Wasser ſo vollkommen, daſs er keine Arznei mehr nöthig hatte. Ein anderer junger Menſch, welcher, da ich ihn zuerſt ſah, ſchon in die dritte Woche krank lag, beſtändig ſchwitzte, delirirte, und einen ſtarken Durchfall hatte, bei dem sich letzterer aber bald ſtillen lieſs, nahm eben dieſen ex-

citiren-

citirenden Trank, und innerhalb 48 Stunden war ihm ganz wohl. Nach vier Tagen verliefs er fein Krankenzimmer, und ftieg eine Treppe hinunter, die ein Gefunder nicht ohne Mühe erfteigen kann. Hier war das Fieber fo fchnell verfchwunden, und in diefem abgemagerten Körper die Kräfte fo wenig erfchöpft, dafs ich wirklich anfänglich zweifelhaft war, ob nicht noch Deliria mit unterliefen.

Man könnte fagen: hier war gerade der rechte Grad des Reizes getroffen, daher die augenblickliche Besserung. Es ift freilich etwas gefagt; ob es aber wahr fey, das ift eine andere Frage. Ich denke, jener fieberhafte Zuftand mit Sopor oder Delirium, ift dem natürlichen Schlafe ziemlich ähnlich. Diefer entfteht, wenn durch eine Zeitlang fortgefetztes Wachen die Kräfte mehr oder minder erfchöpft sind. Hier sind unfre Sinne weniger empfänglich für äufsere Eindrücke; auch verbinden wir mit den Eindrücken, die wir noch erhalten, gar nicht die gewöhnlichen Vorftellungen; fo kann z. B. jemand mit einem Lichte in mein Zimmer treten, und ich denke, das Haus fteht in Flammen. Aehnliche Vorftellungeu reihen sich an ähnliche, und fo entftehet jenes feltfame Gemifch von Träumen. Gleiche Erfcheinungen fehen wir auch bei dem widernatürlichen Schlafe und Delirio.

Ein solcher Mensch ist gerade wie ein Träumender, seine Träume sind nach Umständen mehr oder minder lebhaft. Bei dem natürlichen Schlafe ersetzt die Natur nach und nach die verlorenen Kräfte; nach und nach werden auch die Sinne empfänglicher für äussere Eindrücke. Zuletzt entstehet ein wahrer Mittelzustand zwischen Schlaf und Wachen, welcher sich jedoch durch keine äusseren Zeichen ankündigt. Wenn man nun einen Schlafenden gegen Morgen weckt, wo der Ersatz der Kräfte schon geschehen ist, da braucht es eben keines grossen Lärmens, wenn man ihn leise anspricht, so erwacht er. Bei der Heilung unsrer Fieber ohne Arzneimittel scheint die Natur den nehmlichen Weg zu gehen. Wir sehen den träumenden Schläfer erwachen, er erinnert sich nur sehr dunkel, oder gar nicht, dessen, was sich mit ihm vielleicht in einigen Wochen zutrug. Es läst sich wohl muthmassen, dass auch hier, wie beim natürlichen Schlafe, der Ersatz der Kräfte langsam von statten gieng, dass zwischen dem tiefen Grade des krankhaften Schlafs und dem Erwachen kein einziger grosser Sprung war. Woher kann ich es nun wissen, ob es der Grad angebrachter Reizmittel war, der meinen träumenden Schläfer so schnell weckte, oder ob vielleicht schon der Morgen seines neuen Le-

bens graute, da ich ihn gewaltſam aufſchreckte. Es ſey mir erlaubt, hier ein Wort über den Gebrauch und die Wirkungsart excitirender Mittel beim Phantasiren und Schlafe der Nervenfieberkranken zu ſagen.

Alle excitirenden Mittel, die wir bei jenem Zuſtande gebrauchen, haben, je nachdem wir sie in ſtarken oder geringen Gaben reichen, eine ſehr verſchiedene Wirkung. In geringen Gaben vermehren sie gleichmäſsig die Thätigkeit der belebten Faſer; sie unterſtützen alſo die Heilkräfte der Natur bei ſolchen Krankheiten, wo jene im ungleichen Kampfe unterzuliegen ſcheinen. In ſtarken Gaben aber wirken sie anders; hier machen sie durch ihre plötzliche heftige Einwirkung eine ganze Revolution in der thieriſchen Maſchine. Dadurch können gewiſs manche Uebel gehoben werden, und zwar ſchnell und sicher gehoben werden. Es frägt sich jetzt: auf welche Weiſe heben excitirende Mittel das Delirium und den Schlaf im Nervenfieber? Ich bin ſonſt immer der Meinung geweſen, daſs sie es auf letztere Art thun müſsten. Wenn man den rechten Grad des Reizes trifft, ſo kann man jene Zufälle eben ſo sicher heben, als ein kaltes Fieber mit der gehörigen Portion Rinde, darüber glaubte ich genugſam Erfahrungen gemacht zu haben, und ſah die Sache als ab-

gethan an. Allein bei Betrachtung der Kräfte unserer Mittel und der Hindernisse ihrer Anwendung bin ich auf andere Gedanken gekommen.

Einige excitirende Mittel, welche wir in Nervenfiebern anwenden, als *Serpentaria*, *Valeriana*, *Camphor*. und andere dieser Art, haben wenig oder gar keine Wirkung auf das Sensorium; ein gesunder Mensch kann davon viel auf einmal nehmen, und er wird nicht munterer noch aufgeräumter werden. Geistige Mittel, als Wein und Brantewein, hingegen wirken unmittelbar auf das Sensorium. Man beobachte eine Gesellschaft Menschen, welche Wein trinken, und sehe, welche Veränderung in einigen Stunden mit diesen Leuten vorgeht. Die vorhin gezwungene Unterhaltung wird lebhafter, man hört schnelle, richtige Urtheile und witzige Einfälle, selbst das Wortgedächtniſs zeigt sich in seiner ganzen Stärke, so daſs man nicht selten jemand erlernte Sprachen geläufig reden hört, aus dessen Gedächtniſs, hat er keinen Wein getrunken, die erlernten Worte sich nur mühsam loswinden.

Jedoch wenn wir den Grad des Weinreizes richtig beurtheilen wollen, so müssen wir wohl untersuchen, ob nicht andere Reize mitwirken, und den beschriebenen Zustand her-

vorbringen. Gleich wie jede einzelne Blutwelle, die sich ins Herz ergiefst, auf dieses als Reiz wirkt, also mufs auch jeder Gedanke Reiz fürs Sensorium seyn. — Gesetzt nun; in einer Gesellschaft stimmt der Wein die Geisteskräfte in der ersten Stunde um einen Ton höher, so wird die Unterhaltung lebhafter, ein Gedanke jagt jetzt gleichsam den andern. In der folgenden Stunde wirkt nicht mehr der Wein allein, sondern das ganze Heer lebhafter Vorstellungen als neuer Reiz. Die Wirkung dieses doppelten Reizes kann doch dem Weine allein nicht mehr zugeschrieben werden.

Ich sitze einem altmodischen Complimentenmacher gegenüber, er stöfst an mein Glas und spricht: Die lieben Angehörigen! und scharret mit dem Fusse auf der Erde. Der König von Preussen, beweiset er, handelt thörigt, dafs er dem Kaiser nicht hilft die Franzosen von Wien jagen. Mit allem Feuer seiner Beredsamkeit erzählt er mir: dafs man bei der letzten Fenstercontribution selbst ein kleines Fenster in seinem Pferdestalle mitgezählt; wie kann der König solche Schandthaten ruhig mit ansehen? — Wahrhaftig, nun brauche ich meinen Kopf nicht mehr zu Rathe zu ziehen, wie viel Wein ich trinken mufs, ich kann es blofs meinem Magen überlassen, wieviel *er* vertragen will. Kommt hin-

gegen ein vertrauter Freund zu mir, den ich in 10 Jahren nicht gesprochen hatte; so mögte ich lieber Bier trinken, aus Furcht, auch von einer kleinen Portion Wein berauscht zu werden.

Vor einiger Zeit sah ich einen Menschen, welcher bei seinem Freunde, dem ein grosses Glück begegnet war, eine mäfsige Quantität Wein trank, lustig und immer lustiger wurde, so dass man endlich dahin übereinkam: er sey betrunken. Ein Gespräch über die wirklich unglücklich häusliche Lage dieses Mannes, mäfsigte seine Ausgelassenheit und machte ihn bald eben so betrübt, als er vorher froh gewesen war. Ietzt wurde aber gar bald dieser vorhin betrunkene Mensch wieder vernünftig, und wir merkten, dass der Wein die bloss mittelbare Ursache seiner Trunkenheit gewesen sey. Hier war also durch die Traurigkeit der Reiz der Freude getilgt. Doch nicht allein Seelenreize, sondern auch körperliche vermehren den Reiz des Weins. Dahin gehören vorzüglich das Tabakrauchen, starke Bewegung, grosse Kälte u. s. w. Wie sollen wir nun die Quantität Wein bestimmen, die den ersten merkbaren Reiz auf das Sensorium hervorzubringen im Stande ist? Es ist dieses gewiss schwieriger, als man glaubt; man kann *im allgemeinen* nur so ohngefähr etwas dar-

über bestimmen, wenn man den Menschen in einer solchen Lage beobachtet, wo so wenig fremde Reize als möglich auf ihn wirken.

Ich glaube, dass ein Weinhaus, wie man es hier hat, gerade der möglichst beste Ort ist, solche Beobachtungen anzustellen. Da sitzt eine Gesellschaft, und spielt um einige Pfennige in Karten; andere studieren die Zeitung oder lesen wohl gar in dem Anhange, welche Weiber zu Amsterdam in die Wochen gekommen sind; wieder andere sprechen über ganz gleichgültige Dinge. Da sind wohl die Nebenreize eben so stark nicht, das Tabakrauchen abgerechnet, welches hier mit dem Weintrinken unzertrennlich ist. Die Quantität Wein nun, die im allgemeinen getrunken wird, ohne einen merkbaren Reiz hervorzubringen, ist eine Flasche oder 2 Pfund rothen französischen oder gewöhnlichen Rheinwein. Die Zeit, in welcher sie verzehrt wird, drei Stunden, von 5 Uhr nehmlich bis 8 Abends. Es versteht sich, dass ich hier im allgemeinen rede. Es kann immer Leute geben, welche eine geringere Quantität schon munter macht; dagegen können aber auch andere drei oder viermal so viel trinken, ohne dass man irgend eine Veränderung an ihnen wahrnimmt. Wir wollen jetzt diese gemeinen Beobachtungen auf die Fieberkranken anwenden. Den Grad

der Kraftäuſserung, bei dem wir ſagen: der Menſch iſt vernünftig, werden wir, um die öftere Wiederholung eines Worts zu vermeiden, mit o bezeichnen. Jene durch den Weinreiz verurſachte Exaltation der Kraft, bei der wir den Menſchen noch nicht trunken nennen, ſey der erſte Grad über Null $\frac{1}{0}$, da, wo er anfängt, trunken zu werden. Der zweite $\frac{2}{0}$. Und ſo umgekehrt wollen wir zwei Grade der zu ſchwachen Kraftäuſserung beſtimmen, alſo $\frac{0}{1}$ $\frac{0}{2}$. Geſetzt nun, ich habe einen Kranken, der im Zuſtande $\frac{0}{1}$ iſt: ſo werde ich doch wohl eben ſo viel Wein nöthig haben, um ihn auf o zu bringen, als ich nöthig haben würde, um ihn von o auf $\frac{1}{0}$ zu bringen, auch wieder eben ſo viel von $\frac{0}{2}$ bis zu o, als von o bis zu $\frac{2}{0}$. Es hat uns aber vorhin die gemeine Erfahrung gelehrt, daſs, um einen erwachſenen Menſchen männlichen Geſchlechts von o bis zu $\frac{1}{0}$ zu bringen, keine Flaſche Wein in drei Stunden hinreiche. Wie viel ſoll man jetzt einem Kranken geben, um ihn von $\frac{0}{1}$ auf o zu bringen? Bei dieſem wirken doch noch gewiſs weniger äuſsere Reize auf das Senſorium, als bei einem Geſunden wachenden, wenn wir dieſen gleich in der möglich reizloſeſten Lage betrachteten. Doch wir wollen die nöthige Quantität Wein auf eine Flaſche beſtimmen: nun laſse man dieſe einem

Menſchen in drei Stunden trinken, der keinen Durſt und keinen Geſchmack am Weine hat, der da liegt, und ſchläft, und wie ein Träumender ſpricht. Das erſte Glas trinkt er, das zweite nur halb, das dritte ſtöſst er von ſich oder ſpeiet es wohl gar aus. Nun muſs der Wärter ſeine Seele in Geduld faſsen, und einen beſſeren Zeitpunkt abwarten. So vergehet die Zeit, und es wird kaum eine Flaſche in 24 Stunden verzehrt. Was kann die aber für einen Reiz auf das Senſorium machen? — Befindet ſich nun gar der Kranke in dem Zuſtande von ♀, ſo vermehren ſich die Hinderniſſe noch mehr. Freilich trifft man Kranke, die in jenem Zuſtande alles verſchlucken, was man ihnen in den Mund bringt, aber auch dagegen andre, wo man eine Viertelſtunde nöthig hat, um ihnen ein einziges Glas Wein beizubringen, ſie laſſen es nicht ſelten halb wieder aus dem Munde laufen.

Dieſe Betrachtungen haben mich bewogen, den Weingeiſt anzuwenden; allein auch hier finde ich zu groſse Schwierigkeiten, um nur einigermaſsen wahrſcheinliche Schlüſſe aus meinen Beobachtungen zu ziehen. Da der gewöhnliche Brantewein von verſchiedener Stärke iſt, ſo habe ich mich des rectificirten bedient, welcher in der Apotheke zum wenigſten immer *einerlei* Grad der Stärke hat.

Vier Unzen desselben mit drei Unzen Wasser vermiſcht lassen sich nehmen. Allein will man dem Kranken mehr als einen Löffel voll alle Stunden anbieten, ſo gehet es oft eben ſo, als mit dem Wein. Jedoch läugne ich nicht, daſs man mit dem Weingeiſte mehr ausrichten kann, als mit dem Wein, indem man mit jenem durch kleinere Gaben viel ſtärker auf das Senſorium wirken kann, als mit dieſem. Vier bis fünf Unzen rectificirter Weingeiſt aber den Tag durch nach und nach verzehrt, werden bei einem geſunden Menſchen wohl ſchwerlich einen bemerkbaren Reiz aufs Senſorium äuſsern, es wohl nicht leicht von o auf ⅛ ſtimmen, alſo bei einem Knaben wohl eben ſo wenig von ♀ auf o.

Dieſe Gründe nun haben mich endlich bewogen zu glauben, daſs unſre Mittel bei weitem in den meiſten Fällen durch einen geringeren Reiz die ganze thieriſche Maſchine beleben und die Natur in dem groſsen Geſchäfte der Heilung bloſs unterſtützen. Die Alten zählten bei den Fiebern die Tage; sie sprachen: an dieſem oder jenem Tage bricht sich die Krankheit. Wir ſuchen den rechten Grad des anzuwendenden Reizes; wir ſprechen: wenn *der* gefunden iſt, ſo erfolgt augenſcheinliche Besserung. Schade iſt es aber, *daſs bei dem* Suchen des angemessenen Rei-

zes auch die Tage dahin gehen! Sollten wir nicht oft das, was wir dem angebrachten Reize zuſchreiben, dem Tage, oder überhaupt der Zeit zuſchreiben müssen? — Ich will gar nicht dagegen ſtreiten, daſs nicht in leichteren Fällen, wo keine äuſseren Hindernisse vorhanden sind, und wo der Grad der Erregbarkeit des Senſoriums bei einem Kranken ziemlich groſs iſt, daſs nicht, ſage ich, da un'ſre Mittel das Senſorium alſobald von $\frac{0}{1}$ auf o ſtimmen könnten. Ich ſelbſt habe einſt durch zu ſtarke Gaben Reizmittel die Kraft nicht allein auf o, ſondern ſogar bis $\frac{1}{0}$ gebracht. Da dieſer Fall ſehr ſchön die Wahrheit jenes Satzes, dessen practiſche Brauchbarkeit ich bloſs unterſuche, beweiſet, ſo will ich ihn kürzlich erzählen.

»Frau *v. M.* zu C., 72 Jahr alt, fiel nach einem zwölfſtündigen, heftigen Fieber in jenen bewuſstloſen Zuſtand. Ich wendete reizende Mittel an; allein ihr Zuſtand wurde ſchlimmer ſtatt besser. Um 12 Uhr Nachts hatte man zuerſt bemerkt, daſs ihre Sprache unverſtändlich und lallend war; um 4 Uhr Nachmittags lag sie ohne Besinnung mit halb offenen Augen. Ihr Athemholen war ganz gegen Gewohnheit laut ſchnarchend. Zuweilen war es, als ob sie reden wollte, man hörte aber nur unartikulirte Töne. Ihr Puls war geſchwind *und merklich* kleiner, als im ge-

ſunden Zuſtande. Wenn ma
aufrichtete, ſo hing der Kop
Kurz, ihr Zuſtand war ſo, d
Freunde an ihre Geneſung da
ſen Umſtänden beſchloſs ich.
der Patientin zu bleiben. I
ſche guten Rheinwein und
naphtha geben. Von dem
alle Viertelſtunden eine Po
das Verdünnſten zu verhüter
nicht nach Tropſen berech
jedesmal Wein nachtrink
gab ich ihr den Wein in
aber ſah, daſs die Hälfte
dem Munde herauslief: I
in einen kleinen Theete
die Pfeiſe in den Mund
ich sie zum Hinunterſch
drittenmale mit dem Ei
bemerkte ich, daſs das
türlich von ſtatten ging
änderten sich die Umſ
fuhr mit dem Eingel
Viertelſtunden fort.
ſchlug sie die Augen
einige verſtändliche
es sich, daſs ihr I
Sie erkannte mich,
gewöhnlichen He

fälle, gerade, als ob sie in der fröhlichsten Gesellschaft gewesen wäre. Darob schüttelte mancher bedenklich den Kopf und dachte: diese ausserordentliche Munterkeit bedeute nichts Gutes. Da ich aber die Ursache derselben kannte, so war ich deshalb ruhig, und verschrieb ihr bloss ein *Decoctum chinae* mit *Extr. quassiae.* Am Nachmittage wurde Patientin ruhiger, der Puls intermittirte, es stellten sich aber weiter keine bösen Zeichen ein. Gegen Abend schlug der Puls wieder regelmässig, jedoch noch fieberhaft schnell. Ohngefähr gegen 11 Uhr Abends kam Herr Prof. *Günther* aus Duisburg, dem ich am vorigen Nachmittage geschrieben und um schleunige Ueberkunft bei den gefährlichen Umständen der Patientin gebeten hatte. Dieser fand die Patientin zwar fieberhaft, aber doch bei vollem Verstande, und erklärte, nachdem er alle Umstände nicht allein von mir, sondern auch von den anwesenden Hausgenossen fleissig erforscht hatte, die Kranke ausser Gefahr. Sie genass auch in kurzer Zeit bei dem fortgesetzten Gebrauche der China und einer nahrhaften Diät.«

Ich muss jetzt noch eine Frage aufwerfen, nehmlich: Bei dem Nervenfieber, wo zugleich mit verminderter Kraft auch die Erregbarkeit vermindert ist, findet da bei dem

kranken Individuo das nehmliche Verhältnifs zwifchen der verminderten Kraft und der verminderten Erregbarkeit ftatt, als im gefunden Zuftande? — Man wird mir antworten: Da wir afthenifche Fieber mit vermehrter Erregbarkeit haben, fo ift diefes ja fchon ein Beweis, dafs das Verhältnifs zwifchen Kraft und Erregbarkeit auf mancherlei Art in den Fiebern kann verändert werden, und wir können muthmafsen, dafs felbft bei verminderter Erregbarkeit in afthenifchen Fiebern das Verhältnifs zwifchen diefen und der Summe der Kraft nicht immer das nehmliche bleibe, als im gefunden Zuftande. Auf die Weife wäre ja mein Schlufs, welchen ich von dem gefunden Zuftande auf den kranken machte, um die unbekannte Gröfse des nöthigen Reizes auszumitteln, ganz falfch. Es könnte alfo vielleicht ein einziges Glas Wein bei Kranken das Senforium von $\frac{o}{1}$ auf o ftimmen, dem es doch bei vollkommener Gefundheit keine zwei Flafchen von o auf $\frac{1}{o}$ brächten?

Diefe Sache verdient wohl eine nähere Unterfuchung.

Wir denken uns unter einem afthenifchen Fieber ein Fieber mit gefchwächter Kraft. Wir haben diefen Begriff aus der Erfahrung gefchöpft, oder wie die Alten fagten, *ex nocentibus et juvantibus.* Unter Kraft überhaupt

verſtehen wir jede Urſache von Veränderungen. Nach den ereignenden Veränderungen und nach ihrem Aufeinanderfolgen in gewiſsen Punkten der Zeit, beſtimmen wir die Gröſse der Kraft. Wenn zwei Kräfte A und B eine gleiche Veränderung in dem erſten Punkte der Zeit hervorbringen; in dem zweiten Punkte aber B sie nicht mehr hervorbringt: ſo nennen wir B eine ſchwächere Kraft, A eine ſtärkere. Da aber B ſo gut wie A in dem erſten Punkte der Zeit gleiche Veränderung bewirkte: ſo iſt B in dieſem Punkte der Zeit eben ſo ſtark als A, mithin bloſs ſchwach in Rückſicht der Dauer. Wir wollen dieſe gemeinen Sätze auf unſre Fieberkranken anwenden. Geſetzt, ich komme zu einem Kranken, der einen mäſsig geſchwinden und vollen Puls hat, Kopfweh, Durſt u. ſ. w., ich gebe ihm Wein, ſein Puls wird geſchwinder und voller, er wird ängſtlich und fangt an zu deliriren. Was berechtigt mich zu ſagen: dieſer Menſch hat ein Fieber, dessen Character Schwäche iſt. Doch wohl nicht die Zeichen, die ich ſinnlich wahrnehme? Alſo die epidemiſche Conſtitution. Dieſes heiſst aber nichts anders, als: ich habe zu dieſer Zeit verſchiedene Kranke mit ähnlichen Symptomen geſehen; behandelte ich dieſe mit ſchwächenden Mitteln, ſo wurden ſie ſchlimmer, ſtarben

wohl

wohl gar, gab ich ihnen hingegen ſtärkende, ſo genaſen sie. — Ich nenne alſo bei dieſem Individuo die Kraft bloſs, in Rücksicht der Dauer, ſchwach. In dem Punkte der Zeit, wo sich die Kraft äuſsert, iſt dieſe Aeuſserung der Maaſsſtab der Kraft, und zwar der einzig mögliche. Wenn bei einem Individuo groſse Kraftäuſserung auf einen verhältniſsmäſsigen kleinen Reiz erfolgt: ſo legen wir dieſem Individuo groſse Erregbarkeit bei. Reiz iſt aber bloſs die Bedingung, unter welcher Kraftäusserung erfolgt. Dieſe Bedingung mag ſeyn, welche sie wolle, ſo kann sie hier nicht in Anſchlag kommen. Die groſse Erregbarkeit ſetzt wirkliche groſse Kraftäuſserung voraus; nun mag ja das Verhältniſs des Reizes zur Kraftäuſserung noch ſo gering ſeyn: ich ſehe immerhin groſse Kraftäuſserung, und ſchlieſse von dieſer auf groſse Kraft. Aus dieſer Betrachtung ergiebt sich, daſs das, was wir Nervenfieber mit erhöheter Erregbarkeit nennen, zwar Fieber ſeyn könne, wo die Dauer der Kraft ſehr kurz iſt; aber, inſofern bei ihnen erhöhete Erregbarkeit ſtatt findet, müssen wir sie nicht Fieber mit verminderter Kraſt, ſondern mit vermehrter nennen. Der practiſche Arzt muſs sie auch als ſolche behandeln; dabei aber immer auf die kurze nicht beſtimmt zu taxirende Dauer der Kraft Rücksicht nehmen.

Nachdem wir es alſo wahrſcheinlich zu machen geſucht, daſs von den Nervenfiebern mit erhöheter Erregbarkeit, der Schluſs auf Nervenfieber mit verminderter Erregbarkeit, als Beweis der Wahrſcheinlichkeit des veränderten Verhältnisses zwiſchen Erregbarkeit und Kraft, bei letztern Fiebern nicht ſtatt finde: ſo wird es nicht nöthig ſeyn, uns nach directen Beweiſen für das Nichtverändern dieſes Verhältnisses umzuſehen. Dieſen Beweis finden wir aber in dem vorigen; denn da wir geſehen haben, daſs die Gröſse der Erregbarkeit die Gröſse der Kraft beſtimmt, und umgekehrt: ſo folgt von ſelbſt, daſs dieſes Verhältniſs, indem es abſolut nothwendig iſt, in keinem Puncte der Zeit könne verändert werden. Ich werde alſo einen Menſchen, dessen Senſorium ich im geſunden Zuſtande mit einer Flaſche Wein nicht in den Zuſtand der wahrzunehmenden Reizung verſetzen kann, gewiſs mit keiner halben zum Bewuſstſeyn bringen, wenn er im Nervenfieber mit verminderter Erregbarkeit ſchläft oder delirirt.

Dieſe Betrachtung führt mich unmittelbar auf einen andern Gegenſtand, nehmlich auf die Möglichkeit der Entzündung im Nervenfieber. Ich bekenne es, ich ſah dieſes ganze Jahr kein Nervenfieber mit Entzündung verbunden, vielmehr wichen alle anſcheinende

Entzündungen dem Gebrauche der Rinde und äufserlichen reizenden Mittel; aber deshalb glaube ich mich doch nicht berechtigt, einen solchen Zustand als möglich abzuläugnen. Ich habe dieser Sache, da sie mir bei der dermaligen epidemischen Constitution sehr wichtig schien, oft nachgedacht, und bin endlich so weit gekommen, dafs ich nicht mehr begreife, wie man darüber uneinig seyn kann. Wir denken uns unter einem Nervenfieber ein Fieber mit verminderter Lebenskraft. Diese Schwäche mag nun wirklich vorhanden oder noch zu erwarten seyn, so sage ich: dieser Mensch, der heute anscheinend an einer Brustentzündung krank liegt, hat das Nervenfieber, obgleich noch kein Zeichen vorhanden ist, welches auf Schwäche der Kraft schliefsen liefse. Der Feldscheer spricht: er hat eine Brustentzündung, und läfst zur Ader; morgen sagt er: es ist ein Nervenfieber dazu gekommen. Wenn ich diese Krankheit ein Nervenfieber nannte, so geschahe dieses deshalb, weil ich voraussah, dafs die sich heute noch stark äussernde Kraft von keiner Dauer seyn würde. Wenn wir aber von der Dauer der Kraft reden, so nehmen wir eine erst in künftigen Punkten der Zeit sich äufsernde, jetzt gleichsam noch ruhende Kraft an; also eine blofse Ursache der Möglichkeit von den Verände-

rungen, die das Leben ausmachen. Diese Ursache der Möglichkeit erforderte, um Ursache der Wirklichkeit zu werden, gewisse Bedingungen; denn wäre dieses nicht, so würde sie ja seit ihrer Existenz Ursache der Wirklichkeit gewesen seyn. Ohne diese Bedingungen könnte sie aber nicht Ursache der Möglichkeit von Veränderungen seyn, indem ohne diese Bedingungen die Veränderungen unmöglich waren. Die Bedingungen aber coexistirend mit der Ursache der Möglichkeit gedacht, heben den Begriff derselben auf. Daraus ergiebt sich, dass wir mit reinen Vernunftgründen gar nicht über die Dauer der Kraft streiten können, denn unsre Vernunft schweigt darüber stille. Bloss unsre medicinisch-practische Vernunft wagt hier Schlüsse. Sie lauten also: Ich habe zu dieser Zeit gesehen, dass bei allen Kranken, die sich mir anvertrauten, im Anfange des Fiebers mehr oder minder eine Erhöhung der Kraft statt fand, welche aber den folgenden oder dritten Tag in unverkennbare Schwäche überging. Der eben krankgewordene Cajus befindet sich in jenem Zustande der Kraftexaltation, also würde ich auch morgen oder übermorgen die Zeichen der gesunkenen Kraft bei ihm wahrnehmen, und darf ihm heute nicht zur Ader lassen,

wenn er gleich über Seitenſtechen ſchreiet, und ſehr beſchwerlich Athem holet.

Oder umgekehrt: Ich habe zu dieſer Zeit geſehen, daſs manche Kranke sich zu Anfange des Fiebers in dem Zuſtande der Kraftexaltation befanden, mit heftigen Schmerzen in der Seite oder anders wo. Nach einigen Tagen ſanken zwar die Kräfte, aber die Verrichtung des afficirten Organs blieb behindert, der Kranke ſtarb entweder, oder wenn er genaſs, hatte er die Schwindſucht. Wenn ich aber gleich anfänglich zur Ader lieſs, dadurch den Zuſtand der Reizung in den Lungen hob, und dann erſt durch ſtärkende und reizende Mittel die sinkende Kraft unterſtützte: ſo genaſen sie. Titius befindet sich nun in einem ſolchen Zuſtande, alſo werde ich mit ihm eben ſo verfahren, und er wird geneſen.

Dieſe beiden Schlüsse sind doch gewiſs grundfalſch. Wir erheben den Oberſatz zu einem allgemeinen, welches er doch nicht iſt. Der medicinisch-practiſche Glaube iſt es wohl allein, der uns bei einem individuellen Falle ſo und nicht anders zu handeln befiehlt, und jene falſchen Schlüsse zu richtigen ſtempelt. Dieſen Glauben erlangen wir durch das unbefangene Aufmerken auf die epidemiſche Conſtitution. Geſetzt, wir hätten gewisse untrügliche Zeichen innerer Entzündung, welche

doch wohl eben ſo untrüglich nicht sind: ſo könnten doch dieſe Zeichen nicht unſere Heilart beſtimmen, ſobald wir aus der epidemiſchen Conſtitution wissen, daſs jener Zuſtand der Sthenie plötzlich und bald in die gröſste Schwäche übergehet. Wissen wir hingegen, daſs jener Zuſtand der Sthenie nicht ſo geſchwind in Aſthenie übergehet, ſo können wir immerhin anfänglich durch ſchwächende Mittel den etwa vorhandenen Zuſtand der Localreizung, von dem wir Gefahr befürchten, heben, und ſo glücklicher heilen, als wenn wir ein entgegengeſetztes Verfahren beobachteten. Doch nicht im Anfange der Nervenfieber allein, ſondern ſelbſt im Verlaufe derſelben, kann ein ſolcher entzündlicher Zuſtand ſtatt finden. Ich ſah im Verlaufe der Nervenfieber die heftigſten Schmerzen im Fuſse mit Geſchwulſt und Röthe plötzlich entſtehen, und den Kranken aus ſeinem gleichgültigen Zuſtande gewaltſam wecken. Bei kritiſchen Entzündungen in aſtheniſchen Fiebern ſahen wir augenſcheinlich, daſs eine Entzündung ſtatt finden kann. Ja, verſchwindet nicht ohne alle reizende Mittel zuweilen die Aſthenie plötzlich? Wer mag hier der sich hebenden Kraft die Grenzen vorzeichnen, wie hoch sie sich heben ſoll? Kann nicht hier wirklich ein Zuſtand der Kraftexaltation und mit ihr wirk-

lich Localentzündung eintreten? Wenn mir jemand nun vorpredigen wollte, ich müſste niemals beim Nervenfieber einen Zuſtand der Localreizung mit ſchwächenden Mitteln behandeln: ſo würde ich ihn predigen laſsen, und durch vorsichtige Verſuche, durch Beobachtung der Fälle, wo die Natur allein Arzt war, durch Aufmerken auf den Erſolg änderer Heilarten, welche von Aerzten oder Nichtärzten oder dem Kranken ſelbſt angewendet waren, zu erfahren ſuchen, wie ich dieſen entzündlichen Zuſtand am beſten zu behandeln hätte.

Man mögte aber einwenden: ſobald eine wirkliche durch ſchwächende Behandlung zu hebende Entzündung beim Nervenfieber vorhanden iſt, ſo iſt dieſes kein Nervenfieber mehr, denn dessen Character iſt Schwäche; Schwäche und Stärke können aber nicht zugleich exiſtiren. Dieſes Argument iſt allenfalls gut, wenn man *pro gradu doctoris* disputirt, hat aber in der praxi wenig Gehalt. Zwiſchen Sthenie und Aſthenie kann man in einer Fiebertabelle einen dicken Strich ziehen, aber die Natur hat dergleichen Striche nicht gezogen. Ich nenne ein Nervenfieber ein ſolches, dessen Grundcharacter Schwäche iſt; von dieſem Grundcharacter kann es in ſeinem Anfange oder in ſeinem Verlaufe mehr oder minder abweichen, gleich wie eine im moll Ton

gesetzte Symphonie hin und wieder in einen dur Ton fallen kann.

Sydenham beschreibt uns ein bösartiges Seitenstechen. Dieses muss zu damaliger Zeit sehr gefährlich, ja tödtlich durch zu schwächende Behandlung gewesen seyn, denn sonst würde er nicht sagen: *Paucula de eo dicam, quod omnium ore tristissimum est pleures in scilicet quandoque ită malignam reperiri, ut per eos annos Phlebotomiam ferre nesciat, saltem toties repetitam, quoties hic morbus communiter deposcit.* Bei diesem Seitenstechen läst *Sydenham* einmal zur Ader, und heilt die Kranken durch ein *epispasticum* im Nacken, kühlende Getränke, Emulsionen, Wasser mit Milch oder Dünnebier. Wenn ich dieses Jahr das Seitenstechen so hätte heilen wollen, so würde ich die meisten Kranken wohl in die andre Welt geschickt haben. Die Influenza soll ja auch eine asthenische Krankheit seyn. Die Kranken genasen aber von selbst in kurzer Zeit. Wenn der Husten heftig war, so konnte ich ihn durch reichliche Gaben Opium bezwingen. Bei den beschriebenen Nervenfiebern, welche sich in ihrer Entstehung durch kein Zeichen von der Influenza unterscheiden, durfte ich im allgemeinen kein Opium gegen den Husten anwenden. Herr Geheimerath *Hufeland* stillte den Bauch-

fluſs bei ſeinen Nervenfieberkranken durch Adſtringentia, mit Mohnſaft verbunden. Wenn ich bei den meinen den Mohnſaft anwendete, ſo fingen sie an zu deliriren und zu ſchlafen, und wurden auffallend elender. — Was heiſst es nun: eine Krankheit iſt asthenisch oder ſthenisch? Für mich, als practiſchen Arzt, iſt es ein bloſses leeres Wort. Ich ſtehe noch immer auf dem nehmlichen Punkte, worauf meine Vorgänger ſtanden; ich muſs, wie *Sydenham* ſpricht, wohl aufmerken, *quibus praesidiorum generibus aegri juventur et laedantur, ut quam primum his repudiatis illis utamur*; und wie er kurz vorher bemerkt: *ad magna praeſertim remedia non nisi ſuspenſo pede ac tardius procedere.* Wenn wir nun ſo bei herrſchenden Krankheiten ausgemittelt haben, welches die rechte Heilart derſelben ſey: ſo können wir immerhin hernach von Sthenie und Aſthenie, directer und indirecter Schwäche reden, ſo gelehrt wie möglich; gerade wie Schauſpieler, die zu Hauſe mit vieler Mühe und Noth ihre Rollen auswendig lernen, und bald darauf als Könige und Fürſten auf der Bühne erſcheinen, und ſo frei und unbefangen ſchwatzen, als ob ihnen alles nur ſo eben erſt einfiele. Theorie iſt Bedürfniſs unſers Geiſtes, aber nicht mehr. Sie iſt dem ausübenden Arzte dann nützlich,

wenn sie ihm alle Gesichtspunkte zeigt, aus welchen er die Erſcheinungen am Krankenbette zu beobachten hat; dann bewahrt sie ihn für Einſeitigkeit im Urtheil, und bildet ihn zum unpartheiiſchen Beobachter. Wer eine ſolche Theorie entwirft, muſs ſelbſt aufmerkſamer, unpartheiiſcher Beobachter der Natur ſeyn, und verdient gewiſs den wärmſten Dank vernünftiger Aerzte. Jede Theorie hingegen, welche dem Beobachtungsgeiſt Fesseln anlegt, iſt gar nichts werth, und wer aus ihr allgemeine Glaubensartikel ziehen will, um ſeinen Namen zu verewigen, iſt gewiſs auf dem unrechten Wege.

Ich ſchlieſse dieſe Bemerkung mit *Sydenhams* Worten. Dieſer mir ſchätzbare Arzt hält dafür: *quantulamcunque in hoc ſcientiae genere accessionem, etsi nihil magnificentius quam odontalgiae aut clavorum pedibus innascentium curationem edoceat, longe maximi faciendam esse, praeinani ſubtilium ſpeculationum pompa, ac levicularum rerum notitia, quae fortasse Medico ad abigendos morbos non magis ex uſu futura eſt, quam Architecto ad conſtruendas aedes musicae artis peritia.*

IV.

Practische Bemerkungen über den langwierigen Durchfall bei Kindern.

Vom

Dr. Fischer

zu Lüneburg.

Das Uebel, von welchem hier die Rede seyn wird, hat sehr oft eine ganz besondere Hartnäckigkeit, nicht sowohl allezeit wegen seiner objectiv absoluten Gröfse, als wegen der subjectiv relativen Schwierigkeit in durchaus nothwendiger regelmäfsiger Behandlung desselben. Nicht nur das zartere kindliche Alter, die gröfsere Reizbarkeit desselben, die mannichfachen accessorischen Störungen und Verwikkelungen von Seiten der Krankheitsursachen, machen den Grund davon aus; sondern eben

so viel, wo nicht noch mehr, das Verhältniss, worin hier der Heilarzt zu seinen Kranken, durch die verbindenden Mittelglieder der Eltern und Wärter steht, die Hinderniss, ja beinahe oft moralische Unmöglichkeit, den uniformen festen Plan, welchen er sich gemacht, oder schon dem Papiere überliefert hat, mit gebührender Achtsamkeit und Sicherheit auszuführt zu sehen. Es mag sich daher wohl der Mühe verlohnen, diese Angelegenheit nach ihren Umständen noch einigermassen genau zu erwägen, und ob schon die zu spezielle Betrachtung unnöthig seyn dürfte, auf die allgemeinen Punkte aufmerksam zu machen, welche hiebei nicht aus der Acht gelassen werden müssen.

Denn so wie eine ausführliche Betrachtung aller derjenigen Ursachen, welche Durchfall und ähnliche Uebel dem Kindesalter erregen können, und ihre mannichfache Wegräumung durch die Kunst, viel zu weit aus den Grenzen einer Abhandlung und in ein weitläuftiges, trotz aller seiner neuern zweckmässigen Bearbeitung, noch lange nicht erschöpftes Feld führen mögte, so scheint es hier zweckmässiger, das eben genannte Uebel allgemein, bloss als Gattung sich zu denken, und als die Ursache desselben diejenige schwächliche Reizbarkeit des Körpers, und insbeson-

dere des Darmkanals, zu betrachten, welche allerdings, höchst wenige Ausnahmen und Modificationen etwa abgerechnet, die innere zum Grunde liegende Bedingung wenigstens desjenigen krankhaften Zustandes ist, welcher nun durch äussere Gelegenheitsursachen und hinzukommende Reize hervorgebracht, so manchem Kinde die Gesundheit aufs ganze Leben hinaus und das Leben selbst kostet, wenn nicht die Kunst, d. h. die sorgfältige Wahl, in Anwendung der gewöhnlichen (diätetischen) und ungewöhnlichen (arzneilichen) Reize, mit aller Ueberlegung und Kraft ins Mittel tritt, die Kunst, die bei so manchen Kinderkrankheiten übrigens so gut ganz zu entbehren ist, wo sie oft unberufener Weise und für die zarte Faser gewaltsam sich einmischt, aber bei keinem krankhaften Zustande so nöthig ist, als bei dem sich in die Länge ziehenden Durchfalle, wo der zarte Körperbau durch einen Zirkel von Leiden gleichsam aufgerieben wird, durch Verlust an Säften und daher rührenden Mangel an Ersatz und Ernährung, und durch die allgemeine schädliche Affection der Nerven, welche mit dem ersten wechselsweise Grund und Folge ausmacht.

In diesem eben bezeichneten Zustande langwierigen Durchfalls (denn ob wohl die fernerhin anzugebenden Regeln und Cautelen

auch für einen gelinden Grad und frischen Zustand des Uebels passen, so wird doch hier nicht davon, sondern mit Fleiſs mehr von dem hartnäckigern und weit gediehenern Grade desselben die Rede seyn), ist und bleibt es nun allemal für den Arzt die erste und wichtigste Maasregel, sich der Eltern und Wärter des Kindes und ihrer genauen Folgsamkeit in Ausrichtung seiner Vorschläge zu versichern. Diese Regel scheint zwar sehr gewöhnlich und trivial zu seyn. Aber ihr nur allein verdanke ich zeither so manchen glücklichen Erfolg angewandter Bemühungen, und der Vernachlässigung derselben schreibe ich hauptsächlich die öftere Täuschung, oder doch Verzögerung und Erschwerung der Kur zu, die man in solchen Fällen gar häufig, besonders in groſsen geräuschvollen Städten, zu bemerken Gelegenheit findet. Es ist nicht hinlänglich, daſs man nach der gewöhnlichen trocknen Lehre der Compendien die Aufmerksamkeit und Ausdauer der um das Kind beschäftigten Personen zu erhalten sucht. Man muſs vielmehr mit allen möglichen Gründen, hauptsächlich aber mit dem der unbedingten Verantwortlichkeit für den guten oder bösen Ausgang des Uebels, das Gewissen, und so zu sagen, die ganze moralische Existenz zu rühren, und dabei die möglichst deutliche Ueberzeugung zu erhalten

wissen, daſs und warum ohne gehörige Sorgfalt von Seiten der Wartung, und ohne ebenmäſsige Zuſammenſtimmung derſelben mit den Vorſchriften des Arztes, durchaus auf nichts Sicheres und Beſtändiges in der Kur zu rechnen, ſondern nur dieſes davon zu erwarten ſey, wenn die Pfleger auch hinter dem Rücken des Arztes wahrhaft Arztes Stelle verträten, und ſo eine *ausübende* Gewalt weiſe verwalteten, die noch unendlich wichtiger und von Einfluſse iſt, als die oft nur momentane *geſetzgebende* des Arztes ſelbſt. Sind irgend noch menſchliche Empfindungen und gute Grundſätze da, ſo kann und wird ein ſolches beſtimmtes Verfahren von Seiten des Arztes wirkſam ſeyn, da übrigens der Menſch bekanntermaſsen ein ſo wunderſames Geſchöpf iſt, daſs Vorurtheil, Eigenwille, Trägheit und Mangel an heller Einsicht ihn oft poſitiv oder negativ gegen die Vorſchriften des Arztes ſündigen läſst; um ſo mehr in einer Sache, wo es auf die genaueſte und geduldigſte Aufmerkſamkeit ankommt. Auf die angegebene Weiſe hilft dann doch noch die Schaam, dieſe groſse Wächterin der Tugend überhaupt. Der Gedanke: was werden die Leute davon ſagen, wenn dein Kind ſtirbt, da dir und ihnen doch der Arzt vorher geſagt hat, daſs du und die Wartung überhaupt daran hauptſächlich Schuld

ſein würden (ein Vorwurf, der um ſo drük-
kender in dieſem Falle des Wiedervergeltungs-
rechts ſeyn würde, da man ſonſt in der Re-
gel nur gewohnt iſt, damit ſeine Empfindlich-
keit an den Arzt auszulassen)! Dieſer Gedan-
ke ſchreckt doch manche Mutter, oder Wär-
terin vom Leichtsinn in Behandlung des kran-
ken Kindes ab, oder hilft, wenn sie auch übri-
gens den beſten Willen hat, ihre Pflicht zu
erfüllen, die Ausübung derſelben, und beſon-
ders den oft ſehr ſchweren Punkt der Aus-
dauer erleichtern, da bei Verſäumung dieſer
beſtimmten und ernſthaften Rückſprache der
Arzt warlich die meiſte Zeit Gefahr läuft, für
den Kranken vergeblich, und für ſeinen ei-
genen guten Namen obenein ſehr ſchlecht ge-
ſorgt zu haben.

In welchem Zuſtande befindet sich nehm-
lich ein vom eingerissenen Duchfalle geplagtes
Kind anders, als in dem der wahren directen
Schwäche, oder wenn man es anders ausdrü-
cken will, der (gröſsern oder geringern) Schwä-
che mit erhöhter Reizbarkeit? Nun wissen wir
aber nach allen Syſtemen, und nach der (oft
nur zu wenig gefragten) Lehrmeiſterin aller,
der Erfahrung, daſs, je gröſser die Schwäche
und Reizbarkeit iſt, deſto heftiger und ein-
dringender die Wirkung eines jedweden Rei-
zes ſey. Wie iſt es alſo hier möglich, die Kur
zu

zu vollenden, da bei dieſem mobilen Zuſtande der Erregbarkeit, um mich ſo auszudrücken, jeder zu ſtark oder verkehrt angebrachte Reiz, er ſey diätetiſch oder mediciniſch, nicht bloſs auf eine Zeitlang das Uebel, die krankhafte Thätigkeit der Darmgefäſse, vermehrt, ſondern dadurch wieder den Grund zu immer zunehmender und weit hinaus sich fortpflanzender Schwäche und Verzehrung der Kräfte legt! Und wie kann ein ſolcher Zuſtand anders gehoben und dem natürlichen wieder gleich gemacht werden, als durch möglichſt ſorgfältige und genaue Anpassung der Reize an die Erregbarkeit, welche überhaupt, nur vielleicht nicht mit dieſen Worten ausgedrückt, nach allen Syſtemen, den Grund alles Heilens überhaupt enthält! Dieſe Theorie aber läſst sich gar füglich dem gemeinſten Menſchenverſtande, und alſo einem jeden, dem die Aufsicht und Wartung von Kindern aufgetragen iſt, begreiflich machen, indem z. B. ſchon es ein gemeiner anerkannter Ausdruck iſt, »zu ſtarke Sachen werfen einen Schwachen um; — er iſt zu ſchwach dazu, um dieſes oder jenes zu vertragen u. ſ. w.« Man verdeutliche ihnen alſo dieſe Lehren und die daraus flieſsenden Folgerungen, da doch der Menſch immer lieber und auch feſter nach heller, als nach dunkler Einsicht handelt; eben ſowohl

wie den daraus abgeleiteten Satz, dafs mit immer zunehmender Stärke des Körpers auch mehrere und ſtärkere Reize angewendet werden können.

Und nun erſt, nach dieſer ernſthaften Vorbereitung, worin alles, die erwähnte Imputation und Prognoſe *) nicht ausgeſchlossen, ge-

*) Die Prognoſe iſt wirklich in dieſem Uebel allgemein gut, ſobald es gut und genau behandelt wird; aber auch geradezu ſchlecht beim Gegentheil. Denn woher ſoll hier die Natur (ein ſehr gewagtes, aber dem Vernünftigen auch leicht zu erklärendes Wort!), woher ſoll sie die Wiederherſtellung der Kraft nehmen, da gerade der Theil, wo ihre beſte Ausbeute gleichſam gewonnen, und von da der ganzen Oeconomie des Körpers mitgetheilt wird, das ganze Verdauungsſyſtem angegriffen und in ſeiner hülfreichen Verrichtung behindert wird? — Wenn es übrigens überhaupt gegründet iſt, wie sich dies unter gewisser Einſchränkung und bei gewissem Grade allerdings ſo verhält, dafs nach der neueſten Erregungstheorie (man ſehe z. B. *Röſchlaubs* Pathogenie) eine jede Aſthenie *sich ſelbſt überlassen*, immer tiefer sinkt, ſo wird man ohnehin beim Mangel gehöriger Hülfe zu verzagen Urſache haben. Zum Glück aber für die Menſchheit iſt die Sache ſo ſchlimm nicht, und aus dem simpeln Grunde‘ weil keine Krankheitsform, und alſo auch nicht die Aſthenie sich ſelbſt jemals überlassen bleibt, indem auch bei dem Mangel aller *willkührlichen* äuſsern Reize, die in der Natur ſelbſt, d. h. die in der zweckmäſsigen Einrichtung des in allen ſeinen Theilen wechſelſeitig

recht ist, unternehme man das eigentliche Werk, die Heilung des Uebels selbst.

Ohne also nach sonstiger schulgerechter Weise den Unterschied der Heilmethode weitläuftig auseinanderzusetzen, den ein fieberhafter oder fieberloser Zustand machte, bemerke ich nur gleich die Einstimmigkeit der ältern

auf einander einwirkenden Organismus, begründeten Potenzen und Gesetze, auf die Erregbarkeit ohne Unterlass einwirken, und bald durch Zuthun, z. B. durch den uns unsichtbaren Einfluss der wohlthätig reizenden Stoffe der Luft, oder durch Abnehmen, z. B. durch die den Krankheitszustand nothwendig begleitenden Ausleerungen, dort Asthenie, hier Sthenie (beide bis zu einem gewissen Grade) so nothwendig und sicher heilen, dass es ohne diese (*so* bestimmte) Autokratie der Natur unmöglich wäre, von den Tausenden, ohne diatetische und medicinische Reize kranken (*sich* also oft wirklich *selbst überlassenen*) Menschen, irgend einen je gesund werden zu sehen, wovon uns doch die Erfahrung gar manchmal überzeugt. — Die Wahrheit von der Sache ist, dass man am besten thut, in dem angegebenen Krankheitsfalle nicht zu sehr auf diese Selbsthülfe der Natur zu trauen, aber auch nicht ganz die eigenthümlichen Reize aus der Acht zu lassen, Luft, Licht, innere Säfte u. s. w., wodurch sie continuirlich auf den Körper wirkt, und die Form seines gesunden, wie seines kranken Zustandes täglich und stündlich verändert. Alsdann wird man nicht in Gefahr laufen, zu wenig, aber auch nicht zu viel (nach dem alleinigen einseitigen Maasstabe *unserer* Poten-

und neuern Praxis, daſs der habituelle Durchfall mit reizenden, ſtärkenden, krampfſtillenden Mitteln behandelt werden müsse. Nur gab man ſonſt, wie überhaupt in andern Fällen, gewöhnlich die Regel, bei wirklich vorhandenem fieberhaftem Zuſtande zuvor mehr kühlende nnd mildere Mittel zu gebrauchen, eine Vorſchrift, die, was die Praxis anlangt, leicht zu entſchuldigen oder vielmehr zu rechtfertigen iſt, wenn auch die Theorie verſchieden ſeyn ſollte. Der Salmiac, die Brechmittel in kleinen zertheilten Gaben und andere Hülfsmittel der Art, die man beim Fieber sicherer geben zu können glaubte, sind sicher nichts anders, und wirken nichts anders, als

zenanwendung und davon bezweckter Stimmung der Erregbarkeit) zu thun, welches in Kinderkrankheiten noch ſchädlicher iſt, und dennoch häufiger gefunden wird, als in andern Fällen. Alsdann, und wenn die Zeichen des Zuſtandes der Erregbarkeit gehörig beachtet werden (wozu in der Folge einige Anleitung vorkommen wird), kann man sich überzeugen, daſs die allerdings groſse Schwierigkeit in Heilung der Kinderkrankheiten, und namentlich des niemals zu leicht zunehmenden anhaltenden Duchfalls, doch oft mehr noch in der ſubjectiven Beſchaffenheit entweder der ungetreuen Wärter, oder des entweder zu nachlässigen und unthätigen, oder zu raſchen und ungeduldigen Heilkünſtlers gegründet ſey.

gelindere Reizmittel, deren Einwirkung bei diesem Zustande evident grösserer directen Schwäche (wovon das Fieber Zeuge ist) nicht so heftig, sondern der erregbaren Faser oft sehr anpassend ist. Doch beachtete man auf der andern Seite nicht genug, dass die eigentlich mehr stärkenden Mittel allerdings auch in diesem Falle anwendbar und hülfreich seyen, wenn man nur die Art derselben und die passliche Gabe genauer und mit weniger Verwirrung des Urtheils hätte beachten wollen *).

*) Es ist noch nicht lange her und noch hin und wieder Gebrauch, dass man gleich ein Mittel als unpassend gänzlich verwarf, und ein anderes an dessen Stelle wählen zu müssen glaubte, wenn es einige zweideutige oder nachtheilige Erscheinungen, z. B. Erhitzung, hervorbrachte; da man doch so leicht auf den Gedanken hätte geführt werden können, ob nicht die anscheinend widrige Wirkung vielmehr an der Art und relativen Maasse der Anwendung läge. Mit mehrerer Aufmerksamkeit auf diesen Punkt würde sich leicht, nicht blofs theoretisch, sondern auch practisch beweisen lassen, dass die bei weitem meisten Arzneimittel mehr dem Grade, als der Art nach in ihren Wirkungen verschieden seien. Wie sehr unbestimmt man darüber meistentheils gedacht habe, beweisst die Art, wie die Mittel, in den Arzneimittellehren nicht nur, sondern auch in den mehr practischen Abhandlungen darüber meistentheils empfohlen worden sind. Da heisst es, z. B. »die *China*, das *Opium*, die *Columbowurzel*, sind hie oder dazu gut, die Gabe so oder so viel:« als wenn nicht ge-

Genug, reizende und stärkende Mittel sollen und müssen es seyn, die dem Durchfalle ein Ende machen (Man vergesse nicht, dass hier nur vom reinen, nicht z. B. mit etwanigen eingebildeten oder wahren Unreinigkei-

rade auf diese Gabe und ihre genaue Bestimmung alles ankäme. Wer wird z. B. aus den gewöhnlichen Vorschriften die vortreffliche *Columbo* recht brauchen lernen, da man doch, statt der häufigen Angabe ihrer Dosen, wie bei der China, sehr häufig bis zu dem achten Theile derselben (z.B. ein Quentchen auf 6 bis 8 Unzen Colatur) heruntersteigen muss, wenn man Nutzen, und nicht vielmehr bei grosser Reizbarkeit vermehrten Durchfall, vermehrtes Erbrechen u. s. w. davon sehen will. — Ein jedes gute, d. h. wirksame Mittel ist gut. Es kommt nur auf die Passlichkeit seiner Einwirkung zum Zustande der Lebensthätigkeit an, welche aber von der zweckmässigen Maasse seiner Anwendung abhängt, weniger von der Form der Darreichung. Zwar half man sich schon lange damit, dass man z. B. sagte: wo das Chinadecoct nicht passt, da passt der kalte Aufguss oft besser. Der Satz ist richtig. Aber ich sehe nicht ein, warum das erstere nicht eben sowohl passen sollte, wenn man sich nur die Ueberlegung und Mühe zur Untersuchung genommen hätte, ob man nicht durch eine Abweichung von der gewöhnlichen einseitigen Vorschrift (z. B. alle 2 bis 3 Stunden 1 bis 2 Esslöffel voll von 8 Unzen Decoct aus 1 Unze Rinde) und immer fortgesetzter Verminderung bis zur unstreitigen Passlichkeit (in seinem angezeigten Falle) allen Widerspruch und Verwickelung der practischen Ansichten heben könne. Uebrigens

ten, als Urſachen des Uebels, verbundenen Durchfall die Rede ſey). Allein ſchon immer wuſste man, und unterſchied durch die Characteriſtik, des Bekommens oder Nichtbekommens bei dieſem oder jenem Zuſtande, daſs dieſe Mittel nicht einerlei, ſondern in der Art und in der Dauer ihrer Einwirkung verſchieden ſeyen. So z. B. bemerkte man, daſs der Salmiac und die davon gemachten noch wirkſamern Zubereitungen, z. B. Minderers Geiſt, eben ſo die Baldrianwurzel u. a. m., nicht die erhitzende und gleichſam ſchwere zuſammenziehende Wirkung der Rhabarber oder China habe, obwohl ein gewisses geiſtiges Princip allen dieſen Subſtanzen gemein ſey, und einen Hauptgrund ihrer Wirkſamkeit ausmache. Eine neuere Eintheilung hat

iſt mir dieſe der Art nach bisher *gröſstentheils* bewieſene uniforme Wirkung der Mittel gleich vom Anfange an ein ſtarkes Argument gegen die allgemeinen und auſserordentlichen *Reichiſchen* Fiebermittel geweſen. Dachte ich doch, es möge wohl ſo ziemlich auf Eins hinauslaufen, ob wir die als mit hervorſtechenden Kräften gerühmten, oder unſere bisherigen Mittel, nur in verſtärkter Gabe, gebrauchten, und daſs es uns weniger darum zu thun ſeyn müsse, die wunderbar ſpecifiſche Eigenſchaft, als die *proportionirliche Einwirkung* derſelben in concreten Fällen kennen zu lernen und möglichſt beſtimmt angeben zu können.

diesen Unterschied deutlicher und instructiv durch die Praedicate fix und flüchtig bezeichnet, wovon dieses den auch sonst als solchen anerkannten, mehr geistigen und schneller wirkenden Mitteln, jenes aber, eben den andern, gleichsam mehr schweren, Mitteln zukommt. Gerade aber diese Eigenschaft der flüchtigen Reizmittel, die Faser auf der einen Seite schneller und lebhafter, aber auch nicht so anhaltend (*und also die Totalsumme der Wirkungen nachfolgender Gaben leicht zu sehr vermehrend*) zu afficiren, macht sie bei der Heilung des Durchfalls (im Anfange der Kur wenigstens, wo die (directe) Schwäche noch groſs ist) empfehlungswerther als die andern mehr fixen, deren Maaſs der Einwirkung auf die Dauer man wenigstens nicht so leicht berechnen kann, daher denn auch in dem angegebenen krankhaften Zustande so leicht, entweder völliges zu plötzliches Aufhören (Stopfen) des Durchfalls oder das Gegentheil, ein vermehrter Durchfall, auf ihre Anwendung erfolgt. Nun kommt es aber hier nicht darauf an, eine solche schnelle und gleichsam gewaltsame Wirkung zu erzielen, sondern die Heilung dieses Uebels muſs der Natur desselben nach langsam und allmählig seyn, um von Dauer zu bleiben. Diesen allmähligen Zustand der Besserung aber (der, wenn man sich

Gründe denken will, zuvörderst auf die veränderte und regelmäſsigere Thätigkeit des Nervensystems, und *dann* auf gröſserer und festerer Contractilität der Muskelfaser (Mischung und Form der organischen Materie) beruhen mag) führen, in weitgekommenen Fällen wenigstens, das Opium, der Moschus, die Arnica, Valeriana, Serpentaria, der Weingeist und die mineralischen Säuren u. s. w. sicherer und zweckmäſsiger herbei, als die bittern und zusammenziehenden Mittel der gewöhnlichen Practiker, die zuweilen, bei dem eben angegebenen widrigen Erfolge derselben (wozu noch meistentheils die unproportionirliche starke Dosis obenein beiträgt), entweder die Gabe derselben (und also das Uebel selbst) noch vermehren, oder, wer weiſs zu was für anderweitigen, hier im Spiele seyenden und die reine Wirkung der anhaltenden Mittel angeblich behindernden Krankheitsursachen, z. B. Würmer, Schleim, Ausschlagsmaterie u. s. w. ihre Zuflucht nehmen, und mit diesem leider hier unnöthigen und am unrechten Orte angebrachten Grübeln ihren pathologischen Scharfsinn, mit der Aufopferung der armen Kranken aber, ihren practischen Unsinn beweisen. — Wenigstens wird eine zweckmäſsige Verbindung von beiderlei Arten von Mitteln, von fixen mit flüchtigen, im Anfange

allezeit gerathener ſeyn. Nichts paſst hiezu, nach meiner ſo oft beſtätigten Erfahrung, besser, als die Miſchung eines (geringen Theils) bittern Extractes, mit einer verſüſsten mineralischen Säure, und etwa einer geringen Gabe von Opium, wozu als Vehikel ein etwas geiſtiges oder würzhaftes Wasser (*Aqua menth. pip.*, oder *Aqua cinamom.* etc.) genommen wird. Es kommt aber hier (und hier noch mehr, wie in andern Fällen) alles auf die Gabe, und nicht auf die proportionirliche Einwirkung der Mittel auf die belebte Faſer an. Eine geringe Quantität von Reiz zu viel, iſt hier unendlich ſchädlicher, als etwas zu wenig, da man ohnehin der Regel nach die Gabe immer vermehren, alſo sicher dennoch, wenn gleich etwas ſpäter vielleicht, zu dem Punkte der Heilung kommt, den man durch ein zu voreiliges und dreiſtes Reizen um ſo weiter aus den Augen verliert, je ſchneller man sich ihm nähern will. Freilich hält es ſchwer, genaue Vorſchriften hierin zu geben, da hier alles ſubjectiv und relativ iſt. Doch läſst sich nach einer allgemeinen Abſtraction einiges feſtſetzen (was aber von den gewöhnlichen allgemeinen Angaben der Arzneimittellehren, der practiſchen Compendien und auch mancher Lehrkanzelvorträge merklich abweicht), wodurch die practiſche Linie ſamt ihrem Ue-

ber oder Unter ziemlich genau bestimmt wird. Eine halbe Drachme Extract von der Columbowurzel (eines der kräftigsten und sichersten bittern Mittel gegen Diarhöen von Schwäche) wird, in einer Unze würzhaften Wassers aufgelöst, mit etwas wohlschmeckendem Syrup versetzt, und alle zwei Stunden zum achten Theil genommen, die sicherste Maafse seyn, womit man bei einem einjährigen Kinde, was noch im mittlern Grade von Schwäche (und Reizbarkeit) sich befände, anfangen, und dann in steigender Gabe fortfahren kann. Zum Aufguſs eben dieser Wurzel (der oft noch vorzüglicher, nur nicht so leicht zur Hand ist) dürfte man dann nicht mehr, wie etwa einen Scrupel auf zwei Unzen Colatur nehmen. Mit dieser richtig getroffenen Gabe fixer Mittel (wozu die Columbo allerdings gehört) kann man nun dreist noch einige flüchtige verbinden, freilich so, *daſs bei der gemeinschaftlichen Summe von Wirkung nicht das Maaſs von Reiz übersteigt, den man der reizbaren Faser anbringen darf* *). Eine solche Zusam-

*) Gar oft findet man dergleichen Verordnungen, worin, aus Liebe zum Verbinden der Mittel und zum Zusätzen ihrer respectiven (angenommenen) Eigenschaften, eine zu der andern, z. B. die kühlenden dieses Mittels zu der stärkenden und hitzenden des andern, der krampfstillenden dieses zur ausleerenden

menſetzung, die von ſehr erſprieſslichem Erfolge iſt, wie jeder ſich überzeugen kann, iſt z. B. die vorher angegebene Auflöſung des (vielleicht doch alle bittern, fixen Mittel in dieſem Fall übertreffenden) Columboextracts, mit 20 bis 30 Tropfen verſüſster Salzsäure (oder 15 bis 20 Tropfen der verſüſsten Vitriolsäure) und *einigen Tropfen* Opiumtinctur, in den angegebenen Zwiſchenzeiten von zwei zu zwei Stunden (auch nach Befinden öfter oder ſeltner) gereicht. Ich ſage, einigen Tropfen Opium, und kann mich unmöglich überzeugen, daſs die anſehnlichen Zuſätze von Opium, die man jetzt auf ſo mancher Verordnung gegen Kinderkrankheiten findet, von guter und sicherer Wirkung sind, es mögte denn ſeyn, daſs sie mehr bloſs ſpeculativ hingeworfen, oder nach einmaliger Anwendung etwa in der getheilten Gabe wieder zurückgeſetzt sind, wo es dann allerdings zuweilen noch nicht ſo *gar*

des andern u. ſ. w. eine ſolche Summe von Reiz, als welcher doch am Ende nach allen Syſtemen und Ansichten in jedem Mittel enthalten iſt) zuſammenkommt, daſs man durch die geſegnete Sammlung wohl drei- bis vierfach die bezweckte Wirkung erreichen könnte. Die Folge davon iſt meiſt (wo nicht der Körper ein groſses Vermögen, Reize zu percipiren und ihre Wirkung zu abſorbiren, gleichſam noch *hat) eine* vollſtändige widrige Wirkung.

viel ausmacht, ob man z. B. vier Tropfen Opiumsolution im richtig indicirten Falle in getheilten Gaben, z. B. in 4 bis 8 Stunden, oder auf einmal darreicht, und dann damit (nach wenigstens vorerst gehemmtem Durchlauf) auf eine geraume Zeit gänzlich aufhört. Sonst bleibt es bei mir ausgemacht, dafs die Gabe von einem bis zwei Tropfen der bei uns gewöhnlichen Thebaischen Tinctur, alle ein bis zwei Stunden mit den obigen Mitteln gegeben, in Diarhöen eine hinreichende, und dennoch, nach fünf bis sechsmaliger Anwendung, *oft* schon zu überschlagende, Gabe für ein Kind von einem Jahre sey. Aber diese kann man auch sicher geben, und braucht nicht, aus Furcht, sich zu hoch in die Wirksamkeit zu versteigen, zu tief in die Unwirksamkeit hinab zu steigen, wo dann doch drei Tropfen Tinctur, z. B. unter zwei Unzen wäfsrichtes Vehikel, zwar mit andern Mitteln gemischt, und ebenfalls alle zwei Stunden zu einem Theelöffel voll gereicht, eine zu geringe Gabe sein dürfte, wenn man nehmlich vom Opium, wie doch in den meisten Fällen sehr zweckmäfsig ist, eine reelle Wirkung und Hülfe erwartet. Nothwendig ist es aber allerdings, den Gebrauch dieses Mittels nicht zu zu lange continuirlich fortzusetzen, indem man sonst Gefahr läuft, sowohl durch die suc-

cessive und sehr angehäufte Summe von R
den Darmkanal zu überreizen und das Ue
wieder herbeizuführen, was man heilen wol
oder auch die übrigen edlen Organe zu s
zu reizen, die Blutwallung in ihnen folg
zu vermehren, und daher z. B. schlafsücht
Zufälle zu verursachen. Die Regel ist l
wie bei allen Mitteln: je gerinder das Ue
ist oder wird, desto geringer sey ihre Anw
dung. — Die mineralischen Säuren erford
übrigens darin einige Rücksicht, ob das kr
ke Kind noch saugt oder nicht, in welc
erstern Falle ich doch, wegen des leicht
begreifenden unzweckmäſsigen chemischen V
hältnisses derselben zu der vom Kinde j
meistentheils mehr als sonst geforderten M
termilch, und daher entstehender Unordn
für die Verdauung, immer einen gewissen
derwillen gegen ihre Verordnung habe,
lieber statt ihrer den mit Anis versetzten fli
tigen Salmiacgeist wähle (jedoch in gerin
vorsichtiger Gabe, etwa 15 bis 20 Trop
höchstens zu obiger Mischung).

Flüchtige Reizmittel also, und unter
nen besonders Opium, mineralische Säu
oder flüchtige Alcalien, demnächst mehr
Reize (und unter diesen *Columbowurzel*
Rhabarber in paſslichen Gaben, vor allen
dern) sind die einfachen Hauptmittel, di

leren Stufenfolge oder zweckmäſsige Verbindung die Heilung der langwierigen Durchfälle bei Kindern mir immer am beſten gelingt, wenn eine genaue gewissenhafte Aufsicht und Pflege zu Hülfe kommt *). Auſser dieſen Mitteln giebt es noch eine Menge anderer, welche in dieſem Falle einen wohlverdienten Ruf haben. Doch dient zu wissen, daſs es hier, wie aller Orten, nicht ſowohl auf die Menge der Mittel (deren wir eher zu viel, als zu wenig haben, und daher wohl wünſchen dürften, ihren leicht verwirrenden Ueberfluſs nicht zu sehr vermehrt zu ſehen), als auf die Art ih-

*) Ich kann dreiſt behaupten, daſs nicht leicht ein ſolcher Durchfall der angegebenen und gleich vollſtändiger noch zu erzählenden, freilich ſehr bekannten, nur nicht immer genau genug beachteten, Methode widerſtehen wird. Aber man muſs nicht bloſs Tage, ſondern oft Wochen, ſtrenge und geduldig in ihrer Ausführung ſeyn. Dann wird man aber auch nicht nöthig haben, zu der Annahme organiſcher Fehler in den Eingeweiden und andern troſtloſen pathologiſchen Erklärungen des Uebels ſeine Zuflucht zu nehmen, da hier die Unfruchtbarkeit der Mittel (der gewöhnliche Grund einer ſolchen übeln Prognoſe) noch nichts beweiſst, ſo lange nicht bewieſen iſt, daſs Arzt und Wärter ihre Schuldigkeit gethan haben, jener in Darreichung paſslicher und nach practiſchen Granen abgewogener Heilmittel, dieſe in genauer Befolgung der Vorſchriften dessen, was der Kranke haben und was er *nicht* haben ſoll.

rer Anwendung ankommt, welche hier, besonders was das *plus* und *minus* anlangt, vorzüglich richtig bestimmt seyn muſs. Man kann allerdings eine Menge guter Recepte, z. B. aus der *Arnica, Cort. Peruv. Simaruba, Quassia, Nux vomica* und manchen andern, mehr flüchtigen oder mehr fixen Mitteln, zusammensetzen. Doch muſs ich gestehen, daſs ich das erstere und das letztere Mittel, beide sonst im Durchfalle meist vortrefflich, bei Kindern nicht so gern gebrauche, theils weil sie leicht *zu* reizend und Ekel erregend auf den empfindlichen kindlichen Körper wirken, theils weil die andern erwähnten Substanzen wirksam genug sind, und wenn man ein flüchtiges Reizmittel verlangt, das Opium, bei gehöriger Vorsicht, allen andern der Art vorzuziehen ist *). Man räth auch mehrere schleimigte Substanzen, z. B. arabisches Gummi, Salebwurzel

*) Ganz jungen Kindern, und bei leichtern Fällen, bekommt z. B. eine Mischung von gleichen Theilen wäſsrichter Rhabarbertinctur und Diacodiensyrup mit einer Unze Pfeffermünzwasser und allenfalls einigen Tropfen eines flüchtigen Mittels (z. B. 12 - 15 Tropfen *Spir. Sal. ammon. anis.* oder 10 bis 12 Tropfen Thebaischer Tinctur) versetzt, Theelöffelweise genommen, ungemein gut. Aber es ist hier nicht der Ort und die Absicht, *Recepte* zu geben, die allezeit gegen die *Methode* zurückstehen müssen.

wurzel u. a. an, die man für sich geben oder den andern Mitteln zusetzen soll. Man erwartet davon theils Einhüllung und Einwickelung scharfer Stoffe des Darmkanals (die sich allerdings darin, durch die fehlerhafte Absonderung in der Zeitfolge unstreitig ansammeln), theils eine Schützung und Umgebung der innern Fläche desselben, die im natürlichen Zustande vom Darmschleime selbst bewirkt wird. Allerdings ist der Nutzen dieser Mittel in einigen Fällen nicht zu verwerfen. Ob aber die angegebene Erklärung die practisch richtige ist, und nicht vielmehr das meiste hier auf die stark ernährende und also mittelbar *mit gelindem Reize* stärkende Eigenschaft (die bei der Salebwurzel, z. B. sehr groſs und allein hinreichend ist, die besten Wirkungen zu leisten) ankomme, mag allenfalls dahin gestellt bleiben. Gewiſs aber ist es, daſs man durch dergleichen schleimigte Dinge hier auch schaden kann, wenn nehmlich der Magen so schwach ist, daſs er diese Substanzen in einigermaſsen ansehnlicher Menge nicht vertragen, und wegen Unzulänglichkeit ihres gleichsam stumpfen Reizes, die träge Masse durchs Erbrechen wieder von sich wirft.

Es bleiben nunmehr die *äuſsern* Mittel noch zu erörtern übrig: eine wichtige Rubrik in Kinderkrankheiten, wo so oft, theils phy-

sischer, am meisten aber moralischer
chen halben, das Anbringen innerer Mi
erschwert wird, dass man durchaus kei
chere berechnete Wirkung davon erv
kann! — Aber auch hiebei will ich mic
dem Leser nicht mit Aufzählung dieser
jener Mittel und der Art ihrer Anwei
aufhalten, sondern nur angeben, welche
meiner Ansicht und Erfahrung den m
Beifall verdienen.

Man empfiehlt hier hauptsächlich Um
ge, Einreibungen, Bäder und schleimig
kende Clystiere. Ich muss gestehen, da
alle diese übrigens guten Hülfsmittel hie
ten für zweckmäfsig und an ihrem re
Orte halte. Gegen die drei erstern hab
zu erinnern, dass bei ihrer Anwendun
Unbequemlichkeit und Schwierigkeit c
ben ungerechnet, so leicht nachtheilig
wechselungen der Temperatur des Kö
Verkältungen entstehen, und bei den E
bungen noch dazu die Reibung des Unt
bes, die doch allezeit, wenn das Mittel
germassen wirksam seyn soll, statt haben
so leicht die Bewegung der Organe unc
Durchfall vermehrt, wie man sich durch
Augenschein überzeugen kann. Clystiere
gen überdem selten bei Kindern gut
bracht zu seyn, machen ohnehin oft nu

öthigen Reiz, und sind daher in der Regel
ur in ſolchen Fällen zu empfehlen, wo die
ernunftmäſsigkeit und Duldſamkeit von El-
ern und Kindern die Anwendung dieſer ſonſt
ach Theorie und Erfahrung in dieſem Uebel
ſt ſehr hülfreicher und immer im Nothfalle
nentbehrlicher Mittel zuläſst und unterſtüzt.
- Zweckmäſsiger und wirkſamer wie dieſe
enannten äuſsern Mittel iſt mir die Bede-
kung des gröſsten Theils des Unterleibes mit
inem Pflaſter aus ein Paar Quentchen bittern
xtracts (z. B. von der *Columbowurzel*, der
Veidenrinde oder der *China*), etwa einem
alben Quentchen *Muskatennuſsöl* (oder einer
uantität von gleichem *Balſam*), zwanzig bis
reiſsig Tropfen *Sydenhamiſches Laudanum*,
nd wenn man will, auch etwas *Campher*,
uſammengeſetzt, und ſo vom ſchwerdförmi-
n Knorpel, bis faſt zum Schaambeine meh-
re Tage auf dem Leibe getragen, mit Er-
neuerung des Pflaſters durch ein wiederholtes
eberſtreichen, wenn es etwa durch die Hitze
s Körpers zu ſehr ausgedörrt werden ſollte.
n kann auch zu der angegebenen Abſicht
h des *Theriacs*, oder wo die Wirkung
neller noch erfolgen müſste, eines *Senf-*
aſters, oder gar eines *gemilderten ſpani-*
en Fliegenpflaſters, jedoch verſteht sich,
der Vorsicht bedienen, daſs man es nur

bis zum Rothwerden liegen läſst. Von dieſ
angegebenen Pflaſter erwarte ich hauptſä
lich dreierlei Nutzen: 1) vermehrte und eb
mäſsige Wärme des Unterleibes (ein wichti
Vortheil!), und *daher* ſchon vermehrter w
thätiger Reiz für die Abdominalnerven.
Vermehrte Spannkraft der feſten Theile du
den mechaniſchen unterſtützenden gelin
Druck (*fulcrum*), nach der Analogie
Thedenſchen ſtärkenden Binde. 3) Unmit
bare wohlthätige chemiſche Wirkung auf
Nerven- und Muskelſaſer, ſowohl durch R
als Zuſammenziehung. — Und daſs alles
ſes wirklich geleiſtet wird, kann man l
leicht durch Erfahrung sich beweiſen. Ich h
es oft Wochenlang tragen und nur dann
wann in Zwiſchenzeiten abnehmen lassen,
immer den beſten Nutzen davon geſehen,
oft nicht anderweitige zweckwidrige Beha
lung und ungünſtige Umſtände dieſe H
vereitelten.

Bisher iſt feſtgeſetzt worden, daſs
den innern Mitteln, im langwierigen Du
falle, zu Anfange der Kur, nur hauptſäch
flüchtige Reizmittel angewandt werden, d
nächſt aber mit fixen verbunden, und zul
nur dieſe vorzüglich beibehalten werden l
ten. Es iſt dabei genaue Vorsicht und A
merkſamkeit auf die paſsliche Gabe, als v

auf es hier am meisten ankommt, empfohlen worden. Auch die äussern hülfreichen Mittel sind kürzlich angezeigt. Jetzt fragt es sich nur noch genauer, welche Zeichen und Gründe uns sagen, dass wir in Anwendung der Reizmittel nicht zu wenig, nicht zu viel, sondern gerade genug gethan haben. Dies beruhet hauptsächlich auf folgendem: —

a) Auf der Besserung des Kranken und den Symptomen derselben.

b) Auf der genauen Beobachtung der am kranken Körper erscheinenden Ausleerungen.

Das erstere ist evident genug, und bedarf keiner Erklärung. Wir haben gut gehandelt, wenn wir den Durchfall allmählig, und ohne durch zu schnelles Reizen der erregbaren Faser Gewalt anzuthun, hemmen. — Unter Ausleerungen und den davon abgeleiteten Zeichen hingegen verstehe ich begreiflich nicht sowohl die Ausleerungen des Darmkanals, als nach der richtigen Ansicht der Erregungstheorie diejenigen, welche anzeigen, dass die Reizung des ganzen Systems durch die Heilmittel einen bedeutenden und nicht zu vermehrenden Grad erreicht habe, hauptsächlich also Schweiss und Blutungen. Eine vernünftige Theorie lehrt, und die Erfahrung bestätigt es, dass, wo diese beiden Ausleerungen, die vorher nicht da wa-

ren, in afthenifchen Uebeln erfcheinen, man die Summe der reizenden Mittel vielmehr vermindern, als vermehren müsse. Es ift ein Beweis, dafs der Umlauf der Säfte durch den innern Antrieb bis zu einem Grade vermehrt fey, dafs sie an mehreren oder wenigern Orten ihrer Ausfonderung, entweder noch in der Heftigkeit der Bewegung, oder fchon in dem Zuftande der diefer nachfolgenden Erfchlaffung der Organe, durchgetrieben oder gleichfam durchgefchwitzt werden. Ein Paar Tropfen Blut aus der Nafe z. B. geben oft in einer wirklich afthenifchen Krankheit ein wichtigeres Kennzeichen ab, dafs wir des Guten genug gethan, und nun eher weniger thun müssen, als manche andere gewöhnliche Zeichen aus Puls, Urin u. f. w. *). Aber sie beweifen z. B. gerade nicht, dafs das Uebel fthenifcher Natur fey, und nunmehr mit ei-

*) Befonders ift mir dies einigemale beim Scharlachfieber, diefem Proteus unter den Krankheiten, aufgefallen, wo vielleicht die reizende Methode, die nach meiner Ansicht in diefem, *anfangs* bei weitem *gröfstentheils* fthenifchen, *bald* aber afthenifchen Uebel fpäterhin (den zweiten bis vierten Tag oft fchon) meift durchaus nothwendig ift, zu früh oder zu ftark angewendet war, und wo diefes Bluten aus der Nafe richtig zu dem Entfchlusse führte, die reizenden Mittel zu vermindern, zu grofser Erleichterung des Kranken für jetzt und auf die Folge.

gentlichen Schwächungsmitteln angegriffen werden müsse, oder daſs es noch mehr in Asthenie zugenommen habe, und sich zur Faulung neige. Nur eine Mäſsigung der vorigen richtigen Kurart zeigen sie an. — Den Schweiſs anlangend, wird man finden, daſs oft nicht eher der Durchfall aufhört und die Kranken genesen, als bis diese Ausleerung eintritt, nicht als Ausleerung, sondern als Zeichen der weitgetriebenen hinlänglichen Reizung, des dadurch gelöſsten Haut- (und wahrscheinlich erst zuvor Darm-) Krampfes. Es kommt dann nur darauf an, die gehobene Erregung gleichsam in gehöriger Schwingung zu erhalten, und so allmählig die Heilung zu vollenden. Ohne dazwischenlaufende Ausfälle wird dieses aber kaum möglich seyn, weil selten Kranker, Arzt und Wärter in diesem verwickelten Uebel Folgsamkeit, Verstand und geduldigen Ernst genug besitzen, um, wie es nach der reinen Theorie nicht unthunlich wäre, mit einem Anlaufe gleichsam das Ziel zu erreichen.

Eine ganz besondere Rücksicht erfordert nur noch die Diät. Ist irgend ein Uebel, wo die Diät wichtig ist, und beinahe die Hauptsache ausmacht, so ist es der Durchfall. Man kann sich leicht denken, daſs sie mit den angegebenen Mitteln uniform, also stärkend seyn muſs. Aber mit groſser Vorsicht müssen un-

ter den stärkenden Speisen und Getränken diejenigen ausgewählt werden, die nicht zu wenig und nicht zu viel Reiz machen, und deren Einwirkung mit keinen übeln Nebeneigenschaften verbunden ist. So darf man z. B. in der Regel, wegen der damit verbundenen Flatulenz, durchaus kein Bier, selbst wenn es bitter ist, reichen, obschon es übrigens nährend und stärkend ist. Fleischbrühen aber, und Fleisch überhaupt, Eierspeisen ganz vorzüglich; mehlartige Gewächse, Sago, Haferschleim, Reis u. s. w. sind hauptsächlich zu empfehlen. Doch bleibt hier allezeit die Bemerkung wichtig, daſs, wenn der Kranke nicht essen kann und mag, man ihn durchaus nicht dazu zwingen, sondern vielmehr mit den stärkenden u. s. w. Mitteln so lange geduldig und unbesorgt fortfahren soll, bis die Eſslust von selbst wieder kommt. Der Mangel derselben ist ein unzweideutiges Zeichen von der noch vorwaltenden Schwäche der Verdauungsorgane, und es bleibt immer hart und schädlich, nach den strengen und unbedingten Vorschriften einer Erregungsdiät jenen geradezu, ohne Rücksicht, eine Last gleichsam aufzuladen, deren sie in ihrem dermaligen Zustande noch nicht Meister werden können. Bei Kindern ohnehin wird man selten nöthig haben, zum *Genieſsen* von Nahrung zu nöthigen, wofern

die Luft dazu nur einigermaſsen in ihrer Macht steht. Man ſehe lieber nur darauf, daſs sie die Aeuſserungen dieſes erſten und ſtärkſten Inſtincts nicht auf ſchädliche Dinge leiten, und daſs sie nicht vielmehr zu ſeiner Zeit in ein Uebermaaſs verfallen, dessen Grenzen sie ſelbſt nicht abſtecken können, ſondern sich darin von andern beſtimmen lassen müssen. — Die allgemeine Regel lautet nehmlich: lieber oft und weniger zur Zeit, als viel auf einmal zu genieſsen, damit der Magen immer Zeit und Gelegenheit habe, das Dargereichte zu verarbeiten, und daraus dem ganzen Körper wahre Kraft, und sich ſelbſt das Vermögen, immer mehr zu verdauen, zu erwerben. Es hält oft ſo ſchwer, und iſt doch ſo wichtig, dieſes Verhalten den Eltern und Wärtern anſchaulich und eindringlich zu machen, daſs es nicht gleich viel ſey, ob dieſelbe für das Kind beſtimmte Portion binnen einigen Stunden oder auf einmal gereicht werde, daſs durch die Nichtachtung dieſes Umſtandes, beſonders bei der Reconvalescenz, wo sich Eſsluſt wieder einfindet, hauptsächlich öftere Rückfälle veranlaſst werden. Der ewige Refrain, ein ſo armes ausgehungertes Kind müsse doch ſatt werden, und wieder zu Kräften und Fleiſche kommen, widerſteht hier oft allen vernünftigen Vorſtellungen, die ſtrenge an die

Vernunft ergehen, da hingegen die Befriedigungen des Verlangens der Kinder von natürlich weichem Herzen ausgehen; ein Gegensatz, wobei die erstere Potenz so oft im Schatten stehen muss. Besonders schwer wird es gewöhnlich den säugenden Müttern, ihre noch kranken Kinder, der Vorsicht des Arztes gemäss, im eigentlichen Verstande nicht satt saugen zu lassen, und sie sehen das in diesem Falle sich äussernde Erbrechen meist immer lieber als ein Zeichen von noch unreinem Magen oder sonst noch etwas an, als dass sie sich den dadurch geführten Beweis von relativer Unmässigkeit gefallen lassen sollten.

Es wurde oben gesagt, dass die Nahrungsmittel nicht zu viel und nicht zu wenig Reiz geben dürften. Wegen der letztern Rücksicht sind daher solche Speisen und Getränke nicht zu viel zu reichen, die an sich gut, doch leicht durch ihre Masse und Reizlosigkeit den Magen beschweren. Hieher gehört z. B. selbst der gewöhnlich sehr angerathene Haferschleim, die Abkochung der Salebwurzel u. dergl., die man wenigstens auf die Länge und viel gegeben mit etwas Gewürzhaftem oder Geistigem, z. B. etwas Zimmet oder rothem Wein, versetzen muss, um sie dem Geschmacke sowohl, *als dem* Magen, reizender und angenehmer

zu machen. Zur durchaus nothwendigen Abwechslung mit diesen genannten und andern paſslichen Getränken schickt sich übrigens nichts besser, als eine Tasse eines mittelmäſsig ſtarken gewöhnlichen Thees, worin etwas Gelbes vom rohen Eie aufgelöſt iſt. Nur nicht in der Masse, wie ich ein Beiſpiel weiſs, daſs man einem jährigen Kinde, auf Verordnung des Arztes, ihm Thee mit Ei zu reichen, binnen einigen Stunden zwei Eidotter auf die angegebene Art bereitet gab, wornach natürlich ein ſtarkes Erbrechen, zum groſsen und unerklärbaren Schrecken aller Umſtehenden, entſtand. Für ein ſolches jähriges Kind iſt ſchon ein bis zwei Theelöffel voll vom Gelben des Eies zu einer Tasse Thee gewöhnlicher Gröſee hinreichend genug, und dieſe Gabe darf nur mit Vorsicht vermehrt, und überhaupt ja nicht zu oft gereicht werden, wenn nicht Erbrechen oder Durchfall, mithin eine völlige unangenehme Vereitelung der guten Absicht die Folge ſeyn ſoll. — Daſs überhaupt Gemüſe und dergleichen zu Blähungen und Säure Gelegenheit gebende Nahrungsmittel völlig vermieden werden müssen, verſteht sich von ſelbſt, und würde gar nicht einmal erinnert worden ſeyn, wenn man nicht in der Diät auch erwachſener Perſonen noch ſolche Vorurtheile herrſchen ſähe, nach welchen z.

B. Spinat oder andere grüne Gemüse in vielen Fällen, selbst beim Durchlaufe, als *leichte Speisen* für gesund gehalten werden, da sie doch hier leider nur zu leicht sind, und deswegen von den Verdauungswerkzeugen nicht ertragen werden. Kartoffeln sind noch vielleicht die einzige Kost aus der angegebenen Klasse, die, vorsichtig bereitet, z. B. durchgerieben, einem schon älteren Kinde, zur Abwechselung wenigstens, mäſsig gereicht werden kann, und ich bin überzeugt, daſs man zu viel Vorurtheil *gegen* dieses Gemüse, so gut wie *für* manche andere, noch hat. Die Hauptrücksichten, nach welchen hier unter den Nahrungsmitteln gewählt werden muſs, bleiben aber immer *Verdaulichkeit*, *Nahrhaftigkeit*, *zweckmäſsiger Reiz* und *Abwechselung*.

V.

Ein
Morbus maculosus Werlhofii
bei
einem sechsjährigen Knaben.

Die Lage unsers Orts, das hiesige Clima, und überhaupt unsre hiesige Art zu leben, läfst, ausser den gewöhnlichen Kinderepidemien, sehr selten eine andere epidemische Krankheit erblicken; mit einem Worte, unser Gesundheitsthermometer steht gröfstentheils gut, und am wenigsten wissen wir von solchen Krankheiten, die, so wie in mancher Gegend, tödtend um sich greift, hier tödtliche Niederlagen veranlafst. Ich lebe nunmehro sechszehn Jahre als practischer Arzt hier, und habe noch nie eine sogenannte *Febrem petechizantem* gesehen. Um so befremdender war mir nachstehender Fall: —

Es war am 3ten September 1799, als mir

der Knabe des hiesigen Leinweber, Meister *Breiters*, vorgezeigt ward, um ihn vom Fleckfieber zu heilen. Der Knabe war eben sechs Jahr, und konnte, außer nur eine stete Mattigkeit zu empfinden, und zu allem verdrossen zu seyn, umhergehen. *Fleckfieber*, ohne gänzliche Aufreibung der Kräfte, suchte ich den Eltern, die vor Ansteckung ängstlich in Sorgen waren, sogleich aus der Seele zu räumen, und zeigte ihnen, daſs diese Krankheit eine ganz andere Krankheit, als Fleckfieber, sey. Bei genauer Untersuchung fand ich, daſs der Knabe über der ganzen Oberfläche seines Körpers, vom Kopf bis auf die Füſse, vorn und hinten, mit Flecken besäet war, die roth, blau, braun, ins fahle fallend, und schwärzlich aussahen. Dabei hatte der Knabe keinen auffallenden Fieberpuls, hatte Appetit zum Essen, schlief gut, nur war er sehr matt, und immer müde. Auch blutete ihm oft das Zahnfleisch. Ich fand die Krankheit so, wie sie Herr Leibmedicus *Wichmann* im ersten Bande seiner Ideen zur Diagnostik beschreibt, und den Namen: *Morbus maculosus Werlhofii* im Systeme erhalten hat. —

Wenn ich mich ohnmaſsgeblich über die Entstehung dieser Krankheit bei diesem Knaben, ehe ich zur Kurerzählung übergehe, einlasse, so wird es in der That nicht schwer,

die Entſtehung ſelbſt zu erklären. Ich glaube, und bin feſt überzeugt, daſs dieſe Krankheit in einer fehlerhaften Abſonderung und Abſcheidung der Säfte beſtehe, die ihren nächſten Grund in einer allgemeinen Schlaffheit der Faſer ſucht, und beſonders in der Schwäche der ſecernirenden Gefäſse beſtehet. Unſre ältern Pathologen mögen dieſen Zuſtand vielleicht zur *Diapedesis* gezählt haben, doch dies gehört nicht hieher! So viel behaupte ich aber mit Zuverlässigkeit, daſs eine Schwäche der Faſer vorausgehen muſs, ehe dieſer Zuſtand wirklich erſcheint, und daſs aus dieſer Schwäche vorzüglich Fehler in der Secretion erfolgen müssen *). Daſs die Erzeugung der Schwäche theils in dem Disponirenden der Maſchine ſelbſt, theils aber in dem diätetiſchen Verhalten liege, wird wohl jeder einſehen, ohne weitläuftige Erklärungen zu geben.

Ich komme zu meinen Kranken zurück. Der Knabe lebte mit noch drei Geſchwiſtern, die alle jünger waren, wie er, und ſeinen Eltern in einer feuchten, niedrigen Stube, worin die Weberſtühle und das ganze Zubehör des Handwerks befindlich war. Dieſe Utenſilien, hernach die Ausdünſtung der Menſchen, die Unreinigkeiten von den jüngern Kindern,

*) cf. *Hufeland Pathogenie* pag. 201. *Geſetze der pathologĭ. Secretion.*

verrichten in der niedrigen, engen, feuch-
ten Stube eines [illegible], der [illegible] recht zur
Erzeugung von [illegible] und Anhäufung ge-
schickt war. Uebrigens war der Kranke äus-
serst [illegible] und [illegible], hatte ei-
nen dicken Leib, [illegible], und war jetzt,
wie ich [illegible] ich vermu-
thete, dass bei dieser Lebensart, und vorzüg-
lich bei den wenigen bessern Nahrungsmit-
teln, zumal da die Eltern nicht unter die
wohlhabenden zu rechnen waren, auch die
gereichten Nahrungsmittel gerade nicht zu den
nahrhaftesten gehören mochten, eine gute Por-
tion Wurmstoff in den Eingeweiden liegen
möchte, die obige Schwäche vermehren, und
stets irreguläre Reitze hervorbringen könnte.

Ehe ich also zur eigentlichen Kur der
Krankheit schritt, glaubte ich erst, den Un-
terleib, nach Maasgabe der Umstände, in et-
was von jenem Schlamme zu befreien, den
die gewöhnliche Brod- und Kartoffeldiät zu
erzeugen pflegt. Ich liess daher einige Mor-
gen ein Pulver nehmen, welches die Vorschrift
hatte: ℞. *Pulv. Sem. Santonic., Magn. alb.* āā
*gr. viii. Sacchar. Foenicul. Pulv., Rad. Ja-
lapp.* āā *gr. xij. D. S.* Früh nüchtern in Was-
ser zu geben. Dabei verordnete ich eine mehr
vegetabilische und animalische Diät vereinigt,
reine Luft, andere Schlafstelle, und überhaupt
gänz-

gänzliche Entfernung aus der ungesunden Stube. Als ich hiermit einige Tage fortgefahren war, und der Knabe eine grosse Menge Schleim, auch einige Würmer ausgeleert hatte, erschienen noch weit mehr Flecken, und diejenigen, die schon zu sehen waren, verbreiteten sich mehr, und nahmen alle eine schwärzliche Farbe an, doch war der Knabe dabei munter. Nun gab ich ein gelindes Decoct aus ℞. *Pulv. Cort. Peruvian.* ℨii. *Salic. alb.* ℥ß. *Coq. c. s. q. V. font. ad Colad.* ℥vj. *add. Elixir. Acidi Haller.* ℨj *Syrup. de Canela* ℥j. *D. S.* Alle vier Stunden einen Esslöffel voll. Liess den Kranken dabei eine säuerliche Diät beobachten, und abgekochte Quecken mit Weinessig und Honig trinken; auch liess ich den Knaben täglich ein Paar Mal über den ganzen Leib mit kaltem Wasser waschen. Unter dieser Behandlung blieb der Knabe bis zum 15. September; da denn die Flecke gleichsam mehr in die Breite ausliefen, und anfingen blässer zu werden, auch hörte das Bluten des Zahnfleisches auf. Den 16ten gab ich wieder ein Abführmittel, und nachdem dies wieder eine grosse Menge Schleim ausgeführt hatte, der Knabe aber obiges Decoct durchaus nicht wieder nehmen wollte, verschrieb ich bloss *Syrup. Papaver. Rh.* ℥ij. *Elixir. Acidi Haller.* ℨj. *D. S.* Alle 2 Stunden 30 Tropfen in ei-

ner halben Tasse Wasser zu nehmen. Diese Säure in Gesellschaft einer zwekmäßsigen Diät that bei dem Knaben ausserordentlich viel; ich sah warlich nach dem Gebrauche dieses Mittels nicht nur die Flecken, die die Gröſse eines kleinen Preuſsischen Pfennigs bekommen hatten, allmählig blässer und weniger werden, sondern auch fing der Knabe an, merklich an Kräften zuzunehmen. Es sah sonderbar aus, wie allmählig selbst die carmosinrothen Flecke ins bleiche, und hernach ins weiſsgraue übergingen. Offenbar sah ich, daſs die veränderte Diät, der Gebrauch der Vitriolsäure hier die geschwächte Lebenskraft der Gefäſse und der Fasern erhöhete, und einen Ton gab, den der Knabe vielleicht, so lange er auf der Welt lebte, noch nie gehabt haben mogte. —

Ich gestehe es, daſs mich im ersten Anfange die Krankheit stutzend machte; noch nie hatte ich sie in meiner Praxis gesehen, und ob ich gleich jene alte pathologische Idee von gänzlicher Auflösung der Blutmasse und des desfalsigen Durchschwitzen des aufgelösten Bluts durch die Fasern der Gefäſse, ohne offenbare Aufreibung der thierischen Kräfte nicht zusammenreimen konnte, und mir jene Lehre mit einer gesunden Logik nicht zusammenpaſste, so machte mich doch das Erscheinen dieses Zufalls in meinem Glaubensbe-

kenntniſs ganz irre, und beinahe hätte ich mich zur Idee einer allgemeinen Auflöſung der Blutmasse verleiten lassen, beſonders da das Bluten des Zahnfleiſches ſo ſtark war. Allein kalte Ueberlegung und gehörige Prüfung aller Umſtände, die auf den Knaben wirkten und gewirkt hatten, zeigten mir denn wohl mehr als zu deutlich, daſs eine Schlaffheit der feſten Faſer hier mehr in Anſpruch zu nehmen war, und daſs auch hier das ſonſt gewöhnliche Motto: *Nihil eſt in Solidis, quod non antea fuit in fluidis*, nicht anwendbar, und immer apodictiſch wahr ſey! Auch ſehe ich nicht ab, warum nicht ſchon an und für ſich die feſte Faſer leiden ſoll, ohne daſs die Urſache des Krankſeyns erſt in den Säften geſucht werden muſs. Unſre jetzigen Herren Pathologen sind auch über dieſen Grundſatz längſt einverſtanden, und ich mögte beinahe den Gedanken wagen, zu ſagen, daſs die Lebenskraft, die den feſten Theilen vorzüglich zugeeignet werden muſs, eher Einwirkung auf die flüssigen Beſtandtheile unſrer Maſchine hat, als daſs jene erſt der Grund werden müſste, die feſte Faſer krank zu machen. —

Kurz, die Vitriolsäure erhöhte hier den Ton der erſchlafften Faſer, und als ich ſah, daſs nun auch andere Roborantien anwendbar wurden, lieſs ich den Knaben, um nicht

durch das anhaltende Brauchen der blofsen Säuren, seine Verdauungswege leiden zu sehen, eine Auflösung des *Extr. Cortic. Peruvian.* in *Aqua Cinnam. S.* nehmen, und gab um den sechsten und achten Tag ein absorbirendes eröfnendes Mittel. Nachdem ich den Knaben an die sieben Wochen auf diese Art behandelt hatte, und um die ganze Oberfläche des Körpers nicht das mindeste mehr zu sehen war, suchte ich den Eltern es noch recht dringend zu machen, den Knaben wöchentlich einigemal zu baden, und mit nahrhaften Mitteln zu unterhalten. So arm die Leute waren, so folgten sie genau, und ich habe das Vergnügen, den ersten *Morbum maculosum* auf diese Art glücklich geheilt zu haben. Bis jetzt, da nun bereits acht Monate verflossen sind, ist der Knabe völlig wohl, und nur ein kleiner Umstand, der in diesem Winter hier fast alle Kinder epidemisch befiel, nehmlich der sogenannte Bauernwetzel, befiel auch ihn; allein ein gutes Verhalten, und einige schweifserregende Mittel hoben die Krankheit bald und geschwind; auch dies war mir ein Beweis, dafs die vorher so schwachen thierischen Kräfte dieses Knabens sich um ein merkliches verbessert hatten. Viele Kinder, die von dieser Krankheit befallen würden, mufsten das Bett hüten; dieses war bei meinem Kranken gar

nicht einmal nöthig, er war vielmehr den ganzen Tag auf, ging umher, und spielte mit seinen Geschwistern den ganzen Tag; selbst war das bei dieser Krankheit verknüpfte Fieber äusserst mässig, und wenn man nicht die wenige Wärme in der Hand bemerkt hätte, so konnte man ihn fast für völlig fieberfrei erklären. Nachdem er diese Krankheit in weniger Zeit als seine Geschwister überstanden hatte, ward er völlig gesund, und nichts hat ihm wieder gefehlt. Ich sehe ihn sehr oft, da ich sehr häufig vor der Wohnung seiner Eltern vorbei zu gehen Gelegenheit habe, wenn ich meine Kranken in der Vorstadt besuche.

Dr. *Henning*.
Hofr. und Landphysikus zu Zerbst.

VI.

Eine Crise
durchs
Abfallen der Nägel.

Dass auch chronische Krankheiten, die einen ganzen Zeitraum, vielleicht viertel und halbe Jahre, den armen Kranken folterten, sich endlich durch auffallende und merkwürdige Crisen vollenden, habe ich neuerdings abermals recht deutlich bestätigt gefunden. Ich glaube, wenn wir als Aerzte am Krankenbette immer jenen Scharfblick haben könnten, so manchen Urstoff irgend einer Krankheit in seinem natürlichen Gesichter zu kennen, wir würden gewiss in den Stand gesetzt werden, entweder so manchem langwierigen Uebel gänzlich vorzubeugen, oder wenigstens dessen kritische Ausleerung befördern zu helfen; allein so sind wir oft stille und — Zuschauer, und müssen, *theils* um der Kunst selbst, theils um unsres

igneo Rufs und guten Namens wegen, eine
liene und Thätigkeit annehmen, die, ehr-
ch gesagt, manchmal etwas Zuversichtliches
im Grunde hat, um der ganzen guten Sache
ichts zu vergeben. Freilich sollte man dies
icht; allein da für uns doch nur das *Reich*
er Möglichkeit so grofs da ist, *ohne gewisse*
Vahrscheinlichkeit zu besitzen, so ist uns
erin ja wohl so manches verzeihlich. *Wich-*
anns diagnöstischer Adlerblick, und *Lentins*
ine Beurtheilungskraft mögen nicht immer
nreichen, manchem Dinge und mancher
rscheinung in unsrer Maschine auf die Spur
kommen, weil die Natur sich in ihren
andlungen, vielleicht nicht ohne Ursache,
einen Schleier verhüllt, der unsrer Sinn-
hkeit auf eine Zeitlang Grenzen setzt.

Ich gehe zur Sache über, um den Leser
eses beliebten Journals von einer Erschei-
ing Rechenschaft abzulegen, die gewifs nicht
im alltäglichen gehört; und die, so selten sie
elleicht seyn mag, doch von einem Subjecte
errührt, das, vermöge seiner Constitution und
ines Alters, doch einen Beweis von Rege-
erationskraft giebt, welchen man hier kaum
itte erwarten sollen.

Herr B. —, ein hiesiger Bierbrauer, 67
hr jetzt alt, von äufserst hagerm Körper,
it einigen 30 Jahren völlig asthmatisch, einen

immerwährendem Huſten, mit zähem Schleim-auswurf verknüpft, während dabei ſelten (denn ich behandle ihn ſeit acht Jahren) ohne Fieber, nicht im mindeſten Durſt habend, von choleriſchem Temperamente; eigentlich bettlägerig krank war er nur in ſeinem Leben ein-mal, indem er in ſeiner Jugend an einem rheumatiſch gallichten Entzündungsfieber dar-nieder gelegen hatte, bekam im verwichnen Frühjahre 1799 einen heftigen Fieberanfall mit vermehrtem Huſten, dabei zeigten ſich die blinden Hämorrhoiden, und ein ſeit der Jugend erlittener Bruch (*Hernia inguinalis*), der durch ein ſchickliches Band bisher war zurückgehal-ten worden, trat mit Schmerzen in etwas her-vor. Leibesverſtopfung, woran der Kranke gewöhnlich litt, und nur durch eine gewiſse Art eröffnender Pillen gehoben ward, be-ſchwerte den Kranken ſehr, und vermehrte die ſchon ohnehin gegenwärtigen ſchmerzhaf-ten Gefühle um ein groſses. Dabei war gleich einige Tage nach gefühltem Uebelbehagen, eine wäſserige Geſchwulſt der Beine eingetre-ten, die denn auch nicht ohne Uebelgefühl empfunden ward. Unter dieſen Umſtänden legte ich meinen erſten Beſuch ab, und fand, auſser den erzählten Beſchwerden, den Kran-ken äuſserſt gelb ausſehend; ſein Puls ſchlug kaum ſechszig Schläge, intermittirte und ver-

:h die äufserfte krampfhafte Zufammenfchnü-
ıg in irgend einem Eingeweide; der Athem
g fchwer, mit vielem Huften und immer-
hrendem pituitöfen eiterigen Auswurfe ver-
ellfchaftet. Unruhe im Bette, Schlaflofsig-
t, und Furcht vor dem Tode. Auf mein
:ragen, was wohl der Kranke verfehen ha-
, ob etwa ein grober Diätsfehler, oder ir-
ıd eine heftige Gemüthsbewegung den
ınken erfchüttert habe, bekam ich blofs
Antwort, dafs nur eine heftig erlittene
tältung die Urfache der Leiden feyn kön-
; und wenn ja aufser diefer noch etwas
gegangen fey, fo glaubte der Kranke, dafs
e Portion genossener frifcher Aal mit Sal-
manches zur Erzeugung der Krankheit
getragen habe.

Diefes Geftändnifs war mir zwar fchon
ıreichend, indem ich meinen Kranken ge-
ı kannte; und vorzüglich in Abficht feiner
lenfchaftlichen Stimmungen. Ich verordne-
vorzüglich feines Bruchs halber, gelinde
ifpaftifche und eröfnende Mittel durch Cly-
tre, und gab ihm zum Auflöfen die bekann-
Potio Riveri aus dem *Sale Absynthi* mit
n *Succ. Citr.* Dafs viele gallichte Crudi-
en im Spiele waren, die vorzüglich auf den
hmatifchen Zuftand Einflufs haben mogten,
lofs ich aus der gelben Farbe; und dafs

diese vorzüglich auf den krampfhaften Zustand des Unterleibes, des Bruchs u. s. f. als gelegentliche Ursachen zu rechnen waren, war wohl außer Zweifel. Allein das Oedem konnte daher nicht rühren, sondern war gewiß die Folge irgend einer Eiterung entweder in den Lungen, denn diese schienen überhaupt von Knoten über und über angefüllt zu seyn, oder aus einer in der Leber schon längst etablirten Verstopfung und längst entstandenen occulten Entzündung. Letzteres schien mir darum so wahrscheinlich, weil der Kranke schon seit Jahren her gewöhnlich verstopft war, fast immer feberte, zum öftern, ja ich möchte sagen, mehrentheils gelblich sah, hämorrhoidalische Empfindungen hatte, und auch schon zuweilen gelinde Gichtschmerzen empfunden hatte. Ich hatte mit einem sehr empfindlichen Kranken zu thun, indem er sich schwerlich in alles fügen wollte, was ich auch in der Folge verordnete; denn nur die geschwollenen Beine konnten ihn in Furcht bringen, und diese brauchte ich auch allemal, um seine Folgsamkeit zu ermuntern. Täglich bekam er Clystiere aus *Rad. Valer. Summit. Farin. Sem. Lini.* und Milch. Innerlich nahm er eine Solution aus *Extr. Taraxac. Saponar. Gramin. aa* ʒij. *Solut. in Aqua Menth.* ℥. ʒvj. *add. Tart. Tartarisat.* ʒij. *Tart. Emetic. gr. j. Li-*

quor. Veget. ℥j., all 2 Stunden einen Efslöffel voll; um aber den Husten zu lindern, liefs ich den blofsen *Syrup. Ipecacuanh.* unfrer Apotheke des Herrn *Ziers* nehmen; auf der rechten Seite aber ein Liniment aus *Ungu. de Althaea* ℥ij. *Neapolitan.* ʒij. *Laud. Liquid. Sydenh.* ʒj. einreiben; und um die geschwollenen Beine die Thendenſche Binde anlegen; überdies die Füſse in Kleienſäckgen ſetzen. Unter dieſer Behandlung gewann die Sache nach einigen Tagen ein besseres Anſehen, und nachdem der Kranke beſonders eine Menge zäher und ganz ſchwarzer Schleimklumpen ausgeleert hatte, wurde ſein Puls freier, ordentlicher, das Aſthma gelinder, und ſelbſt die Geſchwulſt der Füſse fing an merklich abzunehmen.

Hier glaubte ich, da ich die erſten Wege hinlänglich gereinigt zu haben überzeugt war, gelinde toniſche Mittel anwenden zu müssen, mit welchen immer noch die auflöſenden vergeſellſchaſtet gereicht, von gröſstem Nutzen für den Kranken ſeyn würden. Ich verordnete nunmehro das *Extr. Trifol. fibr. Cent. min., Cort. Winteran., Terr. foliat. tartari, Tinct. Antimonii Huxh. Anim. Rhei* mit der *Aqua Chamomill.* ſolvirt Eſslöffelweis; und liefs alle Abende vor Schlafengehen *Crem. Tart. Solub.* ʒβ. *Kerm. min. gr.* j. *Pulv. Rad.*

Liquirit. gr. x. nehmen, welches ungemein die Expectoration beförderte. Dieser Mittel, nebst passender Diät, bediente sich der Kranke beinahe vierzehn Tage, und alles nahm ein so gutes Ansehen, daſs der Kranke wieder anfing umherzugehen. — Hiermit wollte der Kranke aber die Kur beendigt wissen, und kein Zureden half, weiter etwas zu verordnen. Es verging auch über ein halbes Jahr, ehe der Kranke, den ich wöchentlich ein oder ein Paar Mal sah, wieder etwas nahm, auſser wenn ihn der Husten sehr quälte, gab ich ihm einen Linctum aus *Sulph. Antim. Aurat. ult. praecipit. gr. x. Syrup. de Erysim.* ℥ij. *Extr. Hyoscyami gr. jv.* alle 4 Stunden zwei Theelöffel voll. Im Spätherbst vorigen Jahres bekam er den Husten stärker, die Füſse liefen aufs neue an, und alles schien die vorige Gestalt wieder zu gewinnen; indessen hoben einige Ausleerungsmittel die Sache wieder, bis nach Weihnachten der Kranke wieder förmlich zu klagen anfing. Ietzt stellte sich mehr gichtische Gestalt dar, und das Asthma wurde ebenfalls heftiger, die Füſse, das Scrotum und die Inguinalgegend fingen an zu schwellen; dabei hatte der Kranke bis jetzt immer seine gelbe Gesichtsfarbe gehabt, jetzt aber wurde sie mehr erdfalb. Auch klagte der Kranke mehr über fieberhaftes Wesen, sein Puls fing

an wieder auszusetzen, die Nachtruhe fing an zu mangeln, die Zunge ward mit einem weissen Schmutz belegt, dabei stellte sich ein eignes Gefühl, dem Gewühl der Ameisen gleich, unter den Nägeln der Hände und Füsse ein, das ihm oft äusserst empfindlich war; dabei bekam er, was ihm ganz fremd war, sehr reichliche Schweisse, die ihn des Morgens sehr erleichterten. Mit jedem Tage nahm dies Gefühl zu, und da ich besonders sah, dass ihm die Schweisse Erleichterung verschafften, so liess ich ihn noch dazu alle Abende einen Theeaufguss von einigen Brustkräutern trinken. Die übrige Kurart war wieder so ziemlich die vorige; nur mit der kleinen Abwechselung, dass, da er so sehr die Arzneien verabscheute, ich ihn fleissig nach *Robert Whytt* das rohe Eigelb in etwas lauwarmem Wasser aufgelösst und mit etwas Zucker vermischt trinken liess. Diese Scene dauerte ohngefähr vierzehn bis funfzehn Tage, wo alsdann ein ganz mässiger Durchfall entstand. Hierauf wurde alles besser; nur das Kriebbeln unter den Nägeln der Hände und Füsse blieb sich gleich. Ich liess, da ich gar nicht recht mit mir einig werden konnte, was diese Erscheinung wohl für einen Grund und Ursache haben mögte, die Hände und Füsse in warmes Wasser legen; denn das war ich nur zu sehr gewiss, dass

ein pathologischer Zustand hier statt fan lein welche Wirkungen der Natur hier gegenwärtig seyn konnten, war mir noch räthselhaft. Schon fing mein K wieder an umherzugehen und sich Bew zu machen, als ganz plötzlich Hände Fusszähen zu schwellen anfingen, und hörte das Gefühl einer kriebbelnden E dung auf, die bisher immer noch g gelbe erdige Farbe des Gesichts wurd ner, und die Nägel an Händen und l fingen an sich förmlich loszublättern; die ursachte dem Kranken viel Unbequemlic zumal da die alten Fragmente der Näge serst hart und hornartig waren, und sie serst schwer abzusondern schienen. Ich um dies zu erleichtern, alle Abende ein be auf die Nägel streichen, die in etwa weichend war. ℞. *Butyr. non Saliti* ℥ij. *Hyperici* ℥j. *Cerae flavae* ℈ii., *Leni ign quefactis admisc. Pulv. Storac. gr.* x. D alle Abende ganz wenig auf die Nägel zu ben. Nachdem diese Erscheinung gewiss die drei Wochen gedauert hatte, und ein siger geschickter Wundarzt die Reste der gel vollends abgeschnitten hatte, so w Kranke mit völligen neuen Nägeln und befindet sich seit der Zeit Krankheit hergestellt. Allein ...

erachtet hört das Kränkeln in ſeiner Maſchine nicht ganz auf, und wird bei der Complication von Zufällen nie aufhören. —

Nun ſah ich wohl deutlich genug, daſs dieſe Erſcheinung kritiſch geweſen war, und daſs sich ſowohl Gichtſchärfe, als auch einiger Fieberſtoff in Geſellſchaft und Verbindung mit jener, auf die Hände und Füſse abgeſetzt haben mogte; höchſt wahrſcheinlich aber die Nägel zum Ableger darum gewählt hatte, weil der Kranke ſehr oft in ſeiner Jugend dem Abſchwären der Nägel ausgeſetzt worden war. Es war alſo in dieſem Organ gewiſs eine gewisse Schwäche zurückgeblieben, die nothwendig dem Krankheitsmaterial ſo recht willkommen war, und das durch das ſonſtige mehrmale erfolgte Abſchwären der Nägel eine habituelle Fähigkeit erhalten hatte, sich als ein Ableger modificiren zu lassen. —

Ich habe ſchon vor zehen Jahren einen ähnlichen Fall erlebt, wo nehmlich ein alter hiesiger Knopfmacher und Bierbrauer ſeit mehrern Jahren ein Krankheitsdepot auf die Nägel des Fuſses bekam, und ſo oft er krank wurde, jedesmal ein Abblättern der Nägel erhielt. Es hatte bei dieſem Manne dieſe Folge, dals der Nagel der rechten Zehe ſo eine Miſsgeſtalt bekommen hatte, das derſelbe [illegible]lich wie ein Gemshorn hervorgewachſen

war, und wenn er selbigen ja abschneiden wollte, er allemal Schmerzen im ganzen Fusse davon erhielt. Um diese nun zu vermeiden, so liess er ihn wachsen, so dass derselbe, als er in den achtziger Jahren starb, gewiss vier Zoll lang war.

Dr. *Henning.*
Medr. und Landphysikus zu Zerbst.

VII. Che-

VII.

Chemische Analyse des Diabetes mellitus.

Die vom Herrn Dr. *Michaelis* in Harburg zur Unterſuchung erhaltene Probe des Urins, von einem am Diabetes laborirenden Kranken, hatte die Farbe eines ſehr blassen Franzweins, und am Boden hatte sich eine geringe Menge eines röthlichen Schlamms abgeſetzt. Der Geruch war nicht im mindeſten faul oder ammoniatiſch, ſondern vielmehr ſchwach ſäuerlich. Durch den Geſchmack, ſo wie durch eine ſtarke Röthung des blauen Lacmuspapiers, gab sich die Säure deutlicher zu erkennen. Aus Verſuchen, die jedoch wegen der geringen Menge des Urins, nur im Kleinen angeſtellt werden konnten, war zu ſchlieſsen, daſs der zuckerartige Stoff, ſo wie ihn dieſer diabetiſche Urin in ſeinem friſchen Zu-

ſtande ohne Zweifel enthalten hat, ſeitdem eine Alteration der Beſtandtheile erfahren habe, und im Uebergange zur Essigsäuerung begriffen ſey: um ſo mehr, da er, wie Hr. Dr. *Michaelis* bemerkt, ſchon vorher 16 Monate an einem warmen Orte geſtanden hat.

Neben der Essigsäure enthielt er aber auch Phosphorsäure. Mit essigſaurem Blei verſetzt, gab er einen weiſsen Niederſchlag, von dem sich auf der Kohle vor dem Löthrohr nur ein kleiner Theil zu Blei reducirte, der übrige gröſsere Theil aber zu einer weiſslichen, porzellanartigen Kugel floſs, die beim Erkalten sich polyedriſch formte, und folglich sich völlig wie phosphorſaures Blei verhielt.

Der röthliche Bodenſatz geſammelt und auf *Acidum urolithicum* verſucht, gab davon nicht die mindeſte Spur. Er ſchien in Eiweiſsſtoff zu beſtehen.

Der zu gleicher Zeit vom Hrn. D. *Michaelis* überſandte, zur Honigdicke abgerauchte Rückſtand desselben diabetiſchen Urins hatte das Anſehn, die ſchwarzbraune Farbe, und Consiſtenz eines dünnen Extracts, mit einem aus kleinen, körnigen, braunen Cryſtallen beſtehenden Bodenſatze. Er war ganz geruchlos, und ſchmeckte säuerlich. Mit cauſtiſchem Cali verſetzt, entwickelte sich kein Ammonium, und blieb geruchlos. Mit kohlenſaurem Cali

hatte ein ſtarkes Aufbrauſen ſtatt. Er wurde mit der vierfachen Menge Alcohol übergossen, und damit in gelinde Digeſtion geſtellt. Der Alcohol nahm den gröſsten Theil davon in sich auf, mit Hinterlassung eines gummöſen Rückſtandes und des erwähnten Salzes. Die durchs Filtrum geſonderte weingeiſtige Auflöſung wurde zur mäſsigen Extractdicke abgeraucht, und mit der dreifachen Menge mäſsig ſtarker Salpetersäure übergossen. Es erfolgte in der Wärme eine ſtarke Reaction, wobei sich häufiges nitröſes Gas entwickelte, und der Rückſtand erſchien an Farbe und Conſiſtenz wie ein klarer Honig. Nachdem nochmals eine gleiche Menge Salpetersäure darüber abſtrahirt worden, fand er sich zum gröſsten Theile in Kleesäure verwandelt, welche nach dem Erkalten in Cryſtallen anſchloſs.

Der vom Weingeiſt nicht aufgenommene, ſalzige und gummöſe Antheil des Urinextracts wurde in heiſsem Wasser aufgelöſst. Nach dem Erkalten fand sich das erwähnte Salz in kleinen, hellbraunen, feſten Cryſtallen angeſchossen, die flache vierſeitige Prismen zu ſeyn ſchienen.

Die im rohen Urin angetroffene Phosphorsäure lieſs erwarten, daſs dieſe Cryſtalle die nehmliche Säure enthalten würden; welches sich aber nicht beſtätigte. Auf der Kohle vor

dem Löhtrohre schmolzen sie leicht, ohne eine Perle zu bilden, und hinterliessen ein feuerbeständiges alcalisches Salz. Im Platinatiegel scharf ausgeglühet, der alcalische Rückstand in Wasser aufgelöset, und mit aufgelöster Weinsteinsäure übersättigt, gab hergestellten Weinstein.

In Kalkwasser verursachten sie einen starken Niederschlag, welcher, ausgeglühet, ätzenden, in Wasser auflöslichen Kalk zurückliess.

Mit essigsaurem Blei entstand ein weisser Niederschlag, der sich auf der Kohle sogleich und gänzlich zu metallisches Blei reducirte.

Aus diesen und ähnlichen Prüfungen ergab sich, dass diese Crystalle ein, in Kleesaurem Cali bestehendes, Neutralsalz sind.

Aus der übrigen wässerigen Auflösung schlug Alcohol den gummösen Bestandtheil als eine hellbraune klebrige Masse nieder.

Dieser eingedickte Urin glich demnach mehr einem Pflanzenextracte, als einem animalischen Stoffe; und vornehmlich fehlte ihm der specifische Bestandtheil des Urins, das Ureum, gänzlich.

Die Resultate dieser kleinen Prüfungen bestätigen daher diejenigen, welche D. *Rollo*, *Cruikshank*, und kürzlich die Herren *Nicolas* und *Gneudeville* zu Caen *) von ihrer Un-

*) *Recherches et experiences sur le diabete sucré, ou*

terſuchung diabetiſcher Kranken mitgetheilt haben; ausgenommen, daſs, da jene ihre Verſuche mit friſchem Urine angeſtellt, sie den Hauptbeſtandtheil mehr von der Natur des Schleimzuckers gefunden haben; dieſer aber in dem von mir unterſuchten Urine ſchon angefangen hatte, sich zu alteriren und in säuerlichen Extractivſtoff überzugehen.

Auch iſt es bemerkenswerth, daſs der eingedickte Urin gar keine Anzeige von Phosphorsäure gab, da doch der rohe Urin ſolche enthält. Das Urinextract in Wasser solvirt und mit essigsaurem Blei verſetzt, gab einen häufigen aſchgrauen Niederſchlag, der sich auf der Kohle durchaus zum metalliſchen Blei reducirte.

Klaproth.

phthisurie sucrée. Annales de Chimie. No. 130. pag. 45 ſq.

VIII.

Ueber die Kraft
der durch
Schwefelsäure verflüchtigten Salpetersäure,
die Ansteckungsstoffe bösartiger Fieber
zu verhüten *).

Die Abhandlung, die ich die Ehre habe, der Gesellschaft vorzulegen, enthält Erfahrungen, welche die Eigenthümlichkeit der salpetersauren Dämpfe, das ansteckende Miasma der bösartigen Fieber zu zerstören, beweiset.

Wir verdanken diese nützliche Entdeckung einem Londoner Arzt, Dr. *Smith*, und sie besteht darin, in der Nähe des Kranken die Sal-

*) Der sich jetzt hier aufhaltende verdiente Spanische Gelehrte, Herr *C. Gimbernat*, las diese interessante Abhandlung in der hiesigen Naturforschenden Gesellschaft vor, und ich erhielt die Erlaubniss, dieselbe meinem Journale einzuverleiben, um diese allen Aerzten wichtige Entdeckung bald zur allgemeinen Kenntniss zu bringen.

D. H.

etersäure in Dämpfe aufgelöst, durch die Zer-
etzung des Salpeters mit Schwefelsäure zu
erbreiten.

Die schreckliche Epidemie, die im Jahre
800 ein Schiff von den vereinigten Staa-
m in Amerika nach Cadix mitbrachte, die
ch bald in der ganzen Provinz Andalu-
en verbreitete, und überall Bestürzung und
od im Gefolge führte, veranlaſste mich, die-
Erfahrungen ins Spanische zu übertragen.

Es ist eine Anweisung hinzugefügt, wie
an sich die Salpetersäure immer rein und in
eiſsen Dämpfen verschaffen, und die Erzeu-
ung des oxydirten Stickgases oder der oran-
farbenen Dämpfe vermeiden kann, denn
eses ist der wesentlichste Punkt dieser Ope-
tion, denn nur die Dämpfe der reinen und
eiſsen Salpetersäure kann man ohne Be-
iwerde und ohne Gefahr einathmen.

Diese Anweisung endigt sich mit einer
üfung aller bisher vorgeschlagnen Reinigungs-
ttel, und mit den Beweisgründen, weswe-
n man der Salpetersäure zur Reinigung der
wohnten Gegenden den Vorzug geben muſs.

Die Spanische Regierung, der ich meine
beit sandte, wählte zwei berühmte Profes-
ren von Madrid, die Herren *Queralto* und
rrais, um Salpeterräucherungen in Andalu-
en anzustellen.

Sie nahmen diesen gefährlichen Auftrag an, und begaben sich nach Sevilla, wo dieses bösartige Fieber bereits 12,000 Menschen getödtet hatte, und wo zu dieser Zeit die täglich zunehmende Sterblichkeit alle medicinische Hülfe als unzulänglich bewiesen hatte.

Herr *Sarrais* ward an dem Tage seiner Ankunft von der Epidemie ergriffen, und starb nach zwei Tagen als Opfer der Epidemie, der er sich aus reiner Liebe zur Menschheit ausgesetzt hatte.

Herr *Queralto*, glücklicher als er, obgleich ebenfalls von der Epidemie ergriffen, veranstaltete Räucherungen der Salpetersäure in dem grössten Spitale, worin sich eine grosse Anzahl Kranke befanden.

Um die Wirkungen der salpetersauren Räucherungen genauer bestimmen zu können, wurden sie zuerst nur in einem Viertheile der Stadt angewandt, und übrigens keine Aenderung in Hinsicht der Mittel, die man bisher bei den Kranken angewandt, vorgenommen.

Der Erfolg übertraf die Erwartungen. Die Fortschritte der Epidemie wurden von dem Tage an, wo man die salpetersauren Räucherungen eingeführt, aufgehalten. Von diesem Tage an wurde keiner von dem Personale des Spitals mehr angesteckt, und die Räucherungen dienten nicht nur als Praeservativ, son-

dern auch als Heilmittel für die Kranken; denn alle, die sich in den Sälen befanden, wo die Räucherungen Tag und Nacht fortgesetzt wurden, empfanden sogleich eine merkliche Besserung, und waren in einigen Tagen wieder hergestellt. Ein einziger starb; anstatt dass vor der Anwendung der Räucherungen täglich mehr als zwölfe starben.

Ein so glücklicher Erfolg flösste allgemeines Zutrauen ein.

Die salpetersauren Dämpfe wurden hinlänglich in der ganzen Stadt, und bald auch eben so in der ganzen Provinz angewandt. Ueberall war derselbe Erfolg. In Zeit von drei Wochen war Sevilla, und in weniger als zwei Monaten ganz Andalusien von der Epidemie befreiet.

Man ging in dem Zutrauen der reinigenden Eigenschafft der Salpetersäure so weit, dass Herr *Cavanellas*, Chirurg am St. Lucashospitale, die Kleidung eines, mit den Symptomen der höchsten Ansteckung des Fiebers Verstorbenen nahm; und nachdem er sie den salpetersauren Dämpfen ausgesetzt hatte, brachte er sie einen Tag und eine Nacht in Berührung mit seiner Haut, ohne davon angesteckt zu werden.

Man fand überall, dass die salpetersauren Dämpfe, mit der atmosphärischen Luft ver-

mischt, den Einathmenden keine Beschwerde verursachen. So verhält es sich nicht, weder mit dem einfachen salzsauren Gas, noch mit dem oxygenisirten: beide greifen die Respirationswerkzeuge zu heftig an, als daſs man sie in bewohnten Orten ohne Gefahr verbreiten könnte. Man muſs ihren Gebrauch auf die Reinigung der Säle, woraus man die Kranken weggebracht hat, beschränken.

Die Methode des Hrn. D. *Smith* ist durch Herrn *Queralto* verbessert worden, indem er die Zersetzung des Salpeters kalt bewirkt, anstatt die Wärme einer *Spiritus Vini* Lampe anzuwenden, wie dies in England geschieht, und wodurch oft oxygenisirtes Stickgas, welches sehr schädlich ist, statt salpetersaurer Dämpfe erzeugt wird, weil das Uebermaas der Wärme die Verwandschaft, die den Sauerstoff und Stickstoff vereinigt hielt, trennt. — Diese Gefahr tritt nicht ein, wenn man die Zersetzung kalt und mit kleinen Mengen anstellt, dann verflüchtigt sich die Salpetersäure, ohne sich zu zersetzen, mit Hülfe der freiwerdenden Wärme, wenn die Schwefelsäure das Cali des Salpeters durchdringt.

Vielleicht, daſs die salpetersauren Dämpfe deswegen die Respirationswerkzeuge weniger, als die übrigen Säuren angreifen, weil sie aus den nehmlichen Bestandtheilen, wie die atmosphärische Luft, zusammengesetzt sind.

Vielleicht auch eignet sie sich am meisten,
e ansteckenden Miasmen zu zerstören, weil
keine permanent elastische Flüssigkeit oder
hres Gas ist, sondern ein bloſser Dampf,
r mit Hülfe der Wärme flüchtig ist, und
nn er sich abkühlt, auf allen Körpern ver-
chtet, in ihre Zwischenräume dringt, und
e Oberflächen mit einer Säure umgiebt.
is dieser Verdichtung muſs die vollkomme-
Neutralisation aller Atomen der anstecken-
n Materie hervorgehen.

Wie es auch mit diesen Vermuthungen
hen mag, so ist doch bewiesen, daſs die
iucherungen mit der Salpetersäure die Ma-
rie der Ansteckung, die durch bösartige Fie-
r hervorgebracht wird, schnell zerstört, die
espirationswerkzeuge nicht belästigt, und daſs
rer Wirksamkeit Spanien, und vielleicht ganz
uropa, das Glück dankt, den Schrecknissen,
e jährlich die vereinigten Staaten von Ame-
ka niederdrücken, entgangen zu seyn.

Ein merkwürdiges Beispiel der Wohltha-
n, die die Chemie, auf Medicin angewandt,
em Menschengeschlechte darbietet.

Carl Gimbernat.

IX.

Aufforderung

an die Aerzte Deutschlands und aller Länder, wo dieses Journal gelesen wird,

das Scharlachfieber

betreffend.

Das Scharlachfieber herrscht nun hier in Berlin drei Jahre lang fast ununterbrochen. Es hat sich uns in einem Grade von Bösartigkeit gezeigt, den wir vorher nicht kannten. Statt dafs es ehedem durch die anginösen Zufälle und durch die Folgen tödtlich wurde, tödtet es jetzt durch eine unmittelbare Einwirkung auf das Nervensystem, durch plötzlich entstehende Zuckungen und Lähmungen am vierten, fünften, sechsten, ja schon am dritten Tage der Krankheit. Es sind hier einige Beispiele vorgekommen, wo junge und gesunde Personen heute noch ausgingen, morgen vom *Scharlachfieber* befallen wurden, und über-

morgen todt waren. Ohne sonderliche Zufälle, ohne merkliche Zeichen von Gefahr und Heftigkeit der Krankheit, ohne vorhergegangene Erkältung, ja zuweilen ohne Verschwinden der Röthe, sah man Kranke am fünften, sechsten Tage der Krankheit plötzlich unruhig und ängstlich werden, ein beständiges Drängen zum Uriniren, Irrereden und Zuckungen bekommen, und nach 6 bis 8 Stunden apoplectisch sterben.

Alles dies scheint zu beweisen, dass das Miasma gegenwärtig (wahrscheinlich durch die atmosphärische und die davon abhängende organische Constitution) feiner, flüchtiger und zerstörender geworden sey, als sonst, dass es besonders eine grosse Affinität zum Nervensysteme erhalten habe, und deswegen schneller und zerstörender auf dasselbe wirke, — daher die schnelle und nervöse Todesart, ein Phänomen, das wir in dieser Gestalt bis jetzt nur bei der Pest kannten.

Diese ausserordentliche und eigenthümliche Bösartigkeit, und diese lange Dauer der Epidemie, (denn sie ist seit drei Jahren ein *Morbus stationarius* bei uns geworden; da sie bekanntlich sonst kaum halb so lange zu dauern, und dann sieben, acht, ja zehen Jahre ganz zu fehlen pflegte) — beide Erscheinungen sind neu, und verdienen die gröſste Aufmerk-

rigen Grad der Thätigkeit zu setzen und zu erhalten, nächstdem aber das Lymphsystem, welches durch dieses Contagium überhaupt, vorzüglich aber in der jetzigen Epidemie, unthätig gemacht und gelähmt wird (daher die Wasseranhäufungen, Metastasen u. s. w.), zu erregen und thätig zu machen. Dem gemäss war die Anwendung diaphoretisch reizender Mittel, einer beständig gleichförmigen warmen Bedeckung der Haut, die Vermeidung aller, auch der geringsten Erkältung, und am vierten oder fünften Tage, kurz, wenn der entzündliche Zustand der Haut nachzulassen anfing, der Gebrauch des Calomels in Verbindung der flüchtig reizenden Mittel die Hauptsache. Aber grosse Vorsicht und ein feines practisches Iudicium gehörte zur passenden Auswahl und Anwendung der reizenden Methode; und es konnte eben so viel Schaden durch Ueberreizung, als durch direct schwächende Mittel geschehen. Ja, in manchen Fällen habe ich die trefflichsten Wirkungen davon gesehen, wenn man in den ersten Tagen bei sehr vollblütigen Subjecten, und wenn die Brust, der Hals oder der Kopf sehr angegriffen, und der Puls dabei voll und stark war, ein Aderlass, oder wenigstens Blutigel anwendete; in andern Fällen, wo bei einem vollsaftigen Zustande viel gastrische Anhäufung

und

und Neigung zum Brechen sich zeigten, wenn man im Anfange ein Brechmittel gab.

Meine gewöhnliche Methode, und welche im Durchschnitt am glücklichsten war, war folgende: Ich gab die ersten Tage den *Spiritus Mindereri* (einen Erwachsenen 1 Unze binnen 24 Stunden), mit *Aqu. Flor. Samb.* und *Vin. Antimon. Huxh.* Bei grosser Hitze und starkem Fieber dazwischen Vitriolsäure, mit einem angenehmen Syrup, welches auch für die Halsentzündung die besten Dienste that, täglich ein Senfpflaster, auch bei schwacher Hautthätigkeit alle 6 bis 8 Stunden eins an verschiedenen Stellen des Körpers. Am fünften Tage mit Fortsetzung des *Spiritus Mindereri* täglich 1 - 2 Gran *Calomel* mit *Sulphur. Antimon. aurat.* und Campher, oder bei grosser Schwäche und Neigung zum Durchfall mit etwas *Laudanum.* Damit wurde acht Tage lang unter beständigem diaphoretischen Verhalten und Fortgebrauch des *Spir. Minder.* fortgefahren. Zeigte sich Oedema, so wurde nun die Dose des Calomel verstärkt, und Digitalis, Squilla, Senega, Arnica, auch nach den Umständen flüchtige und fixe Roborantien hinzugesetzt. — War freilich der Character des Fiebers von mehr nervöser Beschaffenheit, so mussten gleich vom Anfange an die genannten Mitel mit kräftigen Reizmitteln,

Valeriana, Campher, Moschus, Laudanum unterſtützt werden. Wurde die topiſche Entzündung des Halſes oder der Bruſt heftig, ſo fand ich, auſser der örtlichen Anwendung der Senfpflaſter, das Einreiben der Mercurialſalben in den leidenden Theil, ſo wie auch den innern Gebrauch des Calomels von vorzüglicher Kraft.

Noch muſs ich bemerken, daſs mir ſeit den letzten Wochen ein Metaschematismus des Scharlachfiebers vorgekommen iſt, der vielleicht der Vorbote einer Modification und Umwandelung der Bösartigkeit dieſer Krankheit iſt. Ich habe nehmlich wenigſtens acht Kranke beobachtet, wo den erſten alle Zeichen des Scharlachfiebers, böſer Hals u. ſ. w. erſchienen, den zweiten mehr oder weniger Röthe der Haut, den dritten aber alle Röthe verſchwunden war, und ſtatt dessen die Haut mit kleinen mehrentheils weiſslichen Frieſelpuſteln bedeckt war, mit auffallender Abnahme des Fiebers, völligem Aufhören der Angina, und nachherigem ſehr leichtem und gutartigem Verlauf der Krankheit.

Ich wünſche ſehnlichſt, daſs mein Vorſchlag Beifall finden, und daſs man nicht bloſs für jetzt, ſondern auch für die Zukunft, dieſe Beobachtungen des Scharlachfiebers fortſetzen und mir mittheilen möge, um den Feind im-

mer in Augen zu behalten, und endlich ausmitteln zu können, ob das Contagium ganz verschwindet oder nur wandert, unter welchen Bedingungen und mit welchen Modificationen dieses geschieht.

d. H.

X.

Kurze Nachrichten und medizinifche Neuigkeiten.

1.

Unverwefslichkeit der Leichname nach Arfenikvergiftung.

Unfer würdiger Herr Obermedicinalrath und Stadtphysicus, Dr. *Welper*, hat die Bemerkung gemacht, die meines Wissens ganz neu ist, dafs die durch Arfenik vergifteten Leichname der Fäulnifs und Verwefung widerftehen, und in eine Mumienartige Materie übergehen. — Ich bitte mir darüber die Erfahrungen anderer Aerzte aus. Sollte sich die Sache beftätigen, fo wäre sie theils für die gerichtliche Medicin wichtig, um ein Zeichen mehr zu haben, auch noch nach langer Zeit über die vorhergegangene Arfenikvergiftung zu urtheilen, theils könnte sie zu manchen wich-

tigen Auffchlüssen über die Wirkungsart des Arfeniks auf den Organismus und über die animalifche Chemie überhaupt führen. — Auch wäre zu unterfuchen, ob nicht das Behandeln todter organifcher Körper mit Arfenikauflöfung ihnen diefe Unverweslichkeit mittheilen, und dadurch eine neue und leichte Methode des Einbalfamirens oder Mumificirens gefunden werden könnte.

d. H.

2.

Beftätigter Nutzen des Hordeum praeparatum bei Abzehrungen.

Diefes im B. St. diefes Journals vom Herrn Hofr. *Thilenius* empfohlene Mittel (das ich hier unter dem Namen *Hordeum praeparatum* officinell gemacht habe) hat mir feitdem die trefflichfte Wirkung bei allen Arten der Abzehrung als ein kräftiges und ohne Erhitzung und Vermehrung des hectifchen Fiebers wirkendes Reftaurationsmittel gezeigt, und ich behalte mir vor, diefe Erfahrungen ausführlicher mitzutheilen. Für jetzt nur eine Warnung. Es findet sich dies Mittel fchon in zweierlei Geftalt in den Apotheken, ächt und unächt; wahrfcheinlich, weil manche Herren Apotheker es für fehr überflüssig halten, ei-

nen ſo langen und weitläuftigen Prozeſs des Kochens damit vorzunehmen, als vorgeſchrieben iſt. Sie verkaufen alſo gutes Gerſtenmehl (für den Preis von 1 auch 1½ Thaler das Pfund) ſtatt jenes feinen Mehlſtoffs, der durch den vorgeſchriebenen Prozeſs erhalten werden ſoll, und der eben jene concentrirte Nahrhaftigkeit und leichte Verdaulichkeit besitzt, die den groſsen Vorzug dieſes Mittels ausmachen. Man kann leicht denken, wie ſchlecht jenes grobe Mehl den Kranken bekommt, und wie wichtig es alſo iſt, auf dieſe Verfälſchung aufmerkſam zu machen. Der Unterſchied iſt übrigens leicht zu erkennen. Das *Hordeum praeparatum* iſt ein äuſserſt zartes, sich wie feiner Puder anfühlendes Pulver, und fällt etwas ins gelblichte, da hingegen das Gerſtenmehl grobkörnigter, klumpichter und weiſser iſt. Man wird sich am beſten davon überzeugen, wenn man sich eine Probe bei den Hrn. Assessoren *Roſe* oder *Flichner* allhier geben läſst, in deren Officin das Mittel mit der gröſsten Sorgfalt bereitet, und das Pfund zu 1 Thaler verkauft wird. Auch hat Herr *Flietner* eine Chocolade davon bereitet, die ſehr wohlſchmeckend und brauchbar iſt.

d. H.

3.

Tinctura Digitalis aquoso - aetherea.

Da der Aether allein nicht alle wirksame Theile
r *Herba Digitalis* auszieht, so hat unser
schickter Herr Assessor *Flietner* eine *Tin-*
ura aquoso - aetherea bereitet, die die *ae-*
erea an Wirksamkeit übertrifft, und deren
reitung ich hier mit seiner Erlaubniss zum
gemeinen Besten bekannt mache.

Drei Unzen schweizerischer getrockneter
id geschnittener rother Fingerhuth werden
it 18 Unzen destillirtem Wasser, unter öf-
rm Umrühren 24 Stunden macerirt, dann
ırchgegossen, und so lange destillirtes Was-
r nachgegossen, bis dasselbe geschmack-
ıd farbenlos abläuft. Diese Flüssigkeit wird
ın im Wasserbade bis auf drei Unzen abge-
ımpft. Der extrahirte Fingerhuth wird sorg-
ltig getrocknet, und mit 6 Unzen *Spir. sul-*
hurico - aethereus (*Liquor anodynus*) über-
ossen, nach 24 Stunden ausgepresst, filtrirt,
ıd zu obigen drei Unzen Flüssigkeit gemischt.

Diese neun Unzen Tinctur enthalten von
rei Unzen rothem Fingerhuth den Extractiv-
arz - Eiweiss - und scharfen Pflanzenstoff.

Inhalt.

Mit diesem Stücke des Journals wird ausgegeben:

ibliothek der praktischen Heilkunde. Neunter Band. Erstes Stück.

Inhalt.

J. C. Reil, über die Erkenntniſs und Kur der Fier. — Besondere Fieberlehre. Dritter Band.

Auch ist erschienen:

ournal der ausländischen medizinischen Literatur. Januar, 1802.

Inhalt.

I. *Ausführliche Abhandlungen.*

1. A. Scarpa Beobachtungen und Erfahrungen ber die vorzüglichsten Augenkrankheiten (Mit einem Kufer). 2. Dr. Brinckmann, Bemerkungen über die 'eilkraft einiger Mittel und besonders der oxygenisirten alzsäure in der Krätze und dem Kopfgrinde. 3. P. Sock, eschichte einer gefährlichen und seltenen Verletzung der Iand. 4. W. Currie, über die Ursachen der Schädchkeit ebener und sumpfigter Gegenden, nebst einer Anitung, ihre Wirkung zu verhüten oder zu verbessern. . Dr. Macleau, über das Abzapfen während der chwangerschaft.

II. *Kurze Nachrichten und Auszüge.*

1. T. Chevalier's neue Kugelzange (Mit der Abildnng). 2. Desselben Geschichte einer glücklichen Punion der festen Hirnhaut unter der fordern Fontanelle. . T. V. Okes, ein durch die Pockenkrankheit geheilter 'eichhusten. 4. Dr. H. van den Bosch, bestätigte Virkung der Radix Lopez im colliquativen Durchfall. . Erfindungen.

III. *Literarischer Anzeiger.*

1. Frankreich. a) Schriften. b) Preisaufgabe der Acaemie der Wissenschaften und Künste zu Dijon. 2. Itaen. a) Neue Schriften. b) Künftig erscheinende Schrifm. c) Persönliche Notizen.

Februar, 1803.

Inhalt:

I. Ausführliche Abhandlungen.

II. Kurze Nachrichten und Auszüge.

Journal
der
practischen
Arzneykunde
und
Wundarzneykunst

herausgegeben
von

C. W. Hufeland,
Königl. Preuss. Geheimen Rath, Leibarzt, Director des Colleg. med. chirurg., erstem Arzt der Charité
u. s. w.

Sechszehnter Band. Zweites Stück.
Mit einem Kupfer.

Berlin 1803.
In Ungers Journalhandlung.

I.

Ueber
rfahrungen in Bädern,
mit
besonderer Hinsicht auf Nendorf,
vom
Hofrath und Leibarzt Waitz
zu Cassel.

ıverlässige medicinische Beobachtungen und fahrungen zu liefern, ist nirgends schwerer, bei Gesundbrunnen, wo so viele Ursachen ıtreten, die den Arzt hindern, jeden Kranın daselbst gehörig zu beobachten, und vom folge der Kur richtig zu urtheilen.

Nur wenige Kurgäste bringen ausführliche schichten ihrer Krankheit mit. Viele han nicht selten ihren eigenen Kurplan, oft ıon die Arzeneien, von ihrem Hausarzte ordnet, bei sich. Von ihnen folglich, hat cht etwa ein unerwartetes Uebelbefinden att, bekommt nur selten der Brunnenarzt otiz. Es gehen also die Wirkungen des Gendbrunnens bei solchen Kurgästen, wenigıns für das Publicum, verloren.

Aber auch jene Kranken, bei welchen der Brunnenarzt vollkommen in den Stand gesetzt ist, durch eine, zuvor erhaltene Krankengeschichte richtig zu urtheilen, und, nach den vorfallenden Ereignissen, frei zu handeln, sind nicht alle geeignet, ein sicheres Resultat zu liefern; da die gewöhnlich zur Kur bestimmte Zeit oft zu kurz ist, um von dem vollendeten Erfolge einer solchen Badekur sich überzeugen zu können, und nur wenige es der Mühe werth halten, von ihrem Nachbefinden dem Brunnenarzte einige Nachricht zu geben.

Ich übergehe jene anderen Hindernisse, die bei der Kur in einer Badeanstalt so häufig vorkommen, und welche so bekannt sind. Hängen solche auch meist vom Patienten selbst ab; da sie gewöhnlich nur von Convenienz, von der alles beherrschenden Etiquette, von manchen Leidenschaften entstehen, die an einem Orte, wo viele Menschen von mancherlei Stande zusammen kommen, besondere Nahrung finden. Auch Nendorf ist nicht frei von solchen Mängeln; ungeachtet es mehr wirklich Kranke und Sieche, als andere berühmte Bäder, jährlich zählen dürfte, zu welchen letzteren der Hang zu Vergnügungen und zum Aufwande oder manche andere Nebenabsichten eben so viele Kurgäste ziehen, als der Zweck der Genesung.

Jenen mehr ausgedehnten Zweck und Gemeingeist, der gewöhnlich in den Bädern herrscht, wird man in den Nachrichten nicht verkennen, welche bekannte Zeitschriften so angelegentlich von mehrern Bädern immer baldmöglichst ins Publikum bringen, wo der sogenannte Ton, die Anwesenheit mehrerer grossen und ausgezeichneten Personen, der Aufwand, das Spiel, die Art, sich zu kleiden, die Maasstäbe sind, nach denen ein Kurort mehr oder weniger vortheilhaft ins Licht gestellt, und dem Publikum empfohlen wird.

Der grössere Haufe glaubt, diese angeführten Umstände könnten nur mit der geringeren oder grössern Wirksamkeit der Gesundheitsquelle im Verhältnisse seyn. Hierdurch werden so manche schiefe Urtheile veranlasst. Als Arzt berühre ich diese Punkte nur, in so fern sie auf das Heilgeschäft selbst einen Einfluss haben können, oder solches dadurch eine falsche Beurtheilung erhält. Es versteht sich wohl von selbst, dass jene Vorwürfe weniger der Badeanstalt, als den Personen, zur Last fallen, die gerade das Bad besuchen, die, neben ihren körperlichen Gebrechen, alle ihre Seelenkrankheiten mitbringen, welche letzteren gewöhnlich nicht nur unheilbar sind, sondern sogar die heilsamen Wirkungen der Gesundheitsquelle hindern, so

braucht die gefundenen Körper, nach ihrer einzelnen Wirkung, nur in ein gangbares System zu fügen; so folgen die Krankheiten von selbst; deren Heilung man schon zum voraus, nach den einzelnen Bestandtheilen, aus der Analogie mit andern Mineralquellen beweisen kann!! —

Nicht so haben die vorzüglichsten Mineralquellen Deutschlands ihren Ruf gegründet. Gewöhnlich ging ein vieljähriger Gebrauch voraus. Die in einem solchen Bade geschehenen Kuren wurden beobachtet, und zogen nach und nach mehrere unheilbar scheinende Kranke dahin. Dadurch wurden die Quellen bekannter. Ihren Ruf vermehrten freilich auch in ältern Zeiten oft religiöse und politische Nebenumstände. Endlich suchte man die wiederholten Beobachtungen und Erfahrungen, nach den gleichzeitig herrschenden chemischen und ärztlichen Grundsätzen und Theorien, aufzuhellen und genauer zu bestimmen.

Dies war der Fall zu Wisbaden, zu Aachen, im Carlsbad und zu Pyrmont. So gewiss es ist, dass jene chemische Analyse, worin in den letztern Jahren grosse Fortschritte geschehen sind, verbunden mit einer richtigern Theorie der Aerzte, welche sich auf Erfahrung gründet, bei Anwendung der mancherlei Mineralquellen, vor grober Empirie

schützt, eben so sehr bin ich überzeugt, daß nur wiederholte Beobachtungen und Erfahrungen die bestimmte Anwendung eines Mineralwassers leiten und dessen sichern Ruf gründen können. Es ist daher auch gar nicht auffallend, wenn jetzt eine neue oder vernachlässigte Quelle in kurzem einen vorzüglichen Ruf durch ihre bewiesenen Heilkräfte erlangt.

Werden die daselbst gesehenen Wirkungen genauer aufgezeichnet, mehr geprüft, erhalten die einzelnen Erzählungen, oder die aus den Beobachtungen gezogenen Resultate von glaubwürdigen Aerzten einen größern Stempel der Wahrheit, so kann ein Jahrzehend mehr leisten, als sonst ein halbes Jahrhundert, wo man nicht immer diesen geprüften Weg der Erfahrung betrat.

Man sieht hieraus, wie viel für so manches berühmte und nicht berühmte Bad zu thun bleibt.

Auch erhellet hieraus, was von den künstlich nachgemachten Mineralbädern zu halten ist.

Dies vermogte wahrscheinlich einen *Hufeland*, dessen unermüdetem Bestreben nichts entgeht, was auf die Ausübung der Heilkunde einen reellen Einfluß hat (im XIV. Bande St. 2. S. 193.), die Brunnenärzte aufzufordern, von Zeit zu Zeit Beobachtungen über die Wir-

kungen der Brunnen, welchen sie als Aerzte vorstehen, in diesem allgemein gelesenen Journale niederzulegen.

Nendorf, welches in Rücksicht seines spätern Etablissements mehreren bekannten Bädern nachsteht, hat einen besondern, vielleicht einzigen Vorzug gehabt. Es erhielt die Aufmerksamkeit eines erhabenen Regenten, der in wenigen Jahren das leistete, was sonst eine lange Reihe von Jahren nicht zu bewerkstelligen im Stande ist, und welcher noch mit der gröſsten Huld diese Heilanstalt begünstiget.

Zu gleicher Zeit interessirten sich mehrere, zum Theil groſse Aerzte für diese Heilquelle. Einige sahen und untersuchten sie selbst, und überzeugten sich von ihrer Vorzüglichkeit. Unter diesen darf ich einen *Zimmermann*, *Lentin*, *Heim*, *Formey*, *Michaelis*, *Mönch*, *Heesler*, *Herz*, *Störzel* nennen, deren letztern persönliche Bekanntschaft ich am dortigen Kurorte zu machen das Glück hatte, welchen ich für ihre mir geäuſserte Zufriedenheit über die dasigen Anstalten für das gegen mich bewiesene Zutrauen hier öffentlich danke.

Lange zuvor aber wurde unsere Schwefelquelle gebraucht, und von den Aerzten der dortigen Gegend häufig angewandt.

In ihrem natürlichen Zustande, wo sie

noch nicht den Schutz des Regenten erhalten hatte, im Jahre 1777, kam der Bauer *Piphe*, in dessen Wiese sich die Quelle befand, beim hochseligen Herrn Landgrafen *Friedrich* ein, und bat um Entschädigung wegen des Nachtheils, den er durch das viele Abholen dieses Wassers an seinem Grundstücke erlitt. Dies veranlaſste einen Bericht von dem damaligen Landrath *v. Münchhausen* zu Rinteln, in welchem er sagt, daſs man diese Quelle die Wunderquelle nenne, weil dadurch Kranke geheilt wären, die Meinberg und Pyrmont vergebens gebraucht hätten, daſs ihr Wasser in der Nachbarschaft viel angewandt werde, aber auch in groſsen Quantitäten nach Rehberg, Hannover, Hameln und weiter abgeholt würde, daſs es *Zimmermann* so häufig seinen Kranken anrathe. Früher war es indessen schon von einigen Aerzten bei dem nahgelegenen Sauerbrunnen zu Rodenberg angewandt worden.

Diese eingezogenen Nachrichten und die Berichte von der damaligen medicinischen Facultät zu Rinteln veranlaſsten, daſs die Quelle erweitert und gefaſst wurde, so wie auch einige weitere Einrichtungen zu einem Badehause in Vorschlag kamen. Umstände verzögerten die weitere Ausführung dieses Plans. Das Ganze erlitt einen Stillstand bis ins Jahr

1787, wo der jetzt regierende Herr Landg
nach dem Antritte Höchstdero huldreic
Regierung, selbst die Quelle in Augensch
nahmen, und sich, durch die zugleich er
tenen Berichte der Aerzte, von der Wich
keit dieser Heilquelle so überzeugten, c
nunmehr durch Höchstdero eigene Bef
und Verfügungen diese Badeanstalt, aller
vielen Schwierigkeiten ungeachtet, durch
nen raschen Gang mit jedem Jahre sich il
Vollkommenheit näherte, und Höchstdiesel
sich hierdurch ein ewiges Denkmal des D
kes im Herzen der leidenden Menschheit
teten; zugleich aber auch den Wunsch vie
Aerzte erfüllten.

So entstand diese Heilanstalt, welche n
fortdauernd durch die höchste landesfürstli
Gnade unterstützt wird, zu deren Anla
schon grosse Summen verwandt worden si
wodurch sie eine Festigkeit erhielt, derg
chen sich noch kein Bad, in so kurzer Z
erhalten zu haben, rühmen kann.

Dem Professor *Schröter* in Rinteln, w
cher nach *Timmermann* als Arzt bei d
Brunnen zu Rodenberg angestellt wurde, u
welcher damals schon mehrern Gebrauch v
dieser Schwefelquelle gemacht hatte, wu
auch die neue Badeanstalt übertragen, um
ren Emporkommen er viele Verdienste l

ı verschiedenen Malen hat dieser Arzt dem
blikum vom Fortgange des Etablissements
ıchricht gegeben, und mehrere Beobachtun-
n über die Wirkungen dieser Gesundheits-
elle geliefert, von denen die Abhandlung:
*Tendorfs asphaltische Schwefelquellen der
äfſchaft Schaumburg, beschrieben vom D.
ıdwig Philipp Schröter. Rinteln, 1792.«* das
llständigste ist, welches auch die Analyse
ıses Gesundbrunnens enthält.

Zu früh starb dieser thätige, practische
:zt, der gewiss aus seinem Tagebuche über
e am Brunnen gemachten Beobachtungen
ch vollständigere Resultate würde geliefert
ben. Es wäre allerdings zu wünschen, dass
n Sohn, gegenwärtig practicirender Arzt zu
egenhain in Hessen, die wichtigsten Erfah-
ngen daraus dem Publikum mittheilen mögte.

Seit zwei Jahren bin ich, als *Schröters*
ichfolger, als Brunnenarzt zu Nendorf gnä-
gst angestellt. Während dieser Zeit ist die
rtige Badeeinrichtung in manchen Puncten
rändert und verbessert worden. Dies, so
e eine neuere Analyse der Quellen, wird
ch veranlassen, eine vollständigere Beschrei-
ng zu liefern, so bald ich durch vervielfäl-
;te Erfahrungen, durch fernere Unterstü-
ıngen, in den Stand gesetzt worden bin, so
el möglich, etwas Ganzes zu geben. Diese

kurze Uebersicht zeigt indessen hinlänglich, dafs günstige Erfahrungen zuerst unsrer Gesundheitsquelle Ruf erwarben, und die Aufmerksamkeit practischer Aerzte auf sie leiteten.

Ihr Ruf hat durch die geschehenen glücklichen Kuren von Jahr zu Jahr zugenommen. Die Quellen liefern eine solche Quantität Wasser, dafs täglich über 200 Bäder gegeben werden können, wovon jedes im Durchschnitt etwas über 36 Cubicfufs hält. Ein und dreifsig der Bäder, von Stein gearbeitet, können zugleich angelassen werden, die nicht gerechnet, welche für die Armen bestimmt sind.

Das Wasser, frischgeschöpft, ist crystallhell, verbreitet einen starken, widrigen Geruch, den ich nicht ganz mit dem der gewöhnlichen Schwefelleber vergleichen möchte, wenn auch der Geschmack, oder vielmehr das Aufstofsen, dieses genommenen Wassers dem von faulen Eiern sehr gleich kommt. Gewöhnlich vertragen die Kranken, selbst bei einem delicaten Magen, dieses Wasser leicht; nur zu lange oder im Uebermaafse genommen, verdirbt es den Magen, wo es ausgesetzt werden mufs, oder nebenher stärkende Mittel erheischt. In heifsen Tagen trinken es starke Personen, die sich daran gewöhnt haben, um den Durst zu stillen; da die Trinkquelle, bei ihrem gröfsern Gehalte von Kohlensäure,

nsaure, einen picanten und kühlenden Gehmack hat. Auf den Stuhl wirkt sie selten; Gegentheile habe ich nach dem Gebrauche nen trockenen Leib beobachtet. Meist beirkt sie vermehrte Transspiration. Besonders kommen aber die Kurgäste im Anfange der rinkkur guten, vermehrten Appetit. Die, elche zur Säure geneigt sind, verlieren bald ese Kränklichkeit, wenn sie nicht grobe Difehler begehen.

Eben so wirken die Bäder von dieser hwefelquelle verschieden; da deren zu lange ler zu häufige Anwendung die Kräfte der ranken verzehrt, und nicht selten mehr oder eniger Ermattung bewirkt. Man sieht nehmh zuweilen öconomische Kranke, welche in r ersten Stunde ihrer Ankunft schon, mit r Zeit ihres Aufenthalts, die Anzahl der zu ehmenden Bäder festsetzen, wo sie, um recht elen Nutzen in der möglichst kurzen Zeit zu höpfen, täglich zwei- auch wohl dreimal Bäir verlangen. Die Vorstellung des Brunnenztes, dass dies nicht immer vortheilhaft sey, regt wohl gar im Kurgaste Misstrauen, benders wenn der Hausarzt den Kurplan vorschrieben hat, der natürlich mehr Zutrauen ben muss. Unstreitig aber sind die Wirngen der Bäder nach den Constitutionen r Badenden verschieden. Die Bäder kön-

nen also bei dem einen Kurgaste nicht wie bei dem andern angewandt werden. Die Beobachtung ihrer Wirkung vermag demnach allein, ihre weitere Anwendung zu bestimmen. Daher sieht man denn oft, daſs Kurgäste in den ersten Tagen der Kur so von Kräften kommen, daſs sie die Bäder aussetzen müssen, und nicht selten hiedurch die ganze Kur gestört haben, wenn die Zeit ihres Aufenthalts zu sehr beschränkt ist.

Das Wasser in der Quelle, so wie auch das geschöpfte, bleibt nicht lange hell. Steht es einige Zeit in einem Glase, so wird es milchig, und setzt nach einigen Tagen einen weiſsen Bodensatz nieder, wobei auch der starke Geruch weggehet. Das darüber stehende Wasser hat nunmehr wieder seine vorige Klarheit, die bleibend ist, wenn es nicht gekocht oder mit andern, auf seine inneren Bestandtheile wirkenden, Mitteln vermischt wird. Je nachdem die Witterung sich verändert, und oft früher, ehe man diese Veränderung wahrnehmen kann, sieht man die Klarheit vermindert, und oft eine groſse Farbenveränderung auf der Oberfläche der Quelle, die bald weiſs, grau, bald schwärzlich oder pfauenschweifartig ist. Eben so wird der Geruch dieser Quelle mehr oder weniger im Freien bemerkt; je nachdem die Luft heller, trockner oder feuch-

r ist. Eine gleiche Bewandniſs hat es in den
idern, wo das Wasser oft in einem Tage
ehrere Veränderungen zeiget; bald nimmt
eine milchweiſse, beinahe gelbliche Farbe
ı; bald wird es ſchwärzlich, oder bleibt auch
ınz hell. Lauter Folgen von den mehr oder
enigern Einwirkungen des Sauerſtoffs, der
ch in der Atmosphäre befindet.

Bei den Bädern indessen hat der gröſse-
oder geringere Wärmegrad des warmen
'assers an dieſer Verſchiedenheit auch sei-
n Antheil. Dieſe Miſchungen geben man-
ıem, der mit der Eigenſchaft des Wassers
ıbekannt iſt, zuweilen Verdacht, daſs dem
'asser künſtliche Beimiſchungen geſchehen,
ıd ſolches nicht ächt ſey. — Nur nach und
ıch kann man sich an ſolche, oft ins Lächer-
:he fallende, Urtheile gewöhnen. Ich habe
ſehen, daſs sich dergleichen milzſüchtige Ur-
eile durch keine Art sinnlicher Ueberzeu-
ıng heben lieſsen. Ich finde mich daher ge-
ıthiget, öffentlich zu erklären, daſs ich es
cht für verträglich mit der Ehre eines recht-
ıaffenen Mannes halte, dergleichen Verfäl-
hungen vorzunehmen. Auch würden dies
ıhere Vorgeſetzte auf keine Art ungeahndet
lassen haben.

Hingegen machen manche Aerzte unſerer
uelle den Vorwurf, daſs sie *zu ſtark* ſey,

und sie deshalb manchem Kranken ein gelinder wirkendes Bad empfehlen müſsten.

Bei einer andern Gelegenheit werde ich das Ungegründete der Behauptung darthun.

Die gewöhnlichen Wirkungen dieses Schwefelwassers auf die, ihr nahe kommenden Gegenstände, verursacht der groſse Gehalt von Schwefel, den es in Schwefelwasserstoffgas und in Verbindung als wirkliche Schwefelleber enthält, wodurch es alle Metalle schwärzt, das reine Gold ausgenommen, und sie aufgelöſst schwarz niederschlägt. Diese Kraft äussert es auch noch beim Abfluſs in einer beträchtlichen Entfernung von der Quelle *). Leicht theilt es sich dem Körper mit. Mehrere Wochen nach dem Gebrauche der Bäder nimmt das getragene Leinen den eigenen Geruch des Badewassers an. Zum Theil kann nun eine

*) Es ist zu verwundern, daſs die Aerzte, bei dem starken innern Gehalte und der groſsen Wirksamkeit unserer Mineralquelle, bei ihrer Eigenschaft, sich so lange in Bouteillen gut aufzubewahren, ohne zu verderben, in ihrer Privatpraxis nicht mehrern Gebrauch davon machen! *Schröter* hat in seiner oben angeführten Abhandlung weitläuftiger davon geschrieben. Schon als eine der stärksten und sichersten Proben auf Bleiauflösung verdiente es in jeder Apotheke als ein Mittel gegen Bleiverfälschungen aufbewahrt zu werden. — Es hält sich sehr viele Jahre, ohne an seiner Güte zu verlieren.

rt Schwefelseife, welche das Wasser enthält, ch in der Haut festsetzen, und ihr die Eisnschaft geben, noch lange nachher den Geıch zu vertreiben. Dafs es aber auch in den örper dringe, und sich den Säften beimische, ıd da seine ihm eigene chemische Wirkung ıssere, hiervon hat mich folgender Versuch)erzeugt:

In dem gleich nach dem Bade gelassenen rin der Personen, die in unserm Schwefelıde lange gesessen, aber durchaus nie einen ropfen des Wassers getrunken hatten, liefs h Papier tauchen, auf welches mit *Cerussa etata* geschrieben war. Mehr oder weniger urde diese Schrift lesbar, nahm eine dunkelräune Farbe an. Doch stärker bei den Kranm, deren Haut verletzt war, die etwa an ner fressenden Flechte litten.

Dies ist, wie ich glaube, ein wichtiger ersuch, theils für den Beweis der Einsauıng der Bäder, für die mögliche Wirkungst dieses und mehrerer andern Mittel im enschlichen Körper, theils aber auch Beweis r den grofsen Gehalt und die feste Bindung s Schwefels in unserm Mineralwasser. Von r Menge desselben kann man sich schon ıne chemische Analyse überzeugen, wenn ın das Sediment betrachtet, welches sich n Zeit zu Zeit in den Quellen, in den *Re-*

nahm diese Farbe an. Gelähmte Glieder von rheumatischer oder gichtischer Schärfe färben sich leichter und stärker, als die noch gesunden, die meist ganz frei bleiben. Oft verliert sich die Farbe während dem fortgesetzten Gebrauche der Bäder; sie kommt aber auch wieder, und zwar oft im verstärkten Grade. So sind Hände und Füſse der einen Seite gefärbt, wenn die andere Seite ihre natürliche Farbe behält. Gewöhnlich sehen dies die Kurgäste als ein günstiges Zeichen an, sie wünschen einander Glück dazu, und schlieſsen von der Stärke und Ausdehnung dieser Farbe auf die Gröſse der gehabten Krankheit.

Wir sehen jährlich mehrere Kurgäste, die zehen bis zwölf Jahre lang jedes Jahr diesen Brunnen, zum Theil aus Dankbarkeit, besuchen, und sie haben bei den Voraussagungen kein geringes Zutrauen, da sie aus Erfahrung zu urtheilen glauben.

So nimmt man an, daſs, wenn die Bäder in einem oder dem andern Gliede Schmerzen verursachen, solches ein Zeichen ihrer günstigen Wirkung sey. Bei Kranken, die sehr an Gicht leiden, oder gelitten haben, schien diese Erscheinung einige Mal mit dem Grade der Besserung im Verhältnisse zu stehen. Bei einzelnen Schwächlichen habe ich einige Tage vorher ein Uebelbefinden bemerkt, das sich

mit jener Erscheinung verlor. Gichtkranke, oder Personen, welche der Gicht mehr ausgesetzt gewesen sind, erfahren beim Gebrauche der Schwefelbäder öfter Schmerzen als andere.

Dies sind Erfahrungen, welche indessen noch mehrere Bestätigung erheischen, und ich wünsche, dass meine Herren Collegen in ähnlichen Schwefelbädern ihnen einige Aufmerksamkeit schenkten.

Folgende Krankengeschichte ist hier zu erwähnen, da sie in Hinsicht jener physischen Erscheinungen besondere Aufmerksamkeit verdient:

Ein Frauenzimmer in den dreissiger Jahren, von hagerem, kleinem, schwächlichem Körperbau, litt seit 5 Jahren an Gicht. Die Hände waren zum Theil gelähmt, die Zähne alle ganz schwarz angefressen; das Bild dieser Person war der Ausdruck eines tiefen, langen Leidens. Gewöhnlich waren dem Gichtanfalle Schmerzen nebst Krämpfen im Magen und in der Brust mit Erbrechen vorausgegangen, worauf die fürchterlichsten Schmerzen in den Füssen, ohne Geschwulst erfolgten. Die Kranke hatte siebenmal zu frühe Niederkunft gehabt, in kurzem ihren Mann und Kinder verloren, und überhaupt vielen Gram erlitten. Im ersten Bade, welches die Patientin in Nen-

dorf brauchte, wurde ihr Körper fast ganz schwarz. Man glaubte, eine Mohrin im Bade sitzen zu sehen. Doch waren die Hände, Nägel, Brust und Beine am tiefsten geschwärzt. Es lag wie ein Beschlag von Kinnruss oder Kohlenstaub auf der Haut, und liess sich nicht abwaschen. Diese Wirkung kam jedesmal im Bade wieder, nur mit folgenden Veränderungen: Mit jedem Bade, besonders nach dem erstern, verminderte sich die Erscheinung der schwarzen Farbe; sie hörte indessen auch nach vierzehn genommenen Bädern nicht ganz auf. Das Gesicht wurde zuletzt am wenigsten gefärbt, die Hände immer am stärksten. Anfangs war sogar die Haut unter den Haaren schwarz. Das Innere einer Haube von Musselin, welche die Kranke auf hatte, wurde gelb und schwärzlich. Diese Farbe war von der, die man bei andern Kranken öfter bemerkte, verschieden. Sie schien mehr auf der Haut sich zu bilden, nicht in die Haut selbst zu dringen. Anfangs konnte man sie bloss mit einem trockenen Tuche abreiben, in der Folge nahm sie Seifenwasser weg, und dann blieb nicht die dunkele Farbe zurück, die man sonst bemerkt hatte.

Trockene Tücher, die zum Abreiben dieser Schwärze gebraucht wurden, liess ich in *reinem* Wasser ausziehen, welches davon ei-

ſchmutzig gelbliche Farbe erhielt, und ein
chtes graugelbliches Pulver auf den Boden
zte, dessen zu weitern Unterſuchungen zu
nig war. Papier, auf welches mit einer
flöſung essigsauren Bleies geſchrieben war,
rde mit dieſem Wasser getränkt, aber nicht
rändert.

Aber auch beim Trinken unſers Schwe-
wassers zeigte dieſe Kranke eine auffällen-
Erſcheinung, die vielleicht noch nie war
merkt worden. So oft sie an der Quelle
ink, wurde der Theil der äuſsern Lippe,
lchen das Wasser am mehrſten beſpülte,
lblich, oft auch ganz ſchwarz, und zwar in
nem Augenblicke, ſo daſs sie immer die
uelle mit einem gefärbten Munde verlieſs,
lcher sich aber leicht mit einem trocknen
uche entfärbte. Seit ſechs bis sieben Wo-
en hatte die Kranke gar keine Arzenei ge-
mmen, und die früher gebrauchten Mittel
aren keine metalliſche.

Dieſe Wirkungen unſers Wassers auf den
anken menſchlichen Körper ſcheinen mir
hr wichtig. Sie zeigen, daſs es ſtarke Rea-
ntien auf unſern Körper enthält, und liefern
gleich einen nicht zweideutigen Beweis, daſs
ei der Anwendung dieſer Heilquelle Zerſe-
ungen, chemiſche Veränderungen in den le-
endigen Körpern vorgehen, durch welche

ein Theil ihrer Wirkſamkeit erklärt werden kann und muſs. Unwiderleglich beweiſen die Erfahrungen, wie dieſe Art zu wirken von einem groſsen Theile unſerer Arzeneimittel eben ſo wenig geläugnet werden könne, als sich ihre Wirkungen, die sie im lebendigen Körper hervorbringen, wohl nicht auf eine Theorie zurückführen lassen.

Ich berühre um ſo mehr dieſe Erfahrungen, da man hierüber, ſo viel ich weiſs, noch keine hinlängliche, befriedigende Erklärungen und Aufschlüsse hat, und vielleicht öftere Erſcheinungen der Art Thatſachen liefern, die zu meiner vollkommen befriedigenden Auflöſung dieſes Phänomens Veranlassung geben.

Iſt wohl ein Ueberſchuſs von Kalkſtoff im menſchlichen Körper fähig, jenen dunkeln Niederſchlag zu bewirken?? — Vielleicht bin ich nach mehrern Jahren im Stande, mit Gewiſsheit hierüber reden zu können!!

So gewiſs es iſt, daſs wir noch nicht ſo weit fortgeſchritten sind, um dieſe und ähnliche Erſcheinungen durch chemiſch-animaliſche Grundſätze vollkommen erklären zu können, und ſelbſt die Analyſe der Mineralquellen, ſo wie aller natürlicher Körper, noch weiterer Aufklärung fähig iſt; um ſo mehr sind wir verpflichtet, uns an reine Erfahrungen zu halten, und die Anwendungen der

əmischen Erfahrungen nur in so weit zuzu-
sen, als sie mit den Thatsachen vollkom-
n übereinstimmen. Dies mag alle Physi-
r und Chemiker aufmuntern, immer mehr
Natur in ihrer innern Wirkung zu entfal-
ı, und dadurch den ärztlichen Erfahrungen
ıen höhern Werth zu geben!

Erst neulich entdeckte man in dem be-
hmten Aachner Wasser Stickgas; ob es gleich
ıon so lange als eine der vorzüglichsten
ıellen mit Nutzen gebraucht wurde.

Im Jahre 1794 wurde der verstorbene
hröter bitter getadelt (*Allgemeine Littera-
rzeitung. Jahrg.* 1794. No. 190.), dass er in
ıner oben angeführten Abhandlung in den
endorfer Quellen aufgelöstes Erdharz an-
ıhm. Man widerlegte ihn, und glaubte, die
nmöglichkeit einer solchen Auflösung in Mi-
əralquellen bewiesen zu haben; obgleich die-
n Gehalt schon ältere Naturforscher an-
ıhmen.

Jetzt, 9 Jahre nachher, findet man jene
əhauptung nicht nur nicht widersprechend,
ndern Herr Bergrath *v. Crell* sagt in seinen
ıemischen Annalen (7. St. S. 5. 9. St. S. 199.
əs vorigen Jahrgangs), dass Herr Bergcom-
issair *Westrumb* aus diesen und ähnlichen
:hwefelwassern die harzigen Bestandtheile
ısgeschieden habe. Herr Professor Schaub,

der bei seinen Kenntnissen in der Chemie die Geschicklichkeit besitzt, chemische Verhältnisse der Körper darzustellen, hat sich früher über diesen Punct (*im Reichsanzeiger* N. 205. den 3ten August 1802) schon bestimmt erklärt, dass man in den Quellen zu Nendorf eine wirkliche bituminöse Schwefelseife annehmen dürfe.

Wenn seine schon veranstalteten Versuche wiederholt und vervielfältigt seyn werden, kann das Publicum von diesem schätzbaren Chemiker eine neue, unsern Zeiten anpassende gründliche Darlegung der Bestandtheile der Nendorfer Schwefelquellen erwarten. Ein aufmerksamer Beobachter wird schon durch seinen Sinn den innern Gehalt von Erdpech in diesen Wassern erfahren. Sowohl der Geruch, welchen diese Quellen in ihrer Atmosphäre verbreiten, ist, so wie der Geschmack dieses Wassers, von dem, welches bloss Schwefellebergas enthält, sehr verschieden. Zu Bemerkung dieses Unterschieds sind geübtere Sinne nöthig. Auffallender ist er, wenn man sich mehrere Male nach einander gebadet hat, und nun die trockene Haut des Körpers reibt. Der dadurch entstehende Geruch, welcher oft mehrere Wochen hernach noch bemerkt wird, ist dem ganz ähnlich, den man erhält, wenn man zwei Stücke des Stinksteins gegen einan-

der reibt, welcher einen grofsen Theil des Gebirges ausmacht, aus dem unfere Quellen entfpringen.

Die Erleichterung, welche einige Bruftkranke in diefer Atmosphäre bei ihrer Refpiration erfahren, ift oft auffallend, und beweift viel für *Garnette* und *Busoh*, die in einigen Bruftkrankheiten die Schwefelleber vorzüglich als ein nützliches Mittel empfehlen. Es dürfte aber hier auch das beigemifchte Erdharz feinen Antheil haben, da wir wissen, dafs dessen alleiniger Gebrauch in diefen Krankheiten fchon von grofsen Aerzten empfohlen wurde.

Diefe wenigen Bemerkungen über den Werth der Mineralquellen, als Heilmittel, zeigen zur Genüge, wie eine wiederholt fortgefetzte Beobachtung beim Gebrauche eines Mineralwassers feinen Werth allein beftimmen könne, und den Wirkungskreis desselben zu erweitern vermöge.

Ich habe daher mir, als Brunnenarzte, zum Gefetz gemacht, fo viel es angehet, immer nur unfere Heilquelle allein anzuwenden, höchftens da nur den Gebrauch anderer Mittel hinzuzufügen, wo günftige Erfahrungen den Gebrauch gerechtfertiget haben, oder wo das Uebel eines Kranken mit den bekannten Kräften unferer Heilquelle nicht im Verhältnisse

ſtehet. Nicht ohne Noth und ungern weiche ich auch von den mitgegebenen Vorſchriften der Hausärzte ab, welche ihre Kranken in unſer Bad ſchicken; da ich mich in dieſen Fällen lediglich als vicarirenden Arzt anſehe, der den Kurplan nur leiten, nicht beſtimmen ſoll.

Dieſe meine Art, als Brunnenarzt zu handeln, erwähne ich nicht ohne Urſache. Ich glaubte, es mir, mancher Miſsdeutungen wegen, ſchuldig zu ſeyn. Auch danke ich hier denen Aerzten aufrichtig, welche mir nicht nur ihre Kranken anvertraut haben, ſondern mich auch durch ihre mitgeſandten Krankengeſchichten und Vorſchläge bei der Anwendung unſerer Heilquelle haben unterſtützen wollen. Jedem Herrn Collegen, ſo wie dem Wunſche jedes Kranken insbeſondere, zu entſprechen, iſt bei mir die erſte und wichtigſte Abſicht, welche zu erfüllen, ich mir immer werde angelegen ſeyn lassen, ſo lange ich als Arzt dieſer Heilanſtalt vorſtehe.

Folgende Krankengeſchichten aus meinem, die zwei letztern Sommer geführten Tagebuche ausgehoben, mögen entſcheiden, in wie fern unſer Geſundbrunnen in die Reihe der wirkſamen Mineralwasser gehört, und ob er als ein kräftiges Mittel in der Arzneimittellehre genannt zu werden verdient.

1. Ein

1.

Ein Mann von gesetztem Alter hatte zwei
hre zuvor, ehe er nach Nendorf kam, eine
nerische Ansteckung gehabt, die in wirkli-
e Lustseuche übergegangen war, wogegen
lange viele Mercurialmittel zu nehmen war
nöthiget worden. Seit mehrern Monaten
ienen die Zufälle ganz gehoben, die dieser
ankheit eigen sind. Jetzt litt er an gichti-
en Gliederschmerzen, welche die Nacht
er nicht zunahmen. Oeftern Halsentzün-
ngen war er unterworfen, so wie sich eine
ysipelatöse Röthe fast beständig an einigen
llen des innern Halses zeigte. Sehr oft,
züglich aber des Morgens, musste er viel
leim auswerfen, Die Zähne waren lös und
hlschwarz, so dass man sie alle für cariös
ten musste. Das Zahnfleisch war locker.
bei war sein Unterleib so aufgetrieben, dass
ihm lästig wurde. Er war meist hartleibig.
n ganzer Körper war etwas aufgelaufen.
ion am dritten Tage, da er das Schwefel-
sser trank, und die Bäder brauchte, ver-
en die Zähne die schwarze Farbe, und wur-
n nach und nach ganz weiss. Nach sechs
gen des Gebrauchs dieser Kur wurde sein
b dünner, der Stuhlgang freier, so dass er
en Mittag ein bis zwei leichte Oeffnungen
te. Das Aussehen besserte sich, der Ap-

petit nahm zu. Die Gliederſchmerzen hörten auf; der Hals war nicht mehr ſo mit Schleim angefüllt, ſo wie sich auch die habituelle Röthe verminderte. Zuletzt brauchte der Patient nur ein Zahnpulver, eine ſtärkende Zahntinctur und ein ähnliches Gurgelwasser. Oeſters muſste er sich auch mit dem Schwefelwasser gurgeln. So hergeſtellt, ſchickte ich ihn nach Pyrmont, um daſelbſt vierzehn Tage den dortigen Brunnen an der Quelle zu trinken.

2.

Ein junger Mann hatte vor länger als einem Jahre eine veneriſche Anſteckung bekommen, die durch üble Behandlung Folgen hatte, gegen welche er lange häufige Mercurialmittel nehmen muſste. Die Krankheit ſchien gehoben. Der Patient war aber äuſserſt geſchwächt worden. Er ſchwitzte leicht, bekam leicht durch kleine Fehler der Diät einen Hautausſchlag. Sein Leib war meiſt verſtopft, dabei war ein ſtarker Speichelabgang. Die Zähne waren los, das Zahnfleiſch ſchwammicht; der ganze Körper hatte ein cachectiſches Anſehen. Den ſechsten Tag nach der zu Nendorf angefangenen Kur bekam Patient Fieber mit roſenartigem Ausſchlage auf der ganzen Haut, der bald verging. Hierauf trat eine Ver-

ſtopfung ein, die auch den gehörigen Mitteln wich.

Nun besserte sich Patient bei der fortgesetzten Kur dermaſsen, daſs bei einem frohen Gefühle ſeiner Seele die Kräfte ſeines Körpers ſehr zunahmen. Der Speichelfluſs, welcher Anfangs ſtärker wurde, hörte ganz auf. Seine Leibesfunction wurde natürlich, ſeine Farbe gewann viel, und er verlieſs Nendorf mit der äuſserſten Zufriedenheit.

3.

Ein Bedienter, nicht 20 Jahre alt, von guter Gesichtsfarbe, hatte ſeine beiden Hände mit Kruſten und Schorfen überzogen, die gröſstentheils noch eiterten. Der Menſch war elend, und konnte durchaus ſeine Hände, die bis in die Fingerſpitzen ſteif und angeſchwollen waren, nicht brauchen. Er muſste sie ſtets umwickelt haben. Er behauptete, er er ſey nie veneriſch geweſen, habe aber einen andern, der an dieſer Krankheit heftig darnieder lag, gepflegt, und dieſen oft waſchen und reinigen müssen, wo er ſeine Hände mit ſcharfem Wasser und Umſchlägen naſs gemacht habe. Von andern Aerzten hatte dieſer Kranke ſchon viele Mercurial- und andere Mittel bekommen, welche aber ohne Wirkung waren. Zuletzt kam er ins Clinicum einer unſrer erſten Universitaten, wo er durch in-

mit Quassienextract. Durch diese Behandlung war er fast ganz hergestellt. Zu Zeiten zeigte sich noch etwas Sausen. Das schwere Gehör hatte sich jedoch verbessert. Patient reiste nach Pyrmont, um daselbst die Kur fortzusetzen.

5.

Frau v. *W.*, etliche funfzig Jahre alt, hatte seit zwanzig Jahren leichte Gichtanfälle, welche mit jedem Jahre zunahmen. Vorzüglich fixirte sich die Gicht in die Hände, wo sie in eine *arthritis nodosa* überging. Uebrigens befand sich diese Kranke, außer einer Neigung zu einem harten Leibe, ziemlich wohl. Sie hatte einen hagern, trocknen Körper. Nie hatte sie etwas Ernstliches gebraucht. Ihre Hände waren indessen so angegriffen, und die Finger durch die Gichtknoten so unbeweglich, daß sie nur mit Mühe solche gebrauchen, und nichts schweres heben oder festhalten konnte. Im Sommer 1801 nahm die Patientin zwei und zwanzig Bäder zu Nendorf, und trank dabei jeden Morgen ein kleines Glas Bitterwasser. Dies schlug so gut an, daß sie nicht nur täglich offenen Leib hatte, sondern auch die Steifigkeit der Hände und die Gichtknoten nach jedem Bade sich verminderten.

Am Ende der Kur waren die Knoten nur
och wenig zu bemerken. Die Dame konnte
ıre Hände wieder bewegen. Sie vermogte,
hwere Sachen zu heben, am Tische Gerich-
 vorzulegen, und überhaupt die Hände völ-
g frei zu gebrauchen. Auch zeigte sich wäh-
end dieser Kur vermehrter Appetit.

6.

Ein junger, starker Bauer, von musculö-
m Körperbau, hatte, nach einem rheuma-
schen Fieber, eine Verhärtung der sämmtli-
ien Muskeln des Oberarms bekommen. Man
aubte, eine gleiche Masse zu fühlen, die so
rt wie Stein war, und wodurch der Ober-
m stärker als der Gesunde wurde. Die Haut
ır fest daran, und liefs sich nicht hin und
rschieben. Nur nach den beiden Gelenken
 verminderte sich die Geschwulst; die Haut
ar daselbst loser. Schmerzen hatte der Kran-
 in diesem Arme nur wenig. Sein übriger
irper war vollkommen gesund. Mehrere Mit-
l waren vergebens angewandt worden. Der
nerliche Gebrauch der Nendorfer Schwefel-
ielle, so wie der Gebrauch der Bäder, hob
ese Verhärtung ganz. Es blieb auch nicht
ıs Geringste zurück; man konnte nach der
ır nicht bemerken, an welchem von beiden
rmen jene Verhärtung gewesen war.

7.

Ein Mann von mittlern Jahren u
einer, dem äufsern nach zu urtheilen,
Conftitution, litt vor vier Jahren an
befchwerden, an öftern rheumatifchen I
wozu sich auf der einen Seite des Ko
der Mitte des *ossis bregmatis finiftri* e
Schmerz gefellte, der oft bis zur Ve
lung ftieg. Der Gebrauch des Vorċ
nens besserte feinen Zuftand. Auch f
gen war durch andre innere Mittel
worden. Die Neigung zur Transfpirat
wie die zu Flufsfiebern, hatte sich
dert, nur der fixe Schmerz ftellte si
einem Jahre wieder ein, ob wohl in
etwas gelindern Grade. Im Sommer 1
diente sich Patient der Bäder zu Nene
dem beften Erfolge. Am Ende der K
te sich zwar jener fixe Schmerz wiede
dauerte er nicht lange. Auch nachh
er felten, in geringerem Grade, und
Verbindung mit leichten rheumatifche
tarrhalifchen Zufällen. Ganz kurz be
der Kranke diefen Schmerz bei ftarke
gung, beim gefchwinden tiefen Bücken
aber nicht länger dauerte, als die heft
wegung des Körpers Statt fand. Einn
ftand der Schmerz auf der andern Se
Kopfs. Während diefer Zeit war die g

lich angegriffene linke Seite desselben frei. Dieser Wechsel war indessen auch nicht von langer Dauer. Im Sommer 1802 wiederholte Patient die Bäder zu Nendorf, wo ich ihn in der letzten Hälfte der Kur zugleich die Douche auf den Kopf gebrauchen liess. Dieses Jahr befand sich Patient noch mehr erleichtert; er spürte kaum die Anwandelung des Uebels.

8.

Ein Officier von 26 Jahren hatte seinen Körper durch Ausschweifungen geschwächt. Er bekam heftige Gichtschmerzen, besonders der Lenden, Husten mit Blut und Auswurf, auszehrendem Fieber, und nächtlichen colliquativen Schweissen. Durch zweckmässige Mittel und eine sehr vernünftige Behandlung war er so weit wieder hergestellt, dass er die Bäder zu Nendorf besuchen konnte. Die letztern Monate hatte er wenige Arzeneien genommen. Das Aussehen dieses jungen Mannes war elend, abgezehrt. Er litt noch Schmerzen, hatte eine Steifigkeit in den Beinen, jeden Morgen nach beträchtlichem Auswurfe zwischen durch noch etwas Fieber. Er trank von der Schwefelquelle, und brauchte die Bäder. Obgleich Patient auch bei dieser Kur nicht das gehörige Regim befolgte, so liess der Husten doch

nach, die Schmerzen hörten auf. Sein Gehen wurde besser. Er verliefs Nendorf in einem leidlichern Gesundheitszustande. Zu Hause indessen erholte er sich so sehr, dafs auch sein Aussehen wieder eine bessere Gesundheit zeigte, die er auch noch jetzt geniefst.

9.

Ein Junggeselle über die vierzig, trockner, hagerer Constitution, von einem melancholischen Aeufsern, litt an blinden Hämorrhoiden, die sich zu Zeiten schleimigt zeigten. Dabei war die Oeffnung trocken, sparsam, und leichte Gichtanfälle wechselten einige Mal mit Podagra ab. Selten war er vom hypochondrischen Anfalle frei. Drei Jahre nach einander brauchte Patient die Bäder zu Nendorf mit grofser Erleichterung. Im Sommer 1800 brauchte er das Seebad bei Doberan, worauf er sich viel übeler befand. Er kam 1801 wieder nach Nendorf, und klagte alle obigen Beschwerden in höherm Grade. Vorzüglich war die Leibesöffnung selten, trocken, und nicht den genommenen Speisen angemessen. Täglich trank Patient 4 bis 6 Gläser vom dortigen Schwefelwasser, brauchte Bäder, und nahm jeden Abend ein Clystier von Schwefelwasser. Neben diesem wurden folgende Pillen verschrieben: *℞. Sap. offic.* ℥ß., *Extr. tarax.*, *Gum.*

Ass. foet. $\bar{aa}$ ℥ij. ℞. *R. rhei.* ʒj. *F. pil. pond. gr. ij. D. S.* Morgens und Abends 20 Stück zu nehmen. Nach einer sechstägigen Anwendung dieser Mittel wurde die Oeffnung weicher, copiöser, und zwischendurch gingen Verhärtungen mit Schleim ab, worauf er sich sehr erleichtert fühlte. Die nasskalte Witterung begünstigte nicht die Besserung, und nach einigen Tagen war alles wieder schlimmer. Die langsame, beschwerliche Oeffnung trat ein, und sein hypochondrischer Zustand nahm merklich zu. Jetzt trank Patient auch Nachmittags einige Gläser Wasser, da sein Magen es erlaubte, und obigen Pillen wurde statt der Rhabarber *Extr. aloes.* zugesetzt. Hierauf führten die Stuhlgänge vielen Schleim, Verhärtungen ab, und der Kranke reiste um vieles gebessert von Nendorf. Er hatte vier und zwanzig Bäder genommen. Sein körperliches Befinden war auch nach der Kurzeit viel besser gewesen; seine Seele blieb heiterer. Im Sommer 1802 kam Patient wieder, brauchte bloss die Bäder nebst den dortigen Brunnen an der Quelle, nach welchem er Driburger Wasser trank, und sich in seiner Gesundheit sehr vervollkommt fühlte.

10.

Ein unverheiratheter Mann, etwa 30 Jahre alt, hatte durch viele Strapazen auf langen

Reisen, durch häufigen Genuſs spirituöser Getränke, wahrscheinlich auch durch Ausschweifungen in der Liebe, seinen Körper so geschwächt, daſs er in die gröſste Hypochondrie verfiel. Er hatte einen gut ausgebildeten starken Körper. Seine vorzüglichen Beschwerden, die er jetzt anzugeben wuſste, waren folgende:

Ein männliches Unvermögen, dabei ein fast beständiger Abgang einer Feuchtigkeit aus der Harnröhre, welche besonders durch wollüstige Reizungen vermehrt ward. Ein unerträgliches Jucken im Mittelfleisch, im After, das der Kranke durch heftiges Reiben und dadurch bewirktem örtlichen Schweiſs zu mildern glaubte. Dieser Schmerz kam vorzüglich in der Nacht, dauerte 3 bis 4 Stunden, und der endlich darauf folgende Schlaf war unruhig, nicht erquickend.

Dabei wurde der Kranke magerer, und sein Gefühl von Entkräftung, das er bald mehr, bald weniger zu bemerken glaubte, war mit einer düstern, traurigen Gemüthsstimmung verbunden. Vorzüglich quälte ihn der Gedanke einer zu bewirkenden ehelichen Verbindung, wodurch er sein Glück zu machen gedachte, wozu er sich aber in Rücksicht seiner Gesundheit nicht tüchtig genug glaubte. Ausserdem waren alle seine natürlichen Functio-

nen in Ordnung, und auch sein Appetit und die Verdauung erträglich. Keine bestimmten Hämorrhoidalzufälle waren zugegen. Er hatte vor mehrern Jahren ein rheumatisches Fieber gehabt, und nachher mit anscheinend guter Wirkung Pyrmonter Brunnen getrunken. Für seine gegenwärtigen Leiden hatte er viele, sonst wirksame, Mittel ohne allen Erfolg angewandt. Zu Nendorf nun brauchte dieser Kranke die dortigen Bäder, trank dabei den Pyrmonter Brunnen, und nahm noch täglich zweimal ein Elixir aus bittern Extracten. Nach ein und zwanzig Bädern hatte der Schmerz im Perinaeum nachgelassen, war oft ganz weg. Am Ende der Kur waren aber die hypochondrischen Zufälle so stark, dass sie fast in Melancholie übergingen, welche in der Mitte der Kur vermindert waren. Besondere Klage von weitern körperlichen Beschwerden konnte der Patient nicht führen. Dieser Seelenzustand hat auch zu Hause, kurz nach der Badekur, wie ich erfahren habe, noch fortgedauert. Weiter habe ich nichts von dessen Befinden gehört. Ich muss vermuthen, dass eine glückliche eheliche Verbindung mit einem Frauenzimmer von gutem, sanftem Character viel zu seiner Wiederherstellung beitragen könnte. Männer von zartem Gefühle, die mit Reue an jugendliche Vergehungen durch Geschlechts-

trieb zurückdenken; können bei dem ernsthaftem Vorhaben einer ehelichen Verbindung, besonders wenn der gewählte Gegenstand eben sowohl Achtung als Liebe einflößt, den größten Gemüthsverstimmungen unterworfen seyn, welche den äußersten Grad der Hypochondrie herbeiführen, wo kein Mittel wirksamer, als die Ehe selbst ist.

Sind die ersten Ausbrüche der Leidenschaft vorüber, dann überzeugt sich der Leidende, daß die Opfer der Liebe in der gesetzmäßigen Verbindung mit einer würdigen Gattin nicht den Aufwand von Kräften erheischen, der bei unregelmäßigen Leidenschaften statt findet, die er bisher allein kannte.

Ich führe diese Krankheitsgeschichte besonders des Schmerzes wegen an, welchen der Patient im Mittelfleische erlitt. Wegen dieses Uebels, das oft in Verbindung hypochondrischer Zufälle erscheint, sind mehrere nach Nendorf gekommen. Einige wurden durch den Gebrauch der dortigen Bäder davon befreit, andere erfuhren nur eine Verminderung dieses Zufalls. Verschiedene haben gar keinen Nutzen daselbst erfahren.

11.

Frau v. K., von etwa zwanzig Jahren, litt an heftig schmerzenden krampfhaften Zu-

fällen unausſprechlich. Faſt alle Theile ihres Körpers wurden abwechſelnd davon angegriffen, doch vorzüglich der Kopf, der Magen, die Bruſt, oft die Urinblaſe. Selten war die Kranke von dieſen Leiden ganz frei, und oft ſchien sie dadurch bis zur Verzweiflung getrieben zu werden. Die Reizbarkeit ihres ganzen Körpers war durch dieſe Krankheit ſo vermehrt worden, daſs jeder äuſsere Eindruck, jede kleine Gemüthsbewegung die gedachten Zufälle herbeiführten oder vermehrten. Natürlich muſste dies auf ihren Seelenzuſtand groſsen Einfluſs haben. Mit dem beſten Vorſatze ſuchte sie zerſtreuende Vergnügungen, freundſchaftliche Zirkel, in welchen sich mehrere angelegen ſeyn lieſsen, ihr Aufheiterung zu geben, und sie ihre beſtändigen Leiden vergessen zu machen, die man, wie es nur zu oft geſchieht, übertrieben glaubte, weil ihr Körper eine gute Geſundheit verſprach, und sie in einzeln Augenblicken ſehr heiter ſeyn konnte. Nur ſelten aber konnte sie lange aushalten, und sie entbehrte das, was dem ſchwerſten Kranken oft Troſt und Linderung ſeiner Leiden verſchafft, eine ſanfte Theilnahme. Man muſste ganz den guten Character, die edlen moraliſchen Grundſätze dieſes Frauenzimmers kennen, wenn man sich von der Stärke und Wirklichkeit ihrer Leiden einen

Begriff machen wollte, um nicht mehr einer Gemüthsverſtimmung als ihrem Körper den gröſsten Antheil dieſer Krankheit zuzuſchreiben. Die Patientin war gehörig regulirt, aber von einem zarten Körperbau, einer weiſsen Haut und blonden Haaren. Man konnte beim erſten Anblicke ſcrophulöſe Schärfe in dieſer Kranken vermuthen. Doch über die Urſachen der Krankheit will ich den zuletzt gebrauchten Arzt ſelbſt reden lassen, welcher einer der beſten unſerer deutſchen Aerzte iſt:

»Seit verſchiedenen Jahren hat die Patientin an einer gichtiſchen ſcrophulöſen Schärfe gelitten, welche dieſelbe ungemein angegriffen, und in gar mancherlei Leiden verſetzt hat. Urſprünglich hat sich eine Neigung zum Auswurf auf der Haut gezeigt; allein das Uebel iſt ſo unrecht behandelt worden, daſs man die gegenwärtigen Beſchwerden allerdings als Folgen dieſer unrichtigen ärztlichen Behandlung anſehen kann, welche dann sich immer vermehrt haben. Die Schärfe warf sich bald auf den Kopf, und erzeugte dort einen Ausſchlag, bald auf das Ohr, und erzeugte dort ein Triefen und ein geſchwächtes Gehör; bald auf die Naſe, und brachte dort eine Röthe und Pickeln hervor, bald auf die Füſse, und erregte einen häufigen Schweiſs. An allen dieſen Orten wollte man sie nicht leiden;

ſtatt

tatt alſo sie durch zweckmäſsige Mittel aus lem Körper zu entfernen; ſo begnügte man ich, sie zurück zu treiben. Nachdem sie lange genug herumgeirrt hatte, und immer zurück getrieben worden war, warf sie sich endlich auf die innern Theile, und erregte nun Schmerzen in den Gliedern, im Magen, und vorzüglich im Kopfe. — Noch immer verkannte man das Uebel, und lieſs, um Hülfe zu schaffen, zur Ader, wodurch es aber natürlich nur vermehrt und hartnäckiger gemacht ward. Von dieſer Zeit an hat denn nun die Krankheit unausgeſetzt und ohne Zwiſchenraum fortgedauert. Nur iſt sie zuweilen und periodiſch etwas gelinder geweſen. Abwechſelnde reiſsende Schmerzen, die oft den Kopf ganz einnahmen, bald aber auch nur in einigen Theilen desselben ihren Sitz haben, die wiederum alle Glieder durchwandern, die dann im Magen und im Unterleibe erſcheinen, sind es, welche die Tage der Patientin verbittern, und ihr Leben ſtets leidenvoll machen. Ganz frei iſt dieſelbe nie von dieſen Uebeln und von dieſen Schmerzen, nur sind sie zuweilen gelinder, zuweilen aber ſteigen sie zu einer ſolchen Höhe, und erreichen einen ſolchen Grad von Heftigkeit, daſs die Empfindungen der Patientin unermeſslich ſchmerzhaft sind. Auch wie es denn wohl

rte Erscheinung in ihrem Körper,
chlag, den man wohl öfters da-
kommen siehet, und unsere Kran-
r mit sehr weniger Erleichterung
ab, so dass ich selbst an einer
Hülfe durch unser Bad zweifelte.
weiter nichts von ihr. Welche
nung verschaffte mir aber ihre
olgenden Sommer! Nach keinem
sich diese Kranke so gebessert
rt gefühlt. Ihre Zufalle waren
ht in einem so starken Grade
nen, und hatten sich nach und
mehr vermindert; ob sie gleich
nz befreit davon fühlte. Diese
erung, der Vorsatz, die Kur zu
n Wiederherstellung zu wieder-
der sicherste Beweis ihrer Bes-
sie ehemals an aller Hülfe ver-
nd auch einige Nachlassung ein-
sie nicht froh und heiter stim-
Sie hatte sich binnen dieser
thet; und da sie sich in andern
befand, so konnte ich ihr den
r dortigen Bäder nicht zugeste-
gleichen Fällen mehrmalen übele
geäusert haben.
al dieser Patientin hat mir nach-
dauernde Besserung, die glück-

liche Niederkunft mit einem gesunden Kin
bekannt gemacht.

12.

Ein Kaufmann in den 50. Jahren, der gro
se Handelsgeschäfte trieb, war sonst gesun
und hatte immer eine dauerhafte Constitu
tion. Seine weitläuftigen Geschäfte mach
ten, daſs er viel anhaltend sitzen und arbei
ten muſste. Sein Appetit war stets gut, un
nicht selten folgte er ihm mehr, als er hät
thun sollen. Im Winter 1801 bekam er eine
Schlagfluſs, wodurch die ganze rechte Seit
gelähmt wurde. Durch viele, anhaltend ge
brauchte äuſserliche und innerliche Mittel wur
de er so hergestellt, daſs auf dieser Seite ei
ne leichte Lähmung zurück blieb. Sein Gan
war schleppend, oft wankend. Dem rechten
Arme konnte er nicht alle Bewegungen, wi
im gesunden Zustande, geben. Aber auc
sein Kopf, seine Geisteskräfte waren noch seh
geschwächt. Er sprach langsam, konnte sic
nicht leicht besinnen, und in seinem ganze
Benehmen bemerkte man Furchtsamkeit. Sei
ne Leibesöffnung war trocken und selten. E
fing die Bäder an, und brauchte vor der An
wendung folgende Mischung: ℞. *Rad. Valer*
Saw:. *Ol. Sed.* ℥ʒ. *R. rhei.* ℈j. *D. S.* täglic
zwei- auch dreimal eine halbe Tasse voll z

nehmen. Die Verſtopfung ließs nach, und während dem fernern Gebrauche unſers Waſsers blieb der Leib weich. Bei ſeinem dreiwöchigen Aufenthalte nahm er die Arnica im Aufgusse, auch als Extr. in ℞. *ton, nerv. Zahl.* aufgelöſst. Sein Gang wurde besser, feſter, ſein Geiſt gegenwärtiger, und in aller Hinsicht verließs er Nendorf in einem weit glücklichern Geſundheitszuſtande, welcher zu Hauſe, bald nach dem Bade, wie ich ein Jahr nachher erfahren habe, vollkommen geworden iſt.

13.

Franz Heinrich Kann, Brandeweinbrenner, 60 Jahre alt, ſonſt friſch und geſund, ein Vater von ſechs Kindern, wurde den Tag vor Himmelfahrt 1801 krank. Er bekam Schmerzen in dem rechten Beine, die in den Arm der nehmlichen Seite zogen, und hernach auch die Bruſt einnahmen. Von da gingen sie in den Mund; es trat ihm Schaum vor ſolchem, und mit einemmal verlor er ſeine Sprache. Seine Leute holten einen Chirurgus, der ihm zur Ader ließs, Brechmittel gab, und Spaniſchfliegenpflaſter an mehrern Stellen des Körpers, im Nacken, auf den Armen anwandte. Alles dies besserte ſeinen Zuſtand nicht. Er wandte

sich an einen geschickten Arzt, dessen Bemühen aber auch fruchtlos war.

In der Spätkur 1801 kam dieser Unglückliche nach Nendorf, er konnte kein Wort reden, sondern zeigte immer auf die Brust mit dem Ausdruck eines Gefühls von Schmerzen. Er hatte keine Krankheitsgeschichte bei sich; schreiben konnte er nicht; denn alles obige, seine Krankheit betreffend, erfuhr ich von ihm nach seiner Wiederherstellung. Er fing die Bäder an, und trank den Schwefelbrunnen. Nach acht Tagen verlor sich der Druck auf der Brust. Nach dem achtzehnten Bade kam er mit Freudenthränen mir entgegen, umfaßte meine Hände, und zeigte, zum Erstaunen aller Gegenwärtigen, daſs er seine Sprache wieder besitze. Er behauptete, im Gefühle seiner Genesung bemerkt zu haben, als wäre ihm ein Brocken im Halse herunter gestiegen. Eine Schwere im Arme, die der Kranke in jenem Zufalle erhielt, dauerte auch jetzt noch fort. Einige Bäder, die er noch nahm, bewirkten mehr Schweiſs, als die vorherigen, ehe er seine Sprache wieder erhalten hatte. Die späte Jahrszeit, die Freude über sein wiedergekommenes Vermögen, zu sprechen, sein Verlangen nach den Seinigen, alles dies machte, daſs er die Kur nicht länger fortsetzen

wollte. Anderthalb Jahre nachher sah ich ihn noch gesund.

14.

Ein Schiffsofficier, 34 Jahre alt, von gutem Aussehen, kam mit der Gesundheit eines Athleten nach Nendorf, nur konnte er die Arme nicht bewegen. Diese Lähmung hatte er sich auf dem Schiffe nahe an der Linie zugezogen. Bei einer Colik, die drei Wochen anhielt, legte er sich an eine Stelle, wo Zug war, auf den Leib. Die Colik verschwand, aber nach und nach wurden seine Arme gelähmt, auch litten die Beine etwas; dies verlor sich indessen von selbst. Die Arme waren magerer, dabei aber behielten sie ihr natürliches Gefühl. Sehr viele Mittel waren bei diesem Kranken vergebens angewandt worden; auch hatten die Seebäder nichts gefruchtet. Nach dem Gebrauche der Naphtha mit Opium hatte er die Erleichterung bekommen, den linken Arm wankend mit Anstrengung an den Kopf führen zu können.

Nach den ersten vier Bädern (er trank auch den Schwefelbrunnen) konnte er den einen Arm besser in die Höhe bringen, den andern mehr gelähmten zuerst bewegen. Patient nahm dabei innerlich die Arnica; äusserlich wurde in die Arme ein reizender Spiritus ge-

rieben. Während dem Gebrauche der ersten zwölf Bäder minderte sich die Lähmung mit jedem Tage. Der Kranke konnte nicht nur die Arme besser bewegen, sondern sie auch mit mehrerer Anstrengung gebrauchen, und selbst verschiedenes wieder mit den Händen halten. Beim innerlichen und äusserlichen Gebrauche dieser Mittel, die zwischendurch verändert wurden, wobei er auch zuletzt einige Dauchbäder nahm, und öfters die Arme mit Nesseln gepeitscht wurden, verminderte sich seine Lähmung; die Besserung ging aber jetzt langsamer.

Nach einem Aufenthalte von beinahe fünf Wochen hatte seine Gesundheit so zugenommen, dass er seine Arme gleich gut bewegen konnte, und obgleich langsamer, als im natürlichen Zustande, so konnte er ihnen doch jede Richtung geben. Er hatte wieder das Vermögen, den Hut aufzusetzen und abzunehmen. Auch schrieb er wieder einige Worte. In den Händen war noch vorzüglich Schwäche zurückgeblieben. Jeden Abend waren die Hände angelaufen, welche Geschwulst des Morgens vergangen war. Da Patient nicht länger bleiben konnte, so rieth ich ihm, zu Hause die Electricität anzuwenden, und im künftigen Sommer wieder zu kommen, wenn er nicht völlige Genesung erhielte.

15.

Ein junger Officier litt an fixen rheumaschen Schmerzen im linken Oberarm in der chulter. Zwischendurch zeigten sich auch elche in andern Theilen seines Körpers. Er ar nicht vermögend, die Hand hinter den opf zu führen, noch jede Seitenbewegung ı machen. Vor vier Jahren lag er sehr krank ı einem rheumatischen Fieber. Im letztern anzösischen Kriege hatte er viele Strapatzen ısgestanden. Kleine Galanteriekrankheiten aren bald geheilt worden, und schienen keie weitere Folgen auf seinen Körper gehabt ı haben. Sein Aussehen war blühend, und ersprach eine starke Gesundheit. Seit geımmer Zeit hatte er schon mehrere innerlie und äusserliche Mittel vergebens gebraucht. r badete und trank das Nendorfer Schwefelasser. Bald nach dessen Anwendung fand r Erleichterung der Schmerzen, mehrere Beeglichkeit in den genannten Theilen. Die eit, welche der Patient der Kur widmen onnte, war kurz. Bald liess ich ihm also ach jedem Bade die Douche auf die schmerzaften Theile anwenden, und sie zugleich mit *Titr. Ol. x. caust.* und *Tinct. Canthar.* einiben, innerlich aber die *Tinct. Guaj. vol.* aneben gebrauchen.

Nach einem nicht vollen dreiwöchigen Ge-

brauche dieser Mittel genas Patient vollkommen, und seit dieser Kur, nun ein volles Jahr nachher, hat er weiter nichts gespürt.

16.

Hiere, achtzehn Jahre alt, hatte, kurz vor Weihnachten, einen halben Tag in kaltem Wasser stehen müssen, um für seinen Lehrmeister Schilf zu schneiden. Durch diese äusserste Verkältung zog er sich Gliederschmerzen, geschwollene Füsse, einen schiefen Hals mit fortdauernden Schmerzen zu. Sein Zustand wurde immer schlimmer. Als ihn seine Schwester 1801 nach Nendorf brachte, musste er geleitet werden: denn er konnte nicht allein gehen. Seine Sprache war nicht nur unverständlich, sondern er beantwortete auch selten gehörig die an ihn gerichteten Fragen. Der Speichel lief ihm unwillkührlich aus dem Munde; sein Blick war starr und schief, da er den Kopf nicht bewegen konnte. Er musste gefüttert werden, und dies ging schwer von Statten. Seine Ausleerungen erfolgten selten, und er musste oft dazu ermahnt werden.

Unter diesen Umständen fing er die Kur mit Baden und Trinken des Schwefelwassers an. Nach ein und dreissig Bädern, so viele Tage er auch den Brunnen trank, außer diesen sind ihm keine andere Mittel gegeben

worden), reiſte er mit einer ſehr verbesserten Geſundheit ab. Er konnte vollkommen gut gehen, ſprach jetzt über alles, gab von der Urſache des Anfangs ſeiner Krankheit richtige Auskunft, hatte guten Appetit. Seine Leibesausleerungen waren in Ordnung; der Speichelfluſs hatte ganz aufgehört. Die Schmerzen wurden noch in einem geringen Grade in Arme und Kopſe bemerkt, welchen letztern er noch etwas ſchief hielt. Den folgenden Sommer kam dieſer Menſch, nach dem ihm gegebenen Rathe, wieder nach Nendorf. Er war nun während dieſer Zeit ſtärker geworden, und hatte sich ſehr erholt. Nichts mehr war von der Krankheit zu bemerken, als daſs er den Kopf noch nicht ganz gerade trug, doch war es kaum sichtbar. Er hatte die Zeit über wieder bei ſeinem Meiſter gearbeitet. Vierzehn Tage hatte er nun die Kur wiederholt, als er ohne mein Vorwissen mit dem Gebrauche der Bäder aufhörte, und heimlich wegging.

17.

Ein Mann von mittlerm Alter hatte ſeit mehrern Jahren Gicht, die sich vorzüglich in den untern Extremitäten zeigte. Dieſe waren ſehr geſchwächt, abgezehrt. Der ganze Körper hatte ein äuſserſt cachectiſches Anſehen.

Der Kranke konnte ohne Unterstützung nicht gut allein gehen, besonders gegen eine Anhöhe, wo er mehreremalen hingefallen war. Ein verstopfter, anhaltender Leib war ihm eigen.

Kein bekanntes Mittel gegen Gicht und Rheumatismen war bei diesem Kranken unversucht geblieben; alle wurden aber fruchtlos angewandt. Auch hatte er künstliche Schwefelbäder und zuletzt viele reizende Mittel gebraucht. Zu Nendorf brauchte er Bäder, Clystiere von dortigem Schwefelwasser, und trank es die ersten vierzehn Tage. Dabei gab ich ihm folgende Pillen: ℞. *Extr. sapon.* ℥β. *Antim. crud.* ℥rs. ʒij. *F. pil. pond. gr. ij. D. S.* Morgens, Mittags und Abends acht Stück zu nehmen *).

*) Das Antimonium ist eins der schicklichsten und wirksamsten Mittel in Verbindung des Gebrauchs des Nendorfer Schwefelwassers. Man kann es, wie auch den Brechstein, in einer gröſsern Gabe darreichen, ohne die Wirkungen zu sehen, welche man gewöhnlich von deren alleinigen Anwendung beobachtet. Vermuthlich, daſs es mit dem Schwefel des dortigen Wassers im menschlichen Körper eine Verbindung eingehet, die seine Brechen erregende Kräfte, wodurch es dem Magen so oft lästig wird, vermindern. Der Brechweinstein ist daher für unser Wasser ein empfindliches Reagens. Er schlägt sich gleich in demselben als Goldschwefel nieder, welche Versuche mehrmalen vom Herrn Prof. *Schaub* wieder-

Nach genommenem Clyſtiere, nach den Bädern, bekam der Kranke oft Schmerzen im Leibe, beſonders in der rechten Seite. Dieſe verloren sich nach und nach; die Oeffnung wurde leichter, natürlicher, und nun lieſs ich den Kranken ſtatt des Schwefelwassers den Driburger Brunnen trinken. Bei dieſer Behandlung besserte sich dieſer Patient ſo zusehends, daſs er nicht nur alle Schmerzen

holt wurden. Ich wünſchte daher, daſs Aerzte, welche ihre Kranken an unſern Kurort ſenden, nicht, wie einige thun, mit ähnlichen Vorſchriften verſehen, welche theils überflüssig, theils durch gleichzeitige Anwendung des Antimoniums oder des Brechweinſteins besser erreicht werden. Was ſoll einem Kranken die Schwefelsalbe mehr leiſten können, als der Gebrauch unſers Wassers, das in ſeinen Beſtandtheilen ſo fein, und in ſolcher Quantität den Schwefel aufgelöſt enthält? Was kann man mehr erwarten, wenn man den dortigen Kranken anräth, noch nebenher Schwefelpulver zu nehmen, die höchſtens in gröſserer Gabe Stühle bewirken, aber auch den Magen ſchwächen?

Was muſs man von den Urtheilen einiger Aerzte über unſer Schwefelwasser halten, wenn sie ihren Kranken die Bäder empfehlen, den innern Gebrauch desselben aber durchaus als nachtheilig verbieten, dagegen aber eine Verordnung mitgeben, nach welcher sie jeden Morgen eine Portion des *Vin. antim. H. c. Nitr.* trinken ſollen? — Das nehmliche gilt von der gleichzeitigen Anwendung aller übrigen Antimonialſchwefelpräparate.

verlor, sondern auch ein blühendes Ansehen hatte, und seine Kräfte so zunahmen, dass man ihm bei seiner Abreise durchaus nichts Kränkliches ansehen konnte, welche Gesundheit er auch noch nachher genossen hat.

18.

Ein Kind von acht Jahren, das von Jugend auf an scrophulöser Schärfe gelitten hatte, die sich bald durch hartnäckige Ausschläge von allerhand Art, bald durch Drüsengeschwülste, am mehresten und öftersten aber durch sehr hartnäckige Augenentzündungen zeigte, hatte zuletzt im vorhergehenden Jahre den Antimonialkalk mit Schwefel von *Hofmann* mit Vortheil gebraucht, und wurde deshalb nach Nendorf gesandt, um die dortigen Bäder anzuwenden. Nach den ersten Bädern bekam das Kind Augenentzündungen mit Fieber; es wurde dies durch die gehörigen Mittel gehoben, worauf es die Bäder fortnahm, und dabei Schwalheimer Wasser trank. Mit einer gesunden Farbe und vollkommen hergestellt verliess es den Kurort. Ein Jahr nachher erfuhr ich, dass diese Genesung fortgedauert habe.

19.

An einem gleichen Uebel litt ein junger

Menſch von funfzehn Jahren, dessen Augen sich auch während dem Gebrauche der Bäder entzündeten, welche Entzündung ſo ſehr zunahm, ſo lange anhielt, daſs ich zweifelte, ob er die Kur würde fortſetzen können. Durch zweckdienliche Mittel aber wurde dieſe Entzündung ſo gemindert, daſs er den Gebrauch der Bäder wieder anfangen konnte. Er verlieſs den Kurort viel geſünder. Zu Hauſe rieth ich ihm noch, den Pyrmonter Brunnen, als Nachkur, zu gebrauchen.

20.

Ein junger, talentvoller Menſch litt ſeit vier Jahren an ſcrophulöſen Geſchwüren am Halſe und an der Bruſt, die zum Theil fiſtulöſe Gänge hatten, im Umfange verhärtet waren, und ſehr übel ausſahen, dabei aber einen jauchichten Eiter von sich gaben.

Im Winter war ſein Zuſtand immer ſchlimmer, als im Sommer. In ſeiner frühen Jugend hatte er ausgeſchlagenen Kopf gehabt, nachher Drüſengeſchwülſte unter dem Kinn, welche indessen nie von Bedeutung waren. Seine Eltern waren geſund. Sein Ausſehen war cachectiſch. Die drei letztern Jahre hatte er öftere Schmerzen, vorzüglich im Rücken. Er trank den Nendorfer Brunnen, und badete;

dabei gab ich ihm Pillen aus *Antim. Gum. Guajac.* und *extr. Gent. rubr.*

Beim Gebrauche dieser Mittel heilten die Wunden am Halse; ihre Härte schmolz, und die mehr offenen Wunden gaben einen besseren Eiter. Auch sein ganzer Körper wurde leichter und freier; er bekam mehr Appetit, und seine Kräfte nahmen zu. Er nahm nachher noch blos stärkende Mittel, zuletzt liefs ich ihn den Nachmittag Wildunger Brunnen als Getränke trinken. Nach drei Wochen reiste er völlig geheilt mit einer vollkommenen Gesundheit von Nendorf ab.

21.

Ein Mann in den vierziger Jahren, trocknen, hagern Körpers, Vater mehrerer bis jetzt gesunden Kindern, hatte von Jugend auf fistulöse Geschwüre, wahrscheinlich von scrophulöser Schärfe gehabt. Daher hatte er Steifigkeit der obern Extremitäten, Verwachsung der Ellenbogengelenke erhalten. Das Jahr zuvor bekam er innerliche Halsgeschwüre, welche der Gebrauch des Nendorfer Schwefelwassers sehr gebessert hatte. Jetzt, das folgende Jahr, war noch leichte Röthe des Halses der Uvula zugegen; noch einige kleine flache Geschwüre bemerkte man tiefer im Schlunde. Innerlich und äufserlich brauchte der Kranke das Nendorfer

rfer Wasser, und auch dieses Jahr wieder
t auffallend gutem Erfolge, so dass sein
alsübel bei seiner Abreise nach drei Wo-
en meist ganz geheilt war. Zuletzt hatte
i ihm noch Kalkwasser zum Gurgeln gege-
n, und eine stärkende Arzenei zu nehmen
rordnet.

22.

Ein Mann von etlichen und dreissig Jah-
n kam nach Nendorf mit starkem, schuppich-
m Flechtenausschlage im Gesicht, auf jedem
icken, eines grossen Thalers gross. Auch
if der Stirne zeigten sich kleinere Stellen
ivon. Der Mann war hager, abgezehrt, hatte
n schwindsüchtiges Ansehen. Der Ausschlag
ir seit einigen Jahren zugegen. Keine Ursa-
e von Gicht, Hämorrhoiden und derglei-
en war auszumitteln. Patient behauptete,
e venerisch gewesen zu seyn. Vierzehn Bä-
r nahm er ohne alle anscheinende Besse-
ng, die sich nach diesem einstellte. Nach
n und zwanzig Bädern und dreiwöchigem
nerlichen Gebrauche des Schwefelwassers
ir er ganz hergestellt, so dass die Haut voll-
immen rein war, als er abreiste.

23.

Ein Mann in den dreissiger Jahren, hatte

ſeit drei Jahren Flechtenausſchlag, welcher sich zuerſt auf der Hand, dann am Fuſse zeigte. Jetzt war die ganze rechte Hand und der Arm davon eingenommen. Arm und Hand waren ſehr geſchwollen. Erſterer hatte einen frieſelähnlichen Ausſchlag. Patient hatte früher, vor mehreren Jahren, eine veneriſche Anſteckung gehabt, die indessen ordentlich geheilt worden war. Gegen das Flechtenübel hatte die Anwendung der gewöhnlichen bekannten Mittel nichts gefruchtet. Er brauchte die Bäder zu Nendorf mit auſserordentlichem Nutzen. Die Geſchwulſt verlor sich ganz; der Ausſchlag war nur wenig bemerkbar. Am Vorderarme bildete sich ein Knoten, der sich nach und nach zertheilte. Patient nahm blos ein Pulver bei der Badekur, wovon der Hauptbeſtandtheil Spiesglanz war. Das nächſte Jahr wiederholte der Kranke die Kur zu Nendorf. Es hatte sich während dieſem Jahre nicht verſchlimmert, und er verlieſs den Kurort völlig hergeſtellt.

24.

Ein Herr von ſtarkem Körperbau, von geſundem Anſehen, litt ſeit neun Jahren viele Beſchwerden eines äuſserſt reizbaren geſchwächten Körpers. Er aſs mit Appetit, hatte aber eine ſchlechte Verdauung. Die kleinſte Gabe

abführender Mittel wirkte bei ihm immer heftig, wo leicht Ohnmachten folgten, mit fortdauernder Beängstigung. Selbst bittere Mittel führten ab. Zwei Becher vom Sprudel zu Carlsbad verschafften über 14 Stühle. Auch andere Mineralwasser konnte Patient nicht vertragen. Viele der ersten Aerzte Deutschlands hatte er vergebens gebraucht. Verschiedene glaubten, es sey Gichtmaterie, welche sich auf die Eingeweide geworfen habe.

Seit vier Jahren waren dem Patienten die Mittelgelenke der Finger geschwollen; eben so lange bekam er jedes Frühjahr Flechten neben den Daumen von der Gröſse eines Mariengroschens. Seit einem halben Jahre dehnten sich diese Flechten über den ganzen Körper aus. Es erschienen kleine, juckende Bläschen, welche, von selbst aufgegangen oder aufgekratzt, kleine Geschwüre und Geschwülste in der Haut bildeten. Der Urin, wenn er nicht krampfhaft abging, hatte meist einen trüben, rothen Bodensatz. Gegen diesen Ausschlag brauchte der Kranke allein das Nendorfer Bad mit solchem guten Erfolge, daſs er nach etlichen und zwanzig Bädern vom Ausschlage völlig geheilt war. Aber auch sein ganzer Gesundheitszustand war verbessert; er konnte Speisen vertragen, die er sonst nicht ohne Nachtheil seiner Gesundheit nehmen

durfte. Den Schwefelbrunnen hatte er, wegen seines zu delicaten Magens, nicht getrunken.

25.

Herr *v. W.*, einige zwanzig Jahre alt. Sein Körper war hager, seine Farbe stark brunet. Die Mutter dieses Kranken hatte jedes Frühjahr leichten Flechtenausschlag, der bald wieder verging.

Vor etwa zwei Jahren bekam dieser junge Mann, der sonst gesund war, und keine venerische, noch sonst eine Krankheit gehabt hatte, Blasen auf dem Arme, die den zweiten, dritten Tag aufgingen, abschilferten, und durch Kratzen in nassen, flechtenartigen Ausschlag übergingen. Patient brauchte viel dagegen; es wurde indessen schlimmer, und der Ausschlag überzog nach und nach den ganzen Arm. Man wandte Quecksilbermittel an, auch diese halfen nichts. Nach dem Gebrauche einer Salbe verging der Ausschlag, kam aber im ganzen Gesichte zum Vorschein, nach dessen Heilung er wieder auf dem Arme erschien.

Beinahe seit drei Monaten hatte Patient wenige Mittel, und wie er mir versicherte, kein Quecksilber genommen. Wie er unsre Bäder anfing, nahm der Ausschlag den ganzen Vorderarm nebst der Hand ein. Der

Kranke trank den Schwefelbrunnen. Die Hand und der Vorderarm wurden kohlſchwarz, der Oberarm braun; die Nägel behielten ihre natürliche Farbe. Mit Seife wurden einige Tage nachher die Arme gewaſchen, wonach die ſchwarze Kruſte abfiel. Er bekam das *Extr. ſtip. Dulcam.* mit dem *Antimon.*, innerlich dabei zu nehmen. Nach einer vierwöchigen Kur reiſte er, von ſeinem Ausſchlage geheilt, von Nendorf ab.

26.

Folgender Brief eines Chirurgen, dessen Namen ich aus Delicatesse gegen die Patientin nicht nennen darf, enthält die Krankengeſchichte eines Frauenzimmers, welche uns zeigt, daſs die Anwendung der Bäder nicht immer nach den Namen der Krankheiten, ſondern nach den Urſachen derſelben beſtimmt werden, daſs sie eben ſo, wie andre wirkſame Arzeneimittel, auf eine rationelle Art gebraucht werden müssen, wenn sie Nutzen ſchaffen ſollen.

»Das F. V.... leidet ſeit zwölf Jahren an einem faſt ununterbrochenen Mutterblutflusse. Ihre vorhergehenden vielen Aerzte haben bald dieſes, bald jenes als Urſache angegeben; aber alle ihre Behandlungen waren vergebens. Einer ihrer letztern Aerzte vermuthete einen

polypum uteri; bei der Unterfuchung fand sich aber nicht das geringfte Zeichen von felbigem. Ich bin noch einer der glücklichften gewefen. Ich fand die Patientin in einem äusserft entkräfteten Zuftande; es gelang mir aber, durch ftärkende und nährende Mittel, den Blutflufs fehr oft auf mehrere Wochen zu entfernen, wodurch die Patientin alsdann Zeit gewann, Kräfte zu fammeln. Bis dahin konnte ich nie die wahre Urfache entdecken; jetzt aber glaube ich ganz gewifs behaupten zu können, dafs Flechtenfchärfe, woran auch ihre Schweftern und deren Kinder leiden, die Urfache ift. So befindet sie sich wohl; tritt aber felbiger durch Verkältung oder andere Urfachen zurück: fo entftehet ein unerträgliches Jucken an gewissen Theilen, und der Blutflufs ftellt sich wieder ein. Und weil ich glaube, dafs das Nendorfer Bad sich für der Patientin Zuftände am beften pafst: fo habe ich es derfelben unter Jhrer Leitung empfohlen.«

Die Kranke brauchte die dortigen Bäder, deren gewöhnliche Temperatur ich verringern liefs. Während dem Gebrauche derfelben verlor sich der Blutflufs, der nachher etwas ftärker wieder kam, wo vielleicht der vorgefchriebene Wärmegrad nicht gehörig war beobachtet worden. Es zeigte sich Flechtenfchärfe im Gesichte, die bald wieder verging. Zugleich

entſtand ein ſtarkes Jucken über den ganzen Körper. Dieſes Jucken in der Haut dauerte fort, ohne daſs ein Ausſchlag von neuem erſchienen wäre. Der Blutfluſs verlor sich indessen, und Patientin reiſte nach drei Wochen geſunder ab.

Kürzlich habe ich Gelegenheit gehabt, mich nach dem Befinden dieſer Kranken zu erkundigen, und erfahren, daſs ſolches gegen ehemals viel besser ſey, und sie weniger von jenem Zufalle zu leiden habe.

27.

Madame S., verheirathet, einige zwanzig Jahre alt, kam nach Nendorf. Sie litt am *fluore albo.*

Sonſt war sie gehörig menſtruirt geweſen, in der Folge weniger im Abgange; darauf kamen Schmerzen, wenn die Periode eintrat, die jedesmal auf den höchſten Grad ſtiegen, wogegen nichts half. Durch den weiſsen Fluſs, der sich jetzt einſtellte, wurden die Schmerzen gelindert, und ſo wie jener zunahm, verſchwanden dieſe ganz. Die abgehende Materie wurde ſchärfer, äuſserſt copiös, ſo daſs die Kranke abmagerte. Der Gebrauch der Sabina, Canthariden, hernach Eiſenmittel, hoben das Uebel zwei Mal. Nach Verkältung, Indigeſtionen, erſchien der Abgang wieder.

Nun folgte Ausſchlag im Gesichte, die äuſserste Magerkeit; und keine Arzenei verſchaffte Erleichterung. Eine lange Anwendung ſtärkender Mittel bewirkte gar nichts. Man ſchlug den Gebrauch des Nendorfer Bades vor. Die Patientin badete und trank den Brunnen, sie nahm Clyſtiere und Muttereinſpritzungen von dem nehmlichen Wasser. Sie wurde erleichtert. Der Ausfluſs hörte nach vierzehn Tagen auf, kam aber nachher im geringern Grade wieder. Nach dreiwöchentlichem Gebrauche dieſer häufigen Schwefelmittel, gab ich nun die folgenden Pillen, die mir in mehrern ähnlichen, hartnäckigen Fällen vortreffliche Dienſte geleiſtet hatten; ℞. *Gum. Kino*, *G. Myrrh.*, *Extr. Marub. alb.* *aa* ℨij. *Vitriol. mart.* ℨj. *f. pil. gr. ij. D. S.* Morgens, Mittags und Abends acht Stück zu nehmen.

Nach einem vierwöchigen Aufenthalte ging die Patientin mit vieler Besserung und faſt völliger Geneſung, da auch ihr Körper ſtark geworden war, und sie besser ausſah, nach Pyrmont, um dort den Brunnen noch an der Quelle zu trinken, wo ich ihr die obigen Pillen ohne *Vitr. mart.* fortzunehmen anempfahl.

28.

Herr Gh. *v. W.*, ein Herr von mittlerer Natur, nicht ſtarkem Körperbaue, kam im

Sommer 1801, im Monat Julius, nach Nendorf. Das Ausſehen dieſes Mannes war äusserſt kränklich, ſeine Gesichtsfarbe gelblich, ſeine Blicke zeigten tiefes Leiden. Folgendes war die Geſchichtserzählung ſeiner Krankheit:

Zwei Jahre zuvor, im October, hatte sich Patient einer ſtarken Verkältung ausgeſetzt, wo ſein Körper ganz durchnäſst wurde. Von dieſer Zeit fühlte er Anfangs einen dumpfen Schmerz im rechten Oberdickbeine. Dieſer Schmerz äuſserte sich dadurch, daſs Patient, wenn er darauf ruhete, oder etwas darauf legte, eine unleidliche Empfindlichkeit hatte. Dieſes Gefühl nahm immer mehr zu, es zeigte sich nun über dem rechten Knie einige Geſchwulſt, welche in der Tiefe eine harte Erhöhung hatte, die feſt auf dem Knochen ſaſs. Hernach bildete sich ein ähnlicher Knoten im Innern des Oberdickbeins, tief am Knochen, der indessen etwas beweglicher war. Patient hatte daran immer mehr Schmerzen, er konnte nicht lange gehen, nicht lange eine und die nehmliche Stellung ſeines Körpers beibehalten. Er ſuchte in der veränderten Lage desselben Erleichterung, ohne sie zu finden. Die Schmerzen verſcheuchten ſeinen Schlaf; denn er konnte keine Nacht im Bette bleiben; nur gegen Morgen überfiel ihn durch äuſserſte Müdigkeit ein leichter Schlummer im

Stuhle, ſo wie er denn die letzten ſechs Wochen vor ſeiner Ankunft zu Nendorf keine Nacht ſchlafen konnte. Die Tage waren für ihm nicht weniger leidend; er konnte sich weder einem unterhaltenden Geſchäfte widmen, noch an einer Zerſtreuung Theil nehmen. Er kannte keine Freude des Lebens, und nur die Stärke ſeiner Seele bewirkte, daſs er dieſen Leiden nicht ganz unterlag. Unſerm Kurorte wurde dieſer Kranke durch ſeine Leiden, durch die Gröſse ſeiner Seele, durch ſeinen ſanften Character, der ihn nicht verlieſs, gleich intereſſant.

Viele, die zweckmäſsigſten innerlichen und äuſserlichen Mittel, auch künſtliche Schwefelbäder, hatte er ohne Nutzen angewandt. Er brauchte das Bad zu Töplitz, nach welchem ſein Zuſtand sich verſchlimmerte. Vorher hatte er Carlsbad wegen Fehler im Unterleibe gebraucht.

Herr Geheimerath *Hufeland* ſchickte uns dieſen Kranken nach Nendorf. Ich lieſs ihm, nebſt dem Gebrauche der Bäder, auch den dortigen Schwefelbrunnen trinken. Dieſen konnte er gut vertragen. Im Bade ſelbſt befand sich Patient leidlich, nach ſolchem aber nahmen die Schmerzen jedesmal zu, und wurden ſtärker, als vorher. Auch zeigten sich andre in der Hüfte und im Knie, wo sie ſonſt

:ht bemerkt wurden. Abends wurde jedes-
ıl auf Verordnung des Herrn Geh. Raths
ıfeland ein Pulver genommen, wovon *Extr.*
ɔnit. und *hyosc.* die Hauptbeſtandtheile
ren. Der Schlaf, die Nachtruhe ſtell-
ı sich aber noch nicht wieder ein, wodurch
e Kräfte des Kranken verzehrt wurden.
ıch ohngefähr vierzehn Tagen des Gebrauchs
r dortigen Quelle bemerkte der Patient ei-
n öftern Abgang einer ſchwarzen, pecharti-
n Materie mit grünem Schleime. In der frü-
n Jugend hatten ſeine Aerzte Fehler an der
ber bei ihm vermuthet, und durch vieles
tzen in ſeinen Geſchäften hatte er sich Un-
:leibsbeſchwerden zugezogen, weshalb ihm
ırlsbad war verordnet worden. So wohlthä-
; sich nun die Anwendung unſrer Quelle
igte, ſo glaubte ich doch die angezeigte
'irkung durch dienſame Nebenmittel noch
fördern zu müssen, weshalb ich folgendes
rſchrieb: ℞. *Aq. Menth. crisp.* ℥iij. *Extr.*
pon. ℥j. *Aq. Laur. Ceras.*, *Terr. fol. tar.*
℥ß. *Naphth. aceti.* ʒiß., wovon täglich
'eimal ein ſtarker Eſslöffel voll genommen
erden ſollte. Der ſchwarze Abgang verlor
ch; die Oeffnung blieb weich; die Schmer-
:n waren abwechſelnd geringer und wieder
:ftig. Der oberſte Knoten ſchien etwas klei-
er geworden zu ſeyn. Die bisher genom-

mene innerliche Arzenei wurde verändert. Patient bekam folgende Pillen: ℞. *Extr. ʃtip. Dulcam.* ℥ß. *Sap. offic., Antim. crud. pulveris.* aa ʒij. *F. pil. pond. gr. ij. D. S.* Morgens, Mittags und Abends 8 Stück zu nehmen. Um mehr von auſsen auf die Vertheilung der Knoten zu wirken, bekam er einige Dampfbäder, zugleich wurde auf die Geſchwülſte das *Ung. phosphor.* eingerieben. Vom Monat Auguſt an hatte Patient mehr Schlaf, mehr Nachtruhe, die Schmerzen waren vermindert, und die, welche da waren, behauptete er, wären von denen verſchieden, die er ſonſt gehabt hätte. Uebrigens wurde ſein Ausſehen besser, und jedermann bemerkte, daſs er freier gehen könne, auch länger im Stande wäre, die nehmliche Lage ſeines Körpers beizubehalten, welches ihm ſonſt unmöglich war. Dazwiſchen, um durch Erſchütterung und Gegenreiz auf ſeine Geſchwulſt zu wirken, da jetzt ſein Leib freier war, gab ich ihm ein Brechmittel, welches der Kranke leicht vertrug, wodurch etwas Galle und Schleim abgeführt wurde. Zuletzt nahm er folgende Pillen: *Extr. ſapon.* ℥ß. *Extr. Chelid. m., Aconit.* aa ʒiß. *Antim. crud. pulveriſ.* ʒij. *F. pil. p. gr. ij.* Morgens, Mittags und Abends 10 Stück zu nehmen. Am Ende des Monats Auguſt verlieſs er unſern

urort mit der Hoffnung, die völlige Gene-
ng werde noch nachkommen.

Ein Auszug ſeines Briefes, den ich im
ınuar 1802 von dieſem allgemein geſchätzten
'ann bekam, enthält den weitern Bericht von
inem Befinden.

P. den 2ten Jan. 1802.

»Nunmehr glaube ich mit Gewiſsheit über
ein Befinden urtheilen zu können, und es
mir ein angenehmes Geſchäft, Jhnen meine
'iederherſtellung bekannt zu machen. Sie
ssen, wie ich von Nendorf abreiſte, war
ein Körper innerlich geſunder, ich hatte
ehr Schlaf, weniger Schmerzen, obgleich die
eulen am Knochen weniger verändert waren,
ıd die Geſchwulſt in den fleiſchigen Theilen sich
n mehrſten verringert hatte. Meine Schmer-
ın, die auch auf dem Wege erträglich wa-
n, wurden in G. ſo heftig, daſs ich beſchloſs,
eine Geſellſchaft allein reiſen zu laſsen, und
ieder nach N. zurückzukehren. Wider Ver-
uthen ſchlief ich gut, meine Schmerzen wa-
n den folgenden Tag leidlich, und ich ſetzte
ıeine Reiſe fort, die ich mit abwechſelndem
efinden, mitunter auf den ſchlechteſten We-
en, und bei einem eben ſo veränderlichen
Vetter zurücklegte, und am Ende Septbr. auf
ıeinem Gute ankam. Mein Befinden war bei

meiner Ankunft erträglich, welches auch drei Tage anhielt, als ich auf einmal einen rheumatischen Schmerz im Beine spürte, welcher mich hinderte, die Stiefeln anzuziehen. Dieser Schmerz war im gesunden Beine, mit Fieber begleitet, und nahm auch nachher die Eingeweide ein. Endlich zeigte sich ein rother, nesselartiger Ausschlag über den ganzen Körper, ohne daſs jene Schmerzen sich verminderten. Ich suchte die Hülfe eines Arztes. Meine Krankheit nahm zu. Der Arzt muſste mir Fliegenpflaster auf den Leib legen, wodurch sich die Schmerzen verloren, und durch Anwendung mehrerer anderer Mittel diese Krankheit gehoben wurde, die fast alle meine Kräfte aufgerieben hatte, so daſs selbst der Arzt einigemal an meinem Aufkommen zweifelte. Doch nach und nach kam ich auch wieder zu meinen Kräften, die jetzt wieder ganz hergestellt sind. Was mein altes Uebel betrifft, so hat sich dieses so verändert, daſs ich im kranken Beine, selbst bei Anstrengungen, ein sehr unbedeutendes Gefühl habe. Die Beulen am Knochen haben sich indessen weniger verändert. Wie Sie hieraus abnehmen, bin ich also beinahe ganz schmerzfrei, und schon in dieser Hinsicht sehr glücklich; auſserdem bin ich aber auch ungewöhnlich leicht in allen Gliedern, habe eine gesunde

rbe, und erwache selten öfters, als einmal der Nacht. Bloss das Einschlafen wird mir ıwer. Wer hätte das geglaubt, dass ich je-ıls so weit wieder hergestellt werden könn-? Meinem Aufenthalte zu Nendorf danke ı diese unerwartete Genesung, die so weit kommen ist, dass ich eine Angloise getanzt d gestern gewalzt habe. Herr Geh. Rath *ufeland*, der zwar nicht ganz ohne Hoffnung ır, dennoch aber nur wenige Hoffnung hat-, mich geheilt zu sehen, war nicht wenig rwundert, als er mich mit einer so heitern iene und Gesichtsfarbe auch gesunden Bei-n vor sich sah. Als ich im abgewiche-n Jahre v. B. abreiste, um nach Nen-rf zu gehen, hatte ich wenig Vertrauen, und P. jemals wieder zu sehen. Ich kann nen daher meine Freude nicht lebhaft genug schreiben, dass ich beides wieder gesehen, ıd gesund wieder gesehen habe. Im näch-ın Sommer hoffe ich gewiss, wieder in Nen-rf zu seyn.«

Der Herr Patient führte seinen Vorsatz s, und kam zur allgemeinen Freude derer, e ihn kannten, mit einer sehr verbesserten esundheit den folgenden Sommer nach Nen-ırf. Jetzt konnte er jede Bewegung leicht ıd mit Ausdauern machen, seine Gesichts-rbe war reiner, er war stärker geworden.

Alle Leibesfunctionen gingen ordentlich, und sein Geist zeigte sich wieder in der Heiterkeit und Stärke, wodurch er sich vielen Kurgästen eben so interessant machte, als er durch die Güte seines Herzens beliebt geworden war. Die Erhöhungen auf dem Knochen des rechten Beins waren gegen vorigen Sommer etwas vermindert worden; sie waren meist ohne Schmerzen. Er trank wieder das Schwefelwasser, badete, und nahm die letztere Zeit mehrere Douchbäder auf die Knoten selbst. Anfangs führte der Brunnen wieder schwarze, pechartige Excremente ab; nachher wurde die Oeffnung des Leibes natürlich. Die Douche verursachte Anfangs in den Knoten Schmerzen. Bei der Abreise waren diese Beulen wieder kleiner geworden, besonders die obere am Dickbeine. Die untere am Knie war mehr bemerkbar, doch so, dass sie nur in gewissen Stellungen des Körpers leichter gefühlt werden konnte, und Patient verliess Nendorf den 7ten August mit völliger Zufriedenheit. Möge diese Besserung durch keinen weitern Unfall unterbrochen werden!

29.

Folgende Krankengeschichte, womit ich einen Theil meiner gemachten Beobachtungen beschliesse, mag die Kranke selbst erzählen:

» Vor

»Vor mehreren Jahren bemerkte ich im Monat März, bei einem außerordentlich starken Schnee und einer grofsen Kälte, des Morgens beim Erwachen ein heftiges Jucken und Brennen an der Nase, das der Empfindung glich, die der Frost in Händen und Füfsen zu verursachen pflegt, auch war meine Nase brennend roth und stark geschwollen. Ich konnte mich um so weniger in dieser Empfindung täuschen, da ich von Kindheit auf Frost in die Füfse und auch oft in die Hände zu bekommen pflegte, woran vielleicht eine sehr kalte Wohnung in meinem älterlichen Hause Ursache seyn mogte; im Gesichte hatte ich indefs noch nie etwas davon gespürt. Mein Uebel an der Nase verlor sich, gegen das Ende des Monats Mai, nach und nach so gänzlich, dafs auch keine Spur davon zurückblieb. Im November desselben Jahres aber, da wir eine sehr frühe Kälte hatten, fühlte ich auf einem Spatziergange ein Zucken und Schlagen der Nerven der Nasenspitze, das zwar nur eine Secunde dauerte, zugleich aber bemerkte ich auch wieder jene, dem Frost ähnliche, Empfindung an der Nase (in Händen und Füfsen hatte ich den Frost schon seit mehreren Tagen), und ich sah, wie ich nach Hause kam, dafs meine Nase wieder ganz roth und geschwollen war. Im Frühlinge

verliefs mich dies Uebel wieder, und meine Nafe erhielt ihre vorige Geftalt und Farbe wieder.

Drei bis vier Jahre hinter einander ftellte sich jeden Winter das Uebel an der Nafe zugleich mit dem Frofte in Händen und Füfsen ein, und verliefs mich mit diefem zugleich im Frühling. Das Uebel war bald heftiger, bald gelinder, nachdem meine Wohnung mehr oder weniger kalt war.

Ich hatte bis jetzt nichts gebraucht, weil mein Arzt, der mich, weil ich auf dem Lande wohnte, nur felten fah, das Uebel für eingebildet hielt. Im Februar 1792 aber kam ein neues Uebel hinzu, welches durch eine heftige Erkältung im Oftwinde veranlafst ward. Es beftand in einer Steifheit und harten Gefchwulft der Nafenfpitze, an der ich unzählige kleine fchwarze Punkte bemerkte; denn das dem Frofte ähnliche Uebel an der Nafe hatte sich fchon zugleich mit dem Frofte in Händen und Füfsen beim Eintritt des Winters eingeftellt.

Ich hoffte, dafs sich beide Uebel an der Nafe im Frühjahre verlieren würden; allein diefe Hoffnung war vergebens, woran vielleicht der ungewöhnlich kalte Sommer Theil hatte. Zwar verminderte sich in den Hundstagen die Steifheit in der Nafenfpitze etwas,

d die Röthe zog sich mehr an eine Stelle
ammen, so dafs der eine Nasenflügel pur-
rroth, das Uebrige der Nase aber weifs
r; allein sobald das Wetter wieder weniger
ifs war, verbreitete sich die Röthe wieder
er die ganze Nase, und die Nasenspitze
rd wieder steifer. Ich ward nun empfindli-
er gegen Wind und Zugluft; so lange ich
r *Frost* an der Nase hatte, verursachte mir
hl ein hoher Grad von Kälte oder Hitze,
Nähe eines heifsen Ofens oder ein offe-
Fenster im Winter Beschwerde; allein
zt konnte ich nicht die mindeste Kälte oder
tze ertragen, und jede, einem Gesunden
nz unmerkliche Veränderung der Luft, war
r äufserst empfindlich.

Ich glaubte nun meinen, viele Meilen ent-
nten, Arzt ernstlich um Hülfe bitten zu
issen. Er schickte mir Kräuter, die ich in
lch kochen, und dann den Qualm durch
en Strohhalm in die Nase ziehen mufste.
lein dies Mittel konnte wohl nicht helfen.
ichaelis desselben Jahrs reiste ich zu ihm.
f dieser Reise von mehreren Tagen verwahr-
ich die Nase durch ein Tuch so gut gegen
Kälte, dafs sie fast in beständiger Trans-
ration war. Dies bekam mir so gut, dafs
ein Arzt versicherte, er sähe nichts an der
ise, als kleine schwarze Puncte an der Spitze

derselben. Er gestand übrigens, dafs er das Uebel nicht kenne, und wollte mir daher auch nichts verordnen, nur rieth er mir, um mich abzuhärten, jeden Tag, selbst bey Frostwetter, spazieren zu gehen.

In diesem leidlichen Zustande blieb ich von Michaelis bis zum November. Als ich aber an einem kalten Novembertage, um die Vorschrift meines Arztes zu erfüllen, bei einem ziemlich starken Ostwinde spazieren ging, fühlte ich auf einmal wieder ein Zucken und Schlagen der Nerven in der Nasenspitze, und zugleich auch wieder ein heftiges Brennen und Jucken an der ganzen Nase, die stark aufschwoll und ganz roth ward. In der folgenden Nacht, da es ziemlich windig war, fühlte ich, obgleich Fenster und Bette mit Vorhängen verwahrt waren, den Wind so sehr, dafs ich mir im Bette das Gesicht mit Tüchern bedecken mufste. Den folgenden Morgen sah ich, dafs sich eine Geschwulst an die Nasenspitze geworfen hatte, wodurch die Nase ein verlängertes Ansehen bekam. Diese Geschwulst habe ich noch bis diesen Augenblick.

Ich wandte mich nun, da ich nur 3 Stunden von Hannover wohnte, an den Hofrath *Zimmermann*, und als ich nicht gleich Antwort von ihm erhielt, an den Leibmedicus *Wichmann*. Dieser letztere verordnete mir

gleich Arzeneyen und Diät. Ich ward indessen nicht besser — ich hatte nie eine natürliche Empfindung an der Nase; sondern entweder ein unerträgliches Brennen und Jucken, wobei ich so empfindlich gegen Zug und Wind war, daſs ich die Bewegung der Luft, die mein eignes Gehen verursachte, nicht vertragen konnte, sondern, wenn ich im Zimmer umher ging, ein Tuch vor die Nase halten muſste, oder die Nasenspitze war kalt wie Eis, steif und hart, und so gefühllos, daſs, wenn ich daran stieſs, ich nur eine Erschütterung im obern Nasenknochen, aber durchaus nichts an der Spitze der Nase empfand. Diese beiden entgegengesetzten Zustande von äuſserster Empfindlichkeit und gänzlicher Fühllosigkeit, von glühender Hitze und Eiskälte, wechselten beständig, oft in einem Tage mehreremal miteinander ab, nachdem das Zimmer oder das Wetter etwas wärmer oder kälter war. In dieser Zeit warf sich auch eine Geschwulst an das eine Knie, die sich aber von selbst wieder verlor.

Im Frühjahr 1793 verordnete mir der Leibmedicus *Wichmann* die Molke. Nachdem ich nun 5 Monate in Hrn *Wichmanns* Kur gewesen war, ohne die mindeste Besserung zu spüren, wandte ich mich an den Leibchirurgus *Lampe* in Hannover, an den der

Hofrath und erste Leibarzt *Zimmermann* mich schon früher gewiesen hatte. Wie Hr *Lampe* mich zu Anfang des Junius sah, verordnete er mir ausser der Molke, deren fernern Gebrauch er mir anrieth, Kräuter, auf die ich Milch, oder auch Wasser kochend heiss giessen, und wenn sie gehörig abgequalmt waren, die Nase darüber bähen musste. Ich fühlte immer grosse Linderung während des Bähens. Meine Nase ward wieder geschmeidiger, jene Härte und Steifheit verlor sich, und ich hatte natürliches Gefühl, wie in den gesunden Theilen des Körpers, in ihr; — doch dauerte diese Besserung nur während ich bähte, eine Viertelstunde nachher war schon wieder immer alles so schlimm, als vorher. Kaum hatte ich dieses Mittel eine halbe Woche gebraucht, als die kleinen, schwarzen Puncte an der Nasenspitze sich immer mehr aus der Haut erhoben, so dass sie wie mit kleinen Stacheln besetzt war; einen dieser Stacheln nahm ich mit der Scheere heraus; er war wie der vierte Theil einer Stecknadel lang, auf der obern Seite schwarz, auf der untern weiss, und liess sich zerreiben wie Mehl. Mein Gesicht ward nach und nach mit einem kupferrothen Ausschlage bedeckt, der sich dann in einen dicken, gelben Schorf verwandelte. Nachdem ich die Bähungen 8 Wochen täglich 3mal eine Stun-

de gebraucht hatte, muſste ich den Ausſchlag mit venediſcher Seife und Milch abwaſchen; nach neun Tagen war er völlig weg, und meine Haut war weiſser und zarter, als je. — Aber das Uebel an der Naſe hatte ſich nicht verloren, nur die ſchwarzen Puncte und die Steifheit waren weg; aber Geſchwulſt und Röthe und jene auſserordentliche Empſindlichkeit gegen die Luſt, hatten eher zu- als abgenommen. Während des Gebrauchs der Bähungen hatte ich verſchiedene ſpaniſche Fliegen auf den Naken und auf die Arme legen müſſen, auch hatte ich während dieſer ganzen Zeit die Molke fortgeſetzt. Hr *Lampe* wollte mir jetzt ein Seidelbaſt legen; dies ward aber durch einige Vorfälle verhindert.

Ich reiſete Michaelis nach Caſſel, und blieb bis Johanni des folgenden Jahrs 1794 da. Während meines dortigen Aufenthaltes verminderte ſich mein Uebel ſehr: jede unnatürliche Empſindung ſchwand ganz, ſo wie die Röthe; auch die Geſchwulſt hatte ſich beynahe, doch nicht völlig verloren. Doch zeigten ſich wieder ſchwarze Puncte an der Naſenſpitze. In dieſem gebeſserten Zuſtande blieb ich ſelbſt in dem folgenden ſehr kalten Winter 95. Ich litt nicht allein gar nicht von der Kälte, ſondern ich konnte mich ſogar der Zugluſt ohne Nachtheil ausſetzen. Im Frühjahr

len, wo Ausschlag abgegangen war, unzählige schwarze Puncte. Die Stirn war mit Flechten, das übrige Gesicht mit einem dicken Schorf bedeckt. Ganz unten am Kinn sass ein Stück, das einem Horn glich, und so lang und dick wie ein Glied vom Finger war, auf der untern Seite sah es schwarz, auf der obern weiss aus; so weit es weiss aussah, war es weich, und fiel durch eine leichte Berührung ab. Ich wandte mich jetzt wieder an Hrn *Lampe*. Er verordnete mir, ausser den Bähungen, den äussern Gebrauch von Hafergrütze in Milch gekocht. Mit diesen beiden Mitteln musste ich abweehseln, und immer zwey Tage bähen und zwey Tage mir das Gesicht mit Hafergrütze in Milch gekocht waschen. Da ich aber bald bemerkte, dass der Schorf, welcher durch das Waschen herunter ging, Spuren wie Blatternarben zurückliess, und sich auch immer wieder von neuem welcher ansetzte: so liess ich mit Hrn *Lampens* Erlaubniss dies Mittel weg, und fuhr nur fort, alle 2 Tage zu bähen. Mein Gesicht war jetzt mit einer öhlichten Feuchtigkeit überzogen, die ich Tag und Nacht ausschwitzte. Diese verschaffte mir grosse Linderung. Jede unangenehme Empfindung im Gesichte war weg, ich hatte ein ganz gesundes, natürliches Gefühl im ganzen Gesichte, nur wenn ich mich der

Kälte ausſetzte, fühlte ich ein Spannen der Haut im Geſichte, welches zunahm, ſo wie jene Feuchtigkeit ſich nach und nach zu einer Kruſte auf der Oberfläche verhärtete. Im Frühlinge 1797 muſste ich Molke trinken, und im Auguſt deſſelben Jahrs durfte ich endlich aufhören, zu bähen, nachdem ich ein ganzes Jahr damit fortgefahren hatte. Der L...chirurgus *Lampe* verordnete mir einige innere Arzeneyn, und im Nov. 97 auch einige äuſsere Mittel. Ich habe vergessen, anzuführen, daſs im Auguſt, in der Zeit, wie ich aufhörte, zu bähen, ein groſses Stück Schorf am Kinn abfiel. Die Haut war an dieſer Stelle auſserordentlich weiſs, zart und ſchön; nach wenig Tagen aber wieder mit Ausſchlag überzogen.

Mein Ausſchlag ward im Winter 97 auf 98 immer ſtärker, und verurſachte mir oft unangenehme Empfindungen, beſonders an der Stirn, wo er am dickſten herauskam. Es war mir oft, als ob die Gewalt, mit der er an der Stirn herausfuhr, die Haut zerreiſsen würde. Oben an der Naſe zwiſchen den Augen hatte ich oft einen Schmerz, der dem Stich einer Weſpe völlig glich; an dieſen Stellen fand ich jedesmal einen Stachel, der halb so lang wie das Glied eines Fingers, auf der obern Seite ſchwarz, auf der untern weiſs war, und beim

bedeckt war. Nach einigen Tagen waren diese Stellen wieder mit Ausschlag überzogen.

Herr *Ullrichs* gab mir vor dem Winter noch einige Arzeneyen, liefs mich im Frühjahr 99 die nämlichen Pulver gebrauchen, die er mir ein Jahr früher gegeben hatte, und schickte mich Anfangs Junius wieder nach Nendorf. Ich nahm 21 Bäder, trank Schwefelwasser, und gebrauchte verschiedene Mittel, die mir der Herr *Schröter* verordnete. Auch dies Jahr verliefs ich Nendorf so, wie ich dahin gekommen war. Gegen Michaelis fiel, diesmal ohne äufsere Veranlassung, wieder der Schorf an der ganzen Nasenspitze ab, er war weit weniger dick, als ein Jahr früher, doch inwendig wieder mit jener milchigen Feuchtigkeit überzogen. Die Nasenspitze war nach einigen Tagen wieder mit Ausschlag bedeckt. Nach und nach gingen nun auch einige von den dicksten Schörfen an der Stirn mit grofsen Schmerzen ab; es hatten sich aber unter diesen schon wieder neue, dünnere umgesetzt, so dafs ich nicht sehen konnte, wie die Haut beschaffen war. Herr *Ullrichs* gab mir wieder Arzeneyen vor dem Winter, liefs mich im Frühjahre 1800 zum dritten Male die nämlichen Pulver, nur kürzere Zeit, gebrauchen, und Johanni nach Nendorf gehen. Ich nahm 28 Bäder, und gebrauchte, aufser dem Schwe-

felwasser, sonst nichts. Während der Kur zeigte sich keine Wirkung des Bades; gegen den Herbst aber gingen alle alten, dicken Schörfe im ganzen Gesichte ab; nur die neuer hervorgekommenen blieben. Ich bekam auch jetzt wieder Arzeneyen von Herrn *Ullrichs*, mit denen ich selbst im Winter fortfahren musste. Beim Eintritt der grossen Kälte fiel kein Ausschlag mehr ab; erst im Frühjahr 1801 ging wieder etwas herunter. Herr *U.* liess mich zum 4ten Male die nehmliche Frühlingskur, nur noch gelinder, als ein Jahr früher, gebrauchen, und 5 Wochen nach Johanni ging ich nach Nendorf. Hier gebrauchte ich, unter der Anleitung des Herrn Hofraths *Waitz*, 28 Bäder, das Nendorfer Schwefelwasser und einige mir von dem Herrn Hofrath verordnete Arzeneyen, unter andern Pillen, die mir sehr gut bekamen.

Bald nach vollendeter Badekur bemerkte ich diesmal die erwünschteste Wirkung davon. — Der Ausschlag ging ohne Schmerz oder irgend eine andre Beschwerde im ganzen Gesicht nach und nach ab. Selbst im Winter von 1801 bis 1802, fiel noch etwas davon herunter. Jetzt im Sommer 1802 ist wenig mehr davon zu sehen, als noch etwas an der Stirn. Gegen die Zeit der Badekur habe ich doch aber ein heftiges Jucken an der

Stirn bemerkt. Dies hat sich jetzt, nach dem Gebrauche von 5 Bädern, die ich bereits genommen habe, beinahe verloren.

Während des letzten Winters ſind ſehr viele Unreinigkeiten durch das Ausſchnauben weggegangen — ich habe oft in einem Tage mehrere Taſchentücher gebraucht, und dies dauert auch noch, doch mit Unterbrechung, fort, da ich im Gegentheil, ſo lange ich den Ausſchlag gehabt habe, faſt gar kein Schnupftuch nöthig gehabt habe.

Nach dem Gebrauche der vorigjährigen Badekur hat ſich auch noch die groſse Empfindlichkeit gegen Wind und Zugluft ſehr vermindert. Auch darf ich mich der Abendluft wieder ausſetzen, welches ich, ſelbſt im vorigen Sommer vor der Badekur, nie wagen durfte, ohne im ganzen Geſicht jene Empfindung zu bemerken, die dem Ziehen einer gelinden ſpaniſchen Fliege glich. Jetzt, während meines Aufenthaltes in Nendorf, bin ich zwar wieder etwas empfindlicher gegen Wind und Zugluft, als vor einigen Wochen, doch lange nicht ſo ſehr, wie andre Jahre. — Dieſe Empfindlichkeit iſt auch immer, während ich die hieſige Kur gebraucht habe, gröſser geweſen, als auſserdem.

Die Haut im Geſichte hat indeſs durch ein ſo vieljähriges Uebel ſehr gelitten, ſie iſt

grob

grob und unrein geworden, und hat ihre weiſse Farbe ganz verloren.

Noch muſs ich anmerken, daſs während meines Uebels keine Stelle der Haut entzwei gewesen iſt, ſondern jener Ausſchlag aus heiler Haut ausgeſchwitzt iſt. Ferner, daſs ich nur im Gesichte, und an keiner andern Stelle des Körpers, Ausſchlag gehabt habe, und daſs alle Verſuche des ſeel. Hofraths *Schröter*, ihn durch Bürſten und Reiben u. ſ. w. nach einer andern Stelle des Körpers hinzuziehen, vergebens geweſen sind. Schmerz hat mir der Ausſchlag, wie ich oben bemerkt habe, nur dann und wann, Jucken nur bei äuſserer Berührung verurſacht.

Während meines Uebels und der damit verbundenen Kuren, sind mir die Haare, beſonders an der Stirn, ſo weit der Ausſchlag ging, häufig ausgefallen. Auch gingen mit dem, an den Augenbraunen sitzenden Ausſchlage, die Haare weg; doch sind die Augenbraunen wiedergekommen; die Haare an der Stirn aber nicht. Meine Stimme hatte während meines Uebels ſehr gelitten, und war ſo ſchwach geworden, daſs ich das Singen kaum einige Minuten aushalten konnte. Jetzt aber iſt sie wieder ſo ſtark, als je, und der Ton iſt auch wieder erträglich. Auch meine Au-

gen, sind wieder völlig so stark, wie vor meinem Uebel.

Mein Nasenübel ist indess immer noch nicht ganz weg; — es ist noch immer Geschwulst in der Nasenspitze, und ich empfinde auch Wind und Zugluft mehr daran, als im übrigen Gesichte. Von der Farbe lässt sich übrigens nicht urtheilen, da die Haut im ganzen Gesichte verdorben ist.

So lange ich den Ausschlag gehabt habe, bin ich sehr zu Schweissen geneigt gewesen; vielleicht rührte dies von den Arzeneyen her, die ich nahm — ich schwitzte fast jede Nacht; dies bekam mir sehr gut; denn wenn ich eine Nacht, ohne zu schwitzen, hinbrachte, fühlte ich ein Brennen unter der Haut des ganzen Körpers, und eine Unruhe und Unbehaglichkeit, die unerträglich war. Nichts aber war mir wohlthätiger, als eine gelinde Ausdünstung, die ich aber nur selten hatte. Ich fühlte mich immer vorzüglich heiter und leicht darnach.

Meine natürliche körperliche Anlage ist übrigens sehr stark. — Ich bin als Kind nie krank gewesen, und habe alle Kinderkrankheiten sehr leicht überstanden. — Meine Lebhaftigkeit war so gross, dass sie mit aller Mühe kaum gemässigt, nie aber ganz unterdrückt werden konnte. Doch machten auch traurige Vorfälle einen starken und bleibenden Ein-

druck auf mich; so erinnere ich mich, daſs ich als ein Kind von 10 Jahren durch den Anblick einer epileptischen Person so erschüttert ward, daſs ich ein halbes Jahr beinahe melancholisch war. Der Uebergang von der ausgelassensten Freude zur äuſserſten Niedergeschlagenheit war bei mir sehr schnell und gewöhnlich; aber nicht umgekehrt. — Meine Einbildungskraft war so lebhaft, daſs ich fast beständig in einer Art von Ideen - oder Dichterwelt lebte, und so reizbar, daſs sie durch alles aufgeregt werden konnte. Ich lernte und faſste Alles ohne Mühe und ohne die kleinste Anstrengung. Ueber meine Diät im Essen und Trinken ward, da mein Vater ein Arzt war, sehr gewacht. Schlaf bedurfte ich weit weniger, als andre Kinder.

Im 14ten Jahre bekam ich meine periodische Reinigung mit vielen Leibschmerzen. Durch eine Erkältung, die ich mir dabei zuzog, blieb sie ein halbes Jahr aus, und kam dann sehr stark wieder — ich bekam sie alle 3 Wochen, und sie hielt jedesmal 14 Tage an, so daſs ich nur immer 8 Tage frei davon war. Dies gab sich nach einem Aderlaſs. Von dieser Zeit an, hatte ich sie immer alle viertehalb Wochen, 6 bis 7 Tage lang, mäſsig stark, die ersten 24 Stunden immer mit Leibschmerzen. In der Folge blieb meine Reini-

gung einmal im Jahr 93, während ich bei der ersten Bähungskur Molke trank, aus; erst nach anderthalb Jahren gegen Weihnachten 94 kam sie, nach einem starken Abführungsmittel, wieder; aber nicht stärker, wie gewöhnlich. Im Jahr 98 blieb sie, während ich die Milchkur gebrauchte, wieder aus; stellte sich aber im September, während der ersten Badekur, wieder ein. Seit dieser Zeit habe ich sie immer alle 4 Wochen, weder vorzüglich stark, noch schwach.

Im Frühjahr 91 bekam ich ein Uebel, das ich bis dahin kaum dem Namen nach gekannt hatte: den weissen Fluss. Ich war so krank dabei, dass ich glaubte, ich würde sterben. Durch den Gebrauch von Arzeneyen ward ich aber sehr schnell wieder hergestellt. Ein Jahr nachher, ungefähr 5 Wochen nachdem ich das zweite Nasenübel bekommen hatte, bemerkte ich wieder einen gelinden Anfall davon, der sich aber, nach dem Gebrauche derselben Arzeneyen, bald verlor. Seitdem habe ich diese Krankheit nie wieder gehabt.

Mit einer andern Unannehmlichkeit bin ich aber lange gequält: schon als Kind war ich zu Verstopfung geneigt; dies Uebel hat so zugenommen, dass ich oft in 8 bis 20 Tagen keine Oeffnung gehabt habe. Alle Mittel, die ich dagegen bekam, waren fruchtlos; Abfüh-

rungen wirkten nur, so lange ich sie nahm, nachher war das Uebel ärger, wie vorher. Nur nach den vortrefflichen Pillen, die mir der Hofrath *Waitz* verordnet hat, scheint diese Beschwerde sich verlieren zu wollen — denn auch jetzt, da ich sie seit länger als 6 Wochen nicht nöthig gehabt habe, zu nehmen, habe ich täglich Oeffnung.

G . . . . «

Die Kur dieser Krankheit fällt gröfstentheils in die Jahre vor meiner Anstellung zu Nendorf; die völlige Heilung geschah indessen in den letzten zwei Sommern. An sich finde ich die Krankheit äufserst interessant, welches auch unser verehrter Veteran, Leibarzt *Hensler*, bezeugte, der 1801 im Sommer bei seiner Anwesenheit zu Nendorf die Güte hatte, die Kranke zu besuchen. Die zuvor gebrauchten Mittel habe ich nicht alle genau erfahren können, welches indessen weniger schadet, da unsere Heilquelle sich hier als das wirksamste zeigte. Die letztern vom Hrn *Ullrich* sollen meist Mercurialmittel gewesen seyn. Diese nahm die Kranke aber im Frühjahr; der Gebrauch des Schwefelwassers mufste sogar ihre Wirkung aufheben, und erst spät im Herbste fielen gewöhnlich die Schorfe ab. Das letzte Jahr, da die völlige Heilung eintrat,

hat sie überdies jene Mittel vorher nicht wiederholt. Die zuerst gebrauchten waren Phosphorsäure, bittere Extracte, auch zwischendurch Mercurialien, schweißstreibende und abführende Mittel. Diese Beobachtung beweiset klar, daſs zu einer Badekur, die anschlagen soll, oft der Gebrauch mehrerer Sommer nach einander erfordert wird; sie zeigt aber auch, daſs es keine Chimäre noch Charlatanerie der Aerzte ist, wenn sie behaupten, daſs die Genesung oft einige Zeit nach Anwendung der Kur komme, welches bei dieser Kranken meist der Fall war. Nach der vorjährigen Kur zu Nendorf ist sie von ihrem Ausschlage vollkommen geheilt worden.

Ich gab die Krankheitsgeschichte von ihr selbst aufgeschrieben, an welcher ich nichts abkürzen mogte, da die Art, sich über ihre Gefühle zu äuſsern, einen wesentlichen Beitrag zur Schilderung ihres Krankheitszustandes liefert.

II.

Merkwürdige und äusserst glückliche Behandlung eines epidemischen Nervenfiebers.

(Aus einem Schreiben des Hrn D. Rademacher zu Goch am Rhein.)

Seitdem ich Ihnen meinen letzten Aufsatz über Nervenfieber geschickt, habe ich in einigen Gemeinden dieses Bezirks eine Fieberepidemie beobachtet, welche mir merkwürdig und der öffentlichen Bekanntmachung werth scheint. Merkwürdig ist sie deshalb, weil das herrschende Fieber, sowohl in Rücksicht seiner Symptome, als seiner schnellen Tödtlichkeit, von denen sehr abweicht, welche ich bis jetzt beobachtet, und von denen, deren Beschreibung ich bei neueren Schriftstellern gelesen habe. Sie werden aus meinem letzten Aufsatze über die Nervenfieber gesehen haben, dass dieses

Fieber der *morbus stationarius* seit einiger Zeit gewesen sey — auch bis jetzt ist dieses noch der Fall; zum wenigsten haben alle *acute* Krankheiten, die *morbi intercurrentes* ausgenommen, diesen Charakter. Bald zeigte sich dieses Fieber häufiger, bald seltener. Und wenn ich jetzt von einer Nervenfieberepidemie rede, so verstehe ich darunter nichts anders, als eben den *morbum stationarium*, welcher sich einige Monate hindurch in einigen Communen sehr häufig zeigte, und sich durch Abwesenheit fast aller übeln Zeichen, und durch sehr schnelle Tödtlichkeit unterschied, wodurch er das Ansehen einer neuen Krankheit bekam, und auch mit diesem Namen in hiesiger Gegend belegt wurde. — Blofs die Aufmerksamkeit auf die *constitutio epidemica* hat mich in den Stand gesetzt, gleich anfänglich ein richtiges Urtheil darüber zu fällen, und eine zweckmäfsige Heilart ausfindig zu machen. Ich werde Ihnen kürzlich das Fieber beschreiben, und die Mittel, wodurch ich es bezwingen konnte. In den wenigsten Fällen kündigte es sich durch Vorboten an, in den meisten überfiel es die Leute plötzlich bei vollkommener Gesundheit, mit starkem Frost; dem Froste folgte brennende Hitze, und gewöhnlich Kopfschmerzen. Alle klagten über Trockenheit des Mundes, eigentlicher Durst

war aber nicht vorhanden, denn ich habe fast keinen einzigen gesehen, der in 24 Stunden nur so viel Getränke zu sich genommen hätte, als ein Gesunder. Der Urin war in dem ersten *stadio* dunkler gefärbt, als der eines Gesunden, jedoch nicht roth, sondern dunkel gelb und etwas trübe, ohne Wolke und Sediment, der Puls schlug im Durchschnitte zwischen 90 und 100 mal in einer Minute, war mässig voll und weich. Am ersten oder zweiten Tage, auch wohl später, äusserte sich ein fixer Schmerz in einer Seite der Brust, der Kranke fing an zu husten, und warf schaumigen, mit Blut vermischten, Schleim aus. Bei den meisten erschienen starke Schweisse. Die Zunge war weiss belegt, wie sie bei gelinden Katarrhalfiebern zu seyn pflegt. Das Gesicht war im ersten *stadio* roth. Uebrigens war der Kranke zwar nicht sehr entkräftet, aber doch gemeiniglich so matt, dass er den ganzen Tag durch das Bette hüten musste. — Im ferneren Verlaufe der Krankheit wurde der Schmerz in der Seite und der Husten heftiger, so dass der Patient nur mit Mühe respiriren konnte. Die Hitze verminderte sich, und der Kranke war nicht wärmer, als jeder Gesunde, der Urin wurde heller von Farbe, der Puls blieb unverändert. Bei denen, welche ohne Arzeneymittel genasen, wurde der

Auswurf nach und nach dicker, das Fieber verminderte sich unmerklich, die Genesung geschah entweder sehr langsam, oder es erfolgte die Schwindsucht. Bei denen, welche starben, verschwand der Husten und das Seitenstechen, der Puls blieb eben so schnell, der Kranke fing an etwas irre zu reden, und starb gemeiniglich den 5ten oder 6ten Tag oder zwischen dem 5ten und 10ten. Kurz, die Summa der genauesten Beschreibung ist: ein Mensch fing an zu frieren, wurde darauf heiss, hustete, hatte Seitenstechen und starb schnell, oder genas sehr langsam. Keines jener Symptome, welche man sonst bei Nervenfiebern bemerkt, als Delirium, Sehnenhüpfen, schwarze oder braune Zunge, Sopor, sehr schneller, kleiner oder widernatürlich langsamer Puls, u. s. w. war bei unserm Fieber vorhanden. Wie es zuerst in der mir am nächsten gelegenen Commune *Weeze* erschien, waren krank werden und sterben so ziemlich gleichbedeutende Ausdrücke. Das Fieber tödtete den Menschen plötzlich ohne Vorboten des Todes. Nicht selten glaubten die Kranken, sie seyen ausser aller Gefahr, und starben schon in derselben Nacht. Ich selbst sah einen Mann, der bei vollem Bewusstseyn war, dessen voller Puls 90 Schläge in einer Minute machte, der noch *ohne* Hülfe aus dem Bette aufstand, und ei-

nige Löffel Suppe afs, fchon eine Stunde darauf fterben. Kurz, das Bild, welches uns die praktifchen Aerzte gewöhnlich vom Nervenfieber machen, passet gar nicht auf unfer diesjähriges.

Man kann es mit Recht eine *febris maligna* nennen; denn es war nichts, gar nichts zu bemerken, was auf Gefahr hätte fchliefsen lassen, und doch ftarben die Menfchen meiftens den 5ten Tag. Eine unbedeutende Abwefenheit des Geiftes bezeichnete nicht fowohl die Gefahr, als vielmehr das Sterben felbft. Die Veränderung der Fieberform im Verlaufe der Epidemie befchränkte sich blofs auf ein einziges Symptom, den Durchfall, welcher sich zu Ende des Mais hinzugefellte. Bis zum Ende des Juli waren die Fieber vorzüglich fehr häufig in der Commune *Weeze;* es tödtete dafelbft über 60 Menfchen. Von der Zeit an liefs es zwar nach, hörte aber bei weitem nicht ganz auf. Während die Ruhr in der Stadt *Goch* allgemein war, behauptete es fein Recht, ohne sich mit diefer zu verbinden, und ich hatte nicht felten in einem Haufe einen Kranken an der Ruhr, und in dem nächften einen am Nervenfieber. Man hat letzteres in den hiesigen Gegenden auf verfchiedene Weife behandelt; allein fo viel ich habe erfahren können, mit ziemlich unglücklichem Erfolge.

Wirklich war auch die Krankheit zu gefährlich, zu schnell tödtlich, als daſs die uns bis dahin bekannte Behandlungsart der Nervenfieber mit Nutzen dagegen hätte können angewendet werden. — Schon vor 2 Jahren hatte ich Erfahrungen über die gute Wirkung groſser Gaben anhaltend stärkender Mittel im Nervenfieber gemacht. Dieses Jahr ging ich weiter, ich verband sie mit flüchtig excitirenden Mitteln. Ich suchte ein allgemeines Quantum dieser Mittel auf, welches hinreichte, das Fieber zu unterdrücken. Folgendes war die Mischung, welche ich bis zu Ende des Monats Mai als zweckmäſsig fand:

℞ *Pulv. Cort. regii* ℥j.
Spiritus vini Gallici communis ℥vij.
Naphtae vitrioli ʒij.
M. d. s. alle Stunden einen Löffel voll umgeschüttelt zu nehmen.

In den meisten Fällen war ich im Stande, durch diese Mischung das Fieber innerhalb 5 Tagen zu unterdrücken, seltener wurden dazu 10 Tage erfodert. Oft verschwand es in 48 Stunden, ja selbst in 24 Stunden. Die angegebene Quantität muſste in 24 Stunden verzehrt werden, der Kranke hatte also noch Zeit übrig, um zu ruhen, wenn er es anders konnte. In Fällen, welche mir etwas bedenklich schienen, band ich mich nicht an

diese Gaben, sondern liefs ununterbrochen Tag und Nacht durch einnehmen, wo also innerhalb 24 Stunden eine gröfsere Quantität verzehrt wurde. Im Anfange des Juni, da sich der Durchfall einstellte, setzte ich zu obigem Tranke *terra japonica* und Alaun, ohne bei einzelnen Menschen die Erscheinung des Durchfalles abzuwarten. In der Folge verliefs ich die China ganz, und versuchte die Fieber durch blofsen Branntewein oder Wein zu heilen. Wenn kein Schweifs und Durchfall vorhanden war, konnte ich dadurch eben so schnell meinen Zweck erreichen. In Fällen aber, wo eins dieser Symptome da war, reichte der blofse Branntewein nicht hin, sondern mufste mit *terra japonica*, oder auch noch mit Alaun verbunden werden. Kurz, trotz des beschwerlichen Durchfalles, konnte ich durch die angeführten Mittel, zur rechten Zeit und in gehöriger Quantität gereicht, das Fieber eben so schnell, als in den vorigen Monaten unterdrücken. Bis zu Ende des Juli, wo das Fieber am stärksten wüthete, gebe ich die Zahl meiner Kranken auf 150 an, bis jetzt, wo ich Ihnen dieses schreibe, auf 200. Dafs sie nicht übertrieben ist, können Sie leicht denken, wenn ich Ihnen sage, dafs ich dieses ganze Jahr so beschäftiget gewesen, dafs ich kaum meines Lebens froh geworden bin, und dafs,

aufser der Ruhr in dieser Stadt, kein anderes Fieber in allen den Communen, wo man sich meines Raths bedienet, geherrscht hat, als eben das beschriebene.

Von diesen 200 Kranken, welche ich behandelt, sind 4 gestorben. Zwei von diesen letzteren, welche zwar etwas spät meine Hülfe suchten, auf welche mancherlei schwächende Schädlichkeiten vorher gewirkt, hätte ich doch höchst wahrscheinlich ebenfalls erhalten können, wenn ich nur dreister in Anwendung der excitirenden Mittel gleich beim Anfange gewesen wäre. Als ehrlicher Mann sage ich Ihnen dieses aus voller Ueberzeugung. Von den zwei andern, welche gestorben, kann ich dieses aber nicht behaupten. Es waren zwei Wöchnerinnen; eine in dieser Stadt, starb den 5ten Tag, am dritten Tage, nachdem sie zuerst meine Hülfe verlangt; denn man hatte die Krankheit für ein Milchfieber gehalten. Die zweite wohnte in einem nahgelegenen Flecken. Auf diese hatten viele schwächende Schädlichkeiten gewirkt. Die Erregbarkeit ihres Körpers war zum Erstaunen erhöhet. (Der einzige Fall der Art, welcher mir dieses Jahr vorgekommen.) Hier konnte also meine beschriebene Heilart keine Anwendbarkeit finden. In Erwägung aller Umstände befürchtete ich einen übeln Ausgang, und bat mir den

Beiſtand meines Amtsbruders, des D. *Scheidt* von *Cleve*, aus, mit welchem ich vor kurzem zuſammen am Krankenbette geweſen, und ihn als einen erfahrnen und rationellen Heilkünſtler hatte kennen gelernt. Allein ob wir uns gleich alle Mühe gaben, ſo ſtarb doch die Kranke, ehe wir zu der Quantität der Mittel aufgeſtiegen waren, welche nach meiner Erfahrung im Stande hätte ſeyn können, das Fieber zu unterdrücken. — Wirklich, wäre im allgemeinen erhöhete Erregbarkeit mit unſern Fiebern verbunden geweſen; ſo würde ich ſagen: ich habe glücklich kurirt, wenn ich nur die Hälfte meiner Kranken erhalten hätte. Aber dem Schickſale ſey Dank, es war nicht ſo. Alle ohne Ausnahme vertrugen die ſtärkſten Gaben excitirender Mittel gleich im erſten *stadio* des Fiebers. Selbſt mehrmalen bin ich beim erſten Eintritte des Fiebers gerufen worden, und habe gleich ſtündlich Branntewein und Naphta nehmen laſſen, aber nie gefunden, daſs dadurch eine bemerkbare ſtarke Erregung wäre bewirkt worden. Manchen habe ich mit keinen Arzeneymitteln, ſondern mit Burgunder-Wein, andere mit bloſsem Kornbranntewein in kurzer Zeit geheilt. —

Die Heilung durch groſse Gaben excitirender Mittel gleich im erſten *stadio*, ja beim Eintritte des Fiebers gereicht, kann ich mir

nicht gut nach der Erregungstheorie erklären. Wenn Sie das, was ich hier geſchrieben, einmal als Thatſache anſehen; ſo folgt daraus, daſs im erſten *stadio* kein ſtheniſcher Zuſtand vorhanden geweſen ſey; denn wie kätten ſonſt die Incitamentvermehrenden Mittel wohlthätig wirken können? War aber kein Zuſtand von Sthenie vorhanden; ſo konnte auch keine indirecte Aſthenie exiſtiren, indem dieſer jederzeit Sthenie vorhergehen muſs. Meines Erachtens bleibt uns alſo nichts übrig, als den Charakter des Fiebers in directe Aſthenie zu ſetzen. Dieſe ſoll aber mit erhöheter Erregbarkeit verbunden ſeyn, und die Heilung bloſs durch ſtufenweiſe Vermehrung des Incitaments geſchehen können. So finde ich auch, wenn ich des Herrn *Marcus* Prüfung des *Brown*ſchen Syſtems leſe, daſs man bei direct aſtheniſchen Fiebern jederzeit von geringeren Gaben excitirender Mittel anfing, und sie nach und nach vermehrte. Wie war es alſo möglich, daſs meine Kranken gleich anfänglich die ſtarken Gaben excitirender Mittel vertrugen, und das Fieber dadurch unterdrückt wurde?

Sie werden aber nach den Gründen fragen, welche mich zu der beſchriebenen Heilart beſtimmten. Daſs ich Gründe hatte, und nicht aufs Gerathewohl handelte, trauen Sie mir wohl zu; indessen für einen Brief mögte

es

es wohl zu weitläuftig feyn, sie ausführlich auseinander zu fetzen. Ich habe eine genaue Befchreibung unferer Epidemie, meine Heilart, und der Gründe, welche mich dazu beftimmten, aufgefetzt, und sie fo eben der *Unger*fchen Buchhandlung zugefchickt, in deren Verlage sie nächftens erfcheinen wird. Diefer Auffatz war anfänglich für Ihr Journal beftimmt, aber er wurde zu weitläuftig. Ueberdiefs, da das befchriebene Fieber, als *morbus ftationarius* noch fehr lange anhalten, und bald in diefer, bald in jener benachbarten Commune wieder häufiger erfcheinen kann; fo denke ich durch die befondere Herausgabe meiner Befchreibung noch einen wefentlichen Nutzen zu ftiften, indem diefe zwar im allgemeinen von den Aerzten weniger, aber doch gewifs von Nichtärzten in den Gemeinden, wo man mich perfönlich kennet, und von meiner Heilart gehört hat, wird gelefen werden. Sollte ich dadurch vielleicht in irgend einer Gemeinde einer widersinnigen und mörderifchen Behandlung der Kranken vorbeugen; fo würde ich mich überflüfsig für meine Mühe belohnt halten. — Die Zahl derer, so mir geftorben, habe ich fo angegeben, dafs ich, wenn meine Schrift von den Eingebohrnen gelefen wird, den Namen eines ehrlichen und wahrheitsliebenden Mannes behalte, wel-

cher vielleicht eben so schätzbar ist, als der Name eines Wunderthäters. Die Zahl der Geheilten hätte ich, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, grösser angeben können, ich habe es aber nicht gethan, weil mir das angegebene Verhältniss der Geheilten zu den Gestorbenen hinreichend scheint, um andere Aerzte auf den Vorzug dieser Heilart aufmerksam zu machen; und weil die angegebene Zahl der Kranken von der Art ist, dass meine benachbarten Amtsbrüder, welche nur einigermassen meine Geschäfte kennen, sie eher für zu geringe, als zu gross halten werden. —

Uebrigens weiss ich Ihnen aus meiner Praxis nichts Neues zu melden, als dass ich die *Tinctura digitalis purpureae* ganz ohne Nutzen bei der mit Vereiterung der Lungen verbundenen Schwindsucht angewendet habe. Zwar wurde der Puls dadurch auf 76 Schläge reducirt; allein der Kranke doch um gar nichts besser. Bis jetzt habe ich, oder vielmehr die Natur, bloss zwei Schwindsüchtige geheilt; in diesen Fällen rührte sie aber von einer, nach einer Brustentzündung entstandenen, *Vomica* her. — Zwar habe ich auch einige andere so weit gebracht, dass ich sie der ganzen deutschen medizinischen Facultät getrost hätte vorstellen wollen, und man würde

sie für wirklich Geheilte erklärt haben; allein sie ſtarben dennoch nach kurzer Zeit. Vielleicht würde ich dieſes nicht wissen, wenn ich in einer ſehr groſsen bevölkerten Stadt Arzt wäre, und ſtände dann in dem glücklichen Wahne, sie gründlich geheilt zu haben. —

III.

Ueber Electrizität
und
eine neue Anwendungs-Art derſelben

Gleich zur Zeit der Entdeckung der Electrizität ahndete man ihre groſse Wirksamkeit, und bald fing man, freilich mit ſehr abwechſelndem Glücke, welches bei der Neuheit der Sache, der Unkenntniſs der Natur dieſes wirkſamen Agens, und einer fehler- oder mangelhaften Anwendungs-Art derſelben eben nicht zu verwundern war, an, davon in krankhaften Zufällen Gebrauch zu machen.

Zu dieſen Urſachen des Fehlſchlagens der zu erwartenden guten Wirkungen kam noch, daſs, wegen erſchwerter und nicht allenthalben practicabler Anwendungs-Art derſelben, die practiſchen Aerzte sich wenig damit beſchäftigten, und es meiſtens nur Dilettanten

der Experimental-Physik überliefsen, und gleichsam überlassen musten.

Man erdachte viele Vorrichtungen, um eine genauere, und machte bis auf Hrn *Struve* mancherlei Vorschläge, um eine erspriefsliche Anwendung davon zu machen, aber manches bleibt noch zu wünschen, vieles noch zu hoffen übrig.

In dieser Hinsicht berechtiget uns zu den günstigsten Hoffnungen, die neuerdings durch die Entdeckung des Galvanismus auf diesen Gegenstand gelenkte Aufmerksamkeit der Physiker; und obschon die berühmtesten derselben die Identität des Galvanismus und der Electrizität behaupten, so ist dem ungeachtet die Handhabung des Galvanismus bei den Practikern noch an der Tages-Ordnung, und zu wenig scheint man auf die, mit ihr so nahe verwandte, Electrizität zu achten, obschon allgemein anerkannt wird, dafs sie in Rücksicht der Einwirkung auf den thierischen Körper, mit dem Galvanismus unter eine Klasse gehöre.

Electrizität ist einer der flüchtigsten Reize, daher auch sehr wirksam. Will man sich derselben in therapeutischer Hinsicht bedienen; so kommt es besonders auf Berücksichtigung folgender Puncte an:

1. den krankhaften Zustand ausumitteln, bei dem sie ihre Anwendung findet;

2. die Art der Electrizität,
3. die Methode, deren man sich bei der Anwendung bedienen soll, festzusetzen;
4. die Dauer und
5. die Stärke ihrer Anwendung zu bestimmen.

Zu viel, zu wenig, positiv, oder negativ, zu stark, zu schwach, zu lang, zu kurz, jedes ist entweder schädlich oder unwirksam.

Die vier ersten Puncte, als gar nicht zu meiner Absicht gehörig, übergehe ich ganz, selbst mit dem fünften habe ich es nur in einer Rücksicht zu thun; indem ich nehmlich die Aerzte und Physiker mit einem Instrumente (die Starke der Electrizität bei ihrer Anwendung genauer zu bestimmen) bekannt zu machen gedenke.

Ich werde hiedurch die Anwendungs-Arten der Electrizität vermehren, und wie ich mir schmeichle, auch verbessern; zuvor aber werde ich noch kurz aller, bis itzt gebräuchlichen Anwendungs-Arten, die nach meinem Bedünken sich leicht unter folgende drei Haupt Ansichten bringen lassen, erwähnen:

1. Positive Electrizität. Der Körper wird dabei meistens isolirt, und mit Electrizität überladen. Die mannichfaltigen Manieren, dem Körper die Electrizität zu-, oder wenn er damit überladen ist, abzuführen, machen

ie verschiedenen Abänderungen dieser Art
ts; dahin gehören z. B.

1. das electrische Bad,
2. Strahlenziehen,
3. Funkenziehen,
4. electrischer Hauch,
5. die englische Anwendung durch Flanell,
6. Hrn Struvens pneumatische Electrizität,
 u. s. m.

2. Negative Electrizität. Dem Körper, der
ieder isolirt seyn kann, wird die Electrizität
ntzogen. Einen Beweis der starken Wirk-
mkeit dieser Methode geben die Ohnmach-
n, an denen die Frau des berühmten *Mu-
henbroek* so lange litt, so lange sie den
laszilinder mit ihren Händen rieb, und die
nn nachliessen, sobald sie damit aufhörte.

3. Electrizität durch Schläge. Hiebei wird
m Körper weder Electrizität entzogen, noch
rd sie in ihm angehäuft, oder besser, es ge-
hieht beides, indem sie stoſsweise durch den
irper oder einzelne Organe durchgeleitet
rd, zu welchem Behufe man sich gewöhn-
h der Leidner Flasche bedient.

Diese Methode zu electrisiren ist sehr
rksam, aber auch wegen des ungewissen
ades der jedesmaligen Ladung sehr unsicher.
e weit sichere Anwendung des Galvanismus,
n ich zu dieser Methode zu electrisiren

rechne, macht ihr daher den Rang in practischer Hinsicht streitig.

Ich sage, ich rechne zu dieser Methode den Galvanismus; wozu mich folgende, auf Thatsachen sich gründende, Reflexionen berechtigen:

1. Der Galvanismus, selbst der einfache, gleicht vollkommen der Entladung einer Leidner Flasche; wir nehmen:

a. eine stoßweise Entladung wahr, die zwar beim einfachen Galvanismus nicht so auffallend ist, sich aber im Augen-Versuche durch das periodische Erscheinen und Verschwinden des Lichtscheines offenbart. Das continuirliche Brennen im Augenwinkel kann hier nicht als Einwurf gelten, es dauert auch dann noch fort, wenn schon das Metall vom Auge entfernt ist. Das Verschwinden des Lichtscheines kann auch nicht von einer Ueberreizung, oder momentanen Lähmung des Sehnerven herrühren; denn andere Gegenstände, während des Versuchs betrachtet, verschwinden nicht.

b. Bemerken wir bei der Entladung einer Galvanischen Batterie, wie bei der Entladung einer Leidner Flasche, zwei verschiedene Pole, die sowohl in ihrer quantitativen, als qualitativen Einwirkung verschieden sind. Nach meinen Beobachtungen gleicht

die negative Fläche einer Leidner Flasche dem Zinkpol einer Galvanischen Batterie, so wie die positive Fläche dem Silberpol gleicht.

2. Nehmen wir sowohl bei der Voltaischen Säule, wie bei einer Leidner Flasche die nehmlichen Bedingnisse zu ihrer Wirksamkeit wahr. Bei beiden müssen die entgegengesetzten Pole durch einen Leiter in Verbindung gebracht werden.

Die Berührung der positiven Fläche einer Leidner Flasche bringt freilich eine Einwirkung auf unsern Körper hervor, die aber bei weitem nicht so heftig ist, als wenn zu gleicher Zeit auch die negative Fläche berührt wird, dahingegen die Berührung eines Poles der Voltaischen Säule gar keine (?) Einwirkung äusert. Dieses letztere ist wahrscheinlich ungegründet, woher sonst das Anziehen der Goldblättchen nach Hrn *Ritter?* Der Unterschied, der sich hier zwischen der Leidner Flasche und der Galvanischen Batterie findet, beruht höchst wahrscheinlich nur auf dem Mehr und Weniger, wovon sich die Ursache unten bei der Theorie der Electrizität und des Galvanismus leicht einsehen lassen wird.

Dieses sind ungefähr die Ursachen, welche mich bewegen, den Galvanismus zur dritten Anwendungs-Art der Electrizität zu rechnen, die wahrzunehmenden Unterschiede sind mehr

für zufällig zu achten. Doch ohne mich hier weiter darüber einzulassen, verweise ich den Leser auf die unten folgende Theorie; für itzt setze ich indess die Identität des Galvanismus und der Electrizität voraus, und sehe beide für ein und dasselbe, nur auf verschiedene Art erzeugte, und daher sich auch etwas verschieden äussernde wirksame Agens an.

Wir kennen bis itzt noch keine andere Art den Galvanismus in Thätigkeit zu setzen, und da diese Art mit der dritten Methode die Electrizität zu handhaben einerlei ist; so ergiebt sich von selbst, dass in Fällen, wo es darauf ankömmt, dem Körper Electrizität zu- oder abzuführen, oder wo es auf positive oder negative Electrizität ankommt, der Galvanismus ihr nachstehen müsse.

Was hingegen dem Galvanismus an der Mannichfaltigkeit der Anwendungs-Art abgeht, ersetzen zwei andere wichtige Vortheile:

1. die jedesmalige beliebige genaue bestimmte Stärke, die man durch das Hinzuthun oder Wegnehmen von Lagen vermehren oder vermindern kann, und

2. die stetige Anwendung, welche der einfache Galvanismus auf Blasenpflaster-Stellen erlaubt. Diesen zweiten Vortheil, wie Herr *Grapengiesser* sehr richtig bemerkt, wird man wohl schwerlich durch Electrizität auf andere

rt erreichen. Liefse sich, so im Vorbeigehn ısagt, nicht Anwendung davon im tollen :undsbifs machen? Er befördert zwar die bsonderung, und vermehrt die Einsaugung, r wirkt aber auch in *Modo* verschieden, und ann er nicht dadurch auf chemische Art eine ersetzung des Wuth-Giftes bewirken?

Doch wieder zu unserem Gegenstande.)bwohl wir kaum auf andere Art diesen Vorheil des Galvanismus erlangen werden; so glaue ich doch, dafs es möglich sey, durch Anringung einer einfachen Vorrichtung bei einer gewöhnlichen Electrisirmaschine, die Ercheinungen und Einwirkungen des Galvanismus ıachzuahmen, und mit der Electrizität den rsten Vortheil des Galvanismus (die beliebige stärke) zu verbinden.

Es kommt hier nur darauf an, eine imner gleiche Menge der Electrizität durch den Körper stofsweise durch zu leiten. Ich bediete mich zu Erreichung dieses Vortheils eines igenen Instruments, das ich Galvan-Electroneter nenne, und das aus folgenden Stücken esteht;

1. Aus zwei starken, eisernen, vier Zoll angen Dräthen, deren eines Ende vierkantig pitz zu gefeilt, das andere Ende aber in einen Haken umgebogen ist; diese Dräthe nenne ich Zieher. Die Spitzen der Zieher kön-

nen auch mit kleinen Kugeln versehen seyn; dann aber wirken sie viel heftiger, weil durch die kuglichte Abrundung das Ueberströmen der Electrizität erschwert, durch die spitzigen Zieher aber, deren ich mich daher lieber bediene, erleichtert wird.

2. Aus einer vier Zoll langen und einen Zoll im Durchmesser enthaltenden Glasröhre, deren beide Enden mit zwei Korkstöpseln, die in ihrer Mitte durchbohrt sind, verschlossen werden, doch so, dass sie sich nicht berühren, sondern wenigstens zwei Zoll von einander abstehn. Dieses sind die einzigen Bestandtheile dieses Instruments, dessen Zusammensetzung sich leicht ergiebt: die zugespitzten Zieher werden durch die Durchbohrungen der Korkstöpsel in die Röhre hinein gebracht, so dass sie in der Höhlung derselben einander gegenüber zu stehen kommen; — die äusseren hakenförmigen Enden dienen zur Aufnahme der Leiter.

Diess ist die einfachste Zusammensetzung, und die roheste Form dieses Instruments, das durch Anbringung eines geringen Mechanismus, dergleichen man eine ähnliche Abbildung in *de la Fond* Experimental-Physik, um die ausdehnende Kraft der Wärme auf fremde Körper zu beweisen, findet. Eine ähnliche angebrachte Vorrichtung würde dieses Instrument

nicht nur vervollkommen, ſondern in der Genauigkeit der Beſtimmung der intenſiven Stärke der Electrizität, die Voltaiſche Säule noch übertreffen.

Bei Anwendung dieſes Inſtruments pflege ich die Bedingnisse der Conſtruction einer Voltaiſchen Säule nachzuahmen. Ein groſses, innerlich und äuſserlich nach Art einer Leidner Flaſche mit Zinnfolium belegtes Zuckerglas, das ich den Recipienten nenne, wird auf ein kleines Iſolir-Geſtelle gebracht, die innere oder positive Fläche des Rezipienten ſteht mit dem Sauger des Conductors einer Electrisir-Maſchine durch eine Kette in Verbindung; durch eine zweite Kette verbindet sie sich mit dem einen Zieher des ebenfalls iſolirten Galvan-Electrometers. Dieſe Zuſammenſetzung nenne ich die Galvan-electriſche Batterie. Der zweite Zieher des Galvan-Electrometers heiſst der positive, und die äuſsere Fläche des Recipienten der negative Pol der Batterie.

Wird nun die Kugel gerieben, und der positive und negative Pol der Batterie durch einen Leiter in Verbindung geſetzt; ſo zeigen sich uns, wenn unſer Körper oder ein Organ desselben, ein Glied dieſer Leitungskette ausmacht, die nehmlichen Erſcheinungen, welche wir bei der Voltaiſchen Säule wahrnehmen. Der Abſtand der Zieher von einander be-

ſtimmt die Stärke der Batterie, die Entfernung einer dezimal Linie iſt für die Sinne des Gesichts und Gehörs ſchon von beträchtlicher Stärke.

Auf dieſe Art läſst sich die Electrizität eben ſo sicher, ſo leicht, und ſo genau wie der Galvaniſmus anwenden, noch mit dieſem Vortheil, daſs ich im Augenblick die Kraft der Batterie vermehren oder vermindern kann, wenn ich entweder die Zieher durch einen Druck von einander entferne, oder sie einander nähere.

Daſs die Batterie nur ſo lange wirkſam ſey, ſo lange die Kugel der Maſchine gerieben wird, brauche ich wohl nicht erſt anzuzeigen; aber bemerken muſs ich noch, daſs man dem negativen Pole der Batterie wohl eine geringe Ableitung geben kann, und daſs durch Anbringung eines zweiten Galvan-Electrometers an dem negativen Pole die galvaniſche Einwirkung der Batterie zerſtört wird. Bei örtlicher Behandlung kann man nach Belieben, bald von dem ſchwächern, dem positiven, bald von dem ſtärkern, dem negativen Pole Gebrauch machen.

Ob uns übrigens Hrn *Tittmann's* ſcharfsinnige Theorie einen Wegweiſer in dieſem Labyrinth abgeben kann? iſt hier der Ort nicht zu beſtimmen, und ob sie auch hier ihre

Anwendung findet? mögen die Physiker entſcheiden.

Dieſes iſt ungefähr das weſentliche, was ich über den Galvan-Electrometer und ſeinen Gebrauch zu ſagen hatte. Zur Verſtändigung des Ganzen aber muſs ich noch die Hauptmomente meiner Electrizitäts-Theorie hier hinzufügen, um ſo mehr, da ich oben die Verſchiedenheiten der Electrizität und des Galvaniſmus nur für Zufälligkeiten erklärte.

Meine Theorie nähert sich ſehr der Voltaiſchen Theorie des Galvaniſmus, über deren Verſchiedenheit der Leſer ſelbſt entſcheiden mag.

Nach Herrn *Reich* iſt der Sauerſtoff der einzige Körper, der ein beſtändiges Beſtreben besitzt, mit andern Grundlagen Verbindungen einzugehen; nach Herrn *Juch* ſcheint die Electrizität mehr durch Sauerſtoff zu entſtehen, als zu beſtehen. Ob nun Electrizität nur die modifizirte Aeuſserung eines andern Körpers, oder ob sie ſelbſt ein eigner Körper ſey? das lasse ich dahin geſtellt ſeyn, obſchon ich mich ſehr zu Herrn *Juch's* Meinung neige. Dieſe Meinung hat jedoch keinen Einfluſs auf meine Theorie; indem ich nicht die Identität der Electrizität und des Sauerſtoffes, ſondern nur die Identität der Electrizität und des Galva-

nifm behaupte, und mich nur an Erfahrungen und allgemeine Naturgefetze halte.

Meine Vorftellung der Electrizitäts-Aeusserung ift ungefähr folgende:

1. Electrizität kennen wir nur als flüſsigen Körper; als folcher besitzt er die allgemeinen Eigenfchaften aller flüfsigen Körper, sich in ein continuirliches Gleichgewicht zu setzen, und darinn zu erhalten;

2. Besitzt sie zu verfchiedenen Körpern eine verfchiedene Verwandtfchaft. Daher die gröſsere oder geringere Leitungsfähigkeit verfchiedener Körper für Electrizität;

3. Befördert Wärme diefe Verwandtfchaft. Woher fonft die Anfammlung der Electrizität um ein geriebenes Glas? Dafs Reibung eine gröſsere Anfammlung der Electrizität, als bloſse Erwärmung erzeugt, liegt darin, weil die bei dem Reiben bewegte Luft das Zuftrömen der Electrizität erleichtert.

Ift nun die Electrizität in ihrem Gleichgewichte, fo äufsert sie keine Wirkung; wird sie aber durch eine der zwei Urfachen aus ihrem Gleichgewichte gebracht, fo nehmen wir electrifche Erfcheinungen wahr, die von dem Beftreben, sich wieder in's Gleichgewicht zu fetzen, herrühren. Eine analoge Erfcheinung haben wir an dem Wärmeftoff, der nur dann

em-

empfindbare Wärme ist, wenn er frei wird, und sich in's Gleichgewicht zu setzen sucht.

Wenden wir nun diese drei Ursachen auf die Erzeugung der Electrizität an, so wird uns die Erklärung dieses Phänomens nicht schwer; und wenn diese Theorie richtig ist, so wird sich die zufällige Verschiedenheit der Electrizität und des Galvanismus von selbst daraus ergeben.

Die gewöhnlichste Methode Electrizität zu erzeugen, geschieht durch Reibung des Glases. Reibung erzeugt Wärme, diese begünstiget die Verwandtschaft der Electrizität, sie strömt häufiger zu; da aber das Glas keine Verbindung mit ihr eingehen, oder sie nicht binden kann, so sammlet sie sich um die geriebene Glasfläche an, und bildet um sie eine electrische Atmosphäre. Hiedurch entsteht eine Störung im Gleichgewichte der Electrizität, das sich nun wieder herzustellen sucht. Der Act der Herstellung giebt uns die Phänomene der Electrizität.

Der Act der Herstellung des Gleichgewichts geschieht nun entweder schnell oder langsam, nachdem entweder die electrische Atmosphäre mit guten oder schlechten Leitern in Berührung kommt, daher das langsamere Verschwinden der electrischen Atmo-

ſphäre bei trockner, das ſchnellere Verſchwinden bei feuchter Luft.

Kommt aber in die electriſche Atmoſphäre ein Körper, zu dem die Electrizität eine größsere Verwandtſchaft hat, als zum geriebenen Glaſe, und die sie umgebende Luft, ſo folgt sie demſelben; und wenn dieſer sich an einen gut leitenden, aber iſolirten Körper anſchlieſst, ſo läſst sie sich daſelbſt concentriren, z. B. in den sogenannten Leidner Flaſchen.

Je mehr sich nun an einem Ort die Electrizität anhäuft, deſto gröſser iſt die Störung des Gleichgewichtes, und deſto ſtärker müssen sich electriſche Erſcheinungen äuſsern; und da die Störung des Gleichgewichtes an den beiden Flächen einer Leidner Flaſche am gröſsten iſt, ſo muſs auch die Herſtellung des Gleichgewichtes, wenn beide Flächen durch einen guten Leiter verbunden werden, auch mit den ſtärkſten Electrizitäts-Aeuſserungen verbunden ſeyn. So verhält es sich auch in der That, und die electriſchen Erſcheinungen lassen sich auf dieſe Art leicht und ungezwungen erklären, und an die allgemeinen Naturgeſetze anſchlieſsen.

Man ersieht auch hieraus, warum die Electrizität ſo flüchtig iſt, und sich ſo leicht an leitende Körper anhängt: weil die natür-

liche Verwandtschaft die erzwungene, gleichsam nur begünstigende, Verwandtschaft durch Wärme überwiegt.

Was bei Electrizitäts-Erzeugung die Wärme bewirkt, bewirkt bei Erzeugung des Galvanismus die natürliche Verwandtschaft der Electrizität zu den Metallen.

Die Electrizität hat eine gröſsere Verwandtschaft zu den Metallen, als zur Luft (daher die gröſsere Leitungs-Fähigkeit derselben), sie sammlet sich daher um die Metalle an, und bildet um sie eine electrische Atmosphäre. Eine Metallplatte gleicht in dieser Hinsicht vollkommen einer geriebenen Glasfläche. Die Ursache, warum eine geriebene Glasfläche electrische Erscheinungen giebt, liegt darin, weil alle nicht ideoelectrische Körper eine gröſsere Verwandtschaft zur Electrizität haben, als sie selbst; warum hingegen eine Metallplatte keine electrische Erscheinungen giebt, liegt darin, daſs alle übrige Körper schlechtere Leiter für Electrizität sind, als sie selbst.

Kommen nun zwei Metalle mit einander in Berührung, zu denen die Electrizität eine verschiedene Verwandtschaft hat, so wird dadurch eine bemerkliche Störung des Gleichgewichtes erzeugt; die Electrizität sammlet sich um eines mehr, ums andere weniger an.

Zwei verschiedene Metalle in gegenseitiger Berührung gleichen in diesem Betrachte vollkommen einer geladenen Leidner Flasche, deren eine Fläche + die andere — Electrizität enthält.

Ereignen sich nun Umstände, welche zur Herstellung des Gleichgewichtes tauglich sind, so wird dieses Bestreben bemerkbar, und der Act der Herstellung giebt uns die Phänomene des Galvanismus.

Körper, welche die Herstellung des Gleichgewichtes befördern, müssen eben so gute Leiter für Electrizität seyn, als die sie erzeugenden Metalle. Bis itzt kennen wir nur einen einzigen Körper, der in Verbindung mit andern die gröfste Tauglichkeit zu diesem Geschäfte besitzt, der ist Feuchtigkeit, entweder gemeines, oder noch besser Salz-Wasser *); vielleicht darum, weil Feuchtigkeit die Verwandtschaft auf nassem Wege begünstigt?

Die Erscheinung, dafs eine Auflösung von Kochsalz oder Salmiak noch wirksamer ist, läfst sich, wenn ich die Identität der Electri-

*) Reines, trocknes Kraftmehl habe ich zu diesem Behuf untauglich gefunden, und die geringe Wirksamkeit der Salze schreibe ich mehr dem Verwittern derselben, wobei sie ihr Krystallisations-Wasser verlieren, zu.

zität und des Sauerstoffes annehme, sehr leicht und genugthuend erklären.

Die Salzsäure, welche in diesen Salzen enthalten ist, befindet sich noch nicht im Zustande der vollkommenen Oxydation, oder wie andere Chemiker wollen, sie ist einer Uebersäuerung fähig; ist nun das Bestreben des Oxygens diese Uebersäuerung zu bewirken, nicht die Ursache dieses Phänomens? Doch, das ist nur meine Meinung; ich wünschte aber die Chemiker darauf aufmerksam gemacht zu haben, und überlasse es ihnen gern, darüber zu entscheiden.

Ehe ich aber weiter gehe, muſs ich mich zuvor über die Aeuſserung, »daſs Feuchtigkeit der beste Leiter für Electrizität sey,« deutlicher erklären, da diese Meinung paradox zu seyn scheint, indem Metalle Leiter der ersten, Feuchtigkeit aber ein Leiter der zweiten Classe ist.

Ich nehme die Richtigkeit dieses, von den Physikern aufgestellten, Satzes als wahr an, muſs aber bemerken:

1. Daſs Feuchtigkeit nicht für sich allein, sondern in Verbindung mit anderen Leitern angewandt wird.

2. Daſs das, was durch eine Kraft unmöglich ist, durch das Hinzukommen einer

zweiten und dritten wirklich wird; ich ſtelle mir dieſes ſo vor:

Metall ist ein Leiter der erſten Claſse, ſeine Leitungs-Fähigkeit iſt daher = 2. Feuchtigkeit iſt ein Leiter der zweiten Claſse, seine Leitungs-Fähigkeit daher nur = 1. Thieriſche Organe sind Leiter der zweiten Claſse, ihre Leitungs-Fähigkeit nur = 1. Salze sind ebenfalls Leiter der zweiten Classe, ihre Leitungs Fähigkeit nur = 1. Einzeln wirkend würden dieſe die Verwandtſchaft des Metalls nicht überwältigen, das sie aber verbunden bewirken, indem ihre geſamte Leitungs-Fähigkeit = 3, die des Metalls nur = 2 iſt.

Wenden wir das hier geſagte auf die Conſtruction der Voltaiſchen Säule an, ſo ergiebt sich von ſelbſt, welchen Nutzen die feuchte Subſtanz in derſelben hat; und die Lage der Metalle enthält den hinlänglichen Grund, warum sich die Electrizität alle nach einem Pol hin begiebt, der hierdurch positiv electriſch wird, dahingegen der andere Pol weniger davon enthält, und negativ electriſch iſt. Es geſchieht hier durch die verſchiedene Verwandtſchaft der Electrizität zu den verſchiedenen Metallen eine Störung im Gleichgewichte der Electrizität, die um ſo gröſser iſt, je gröſser die Platten-Lagen-Anzahl iſt, und die Herſtellung des Gleichgewichtes ſelbſt

nuſs mit ſtärkern Electricitäts-Aeuſserungen
erbunden ſeyn.

Da aber das hergeſtellte Gleichgewicht
mmer wieder durch die allezeit thätigen Ver-
andtſchaften der Electrizität zu den Metal-
n geſtört wird, ſo dauert die Wirkung des
infachen Galvaniſmus immer, die des zuſam-
engeſetzten aber ſo lange, ſo lange die Tuch-
atten Feuchtigkeit enthalten, fort, ſo lange
e das Gleichgewicht begünſtigenden Umſtän-
fortdauern.

Der einfache Galvaniſmus gleicht einer
idner Flaſche, die Voltaiſche Säule iſt das
ggregat mehrerer. Daſs Electrizität sich nur
s zu einer gewissen Menge um die Metalle
häufen kann, brauche ich wohl nicht erſt
nzumerken.

Aus dieſer hier vorgetragenen Theorie
r Electrizität und des Galvaniſmus ergiebt
h, daſs die Verſchiedenheiten, die wir an
iden wahrnehmen, nur zufällig sind, und
n der zufälligen Art ihrer Entſtehung ab-
ngen.

Es ergiebt sich hieraus, daſs der Galva-
mus ſeine Entſtehung, wie ſeine Trägheit
r (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) na-
lichen Verwandtſchaft der Electrizität zu
n Metallen; ſo wie die Electrizität ihre Ent-
hung und Flüchtigkeit der durch Reibung

und Wärme erzwungenen Verwandtschaft zum Glase verdanke, daher jener so schwer, diese aber so leicht neue Verbindungen zu knüpfen sucht.

Gelingt es uns, durch Versuche den Galvanismus von den lästigen Banden der Verwandtschaft loss zu machen, dann wird er eben so flüchtig, wie die Electrizität agiren; können wir aber im Gegensatze die Electrizität in ihrem Laufe durch nähere Verwandtschaft hemmen, dann wird sie träger wirken, und sich zur Wirksamkeit des Galvanismus hinauf heben lassen. Dieses ist keine blosse Speculation, sondern das Resultat einer Thatsache: werden nehmlich die Ketten und Organe, welche in der galvan-electrischen Batterie die beiden Pole verbinden, stark mit Salzwasser angefeuchtet, so wird dadurch die Flüchtigkeit der Electrizität gehemmt, und eben so eindringend wie der Galvanismus gemacht.

Es geht hieraus hervor, dass Electrizität und Galvanismus identisch sind; dass es nur eine Electrizität gebe, und dass das, was wir negative Electrizität nennen, eigentlich Mangel derselben anzeige; dass Electrizität nicht nach besonderen, sondern nach allgemeinen Naturgesetzen wirke; dass ihre Aeusserungen eben so wenig gegen dieselben beweisen, als

das Steigen eines Luftballons gegen das Gesetz der Schwere.

Dieses sind ungefähr die Hauptzüge meiner Theorie über Electrizität, die sich durch manche speculative Gründe, und manche Thatsache noch weiter ausführen liefse; ich fürchte aber mich schon zu lange bei diesem Gegenstande verweilt zu haben, da überhaupt die Erörterung desselben außer dem Plan dieser Zeitschrift liegt.

So viel aber glaubte ich zur Verständlichkeit des Ganzen hersetzen zu müssen, vielleicht, dafs ich ein andermal, und an einem andern Orte Gelegenheit habe, den hier abgebrochenen Faden wieder anzuknüpfen.

Den practischen Aerzten, denen dies eine Tirade und von wenig practischem Nutzen scheinen sollte, gebe ich zu bedenken: dafs die Subsumirung einzelner Erscheinungen und Erfahrungen unter allgemeine Naturgesetze, den rationellen Theil unsers practischen Verfahrens, wenn wir uns nicht ganz einer blinden Empirie überlassen wollen, ausmache.

Die Physiker aber mögen verzeihen, wenn schon ein anderer, was mir aber unbewufst ist, diese Ideen vorgetragen haben sollte; ich bin blofs Dilettant, der sich nur mit einem Theile der experimental Physik, mit der practischen Medizin, ausschliefsend beschäftiget.

Ich sehe übrigens wohl ein, dafs sich manche Einwendung gegen diese Theorie machen läfst; ich sehe aber auch, dafs sich das Gesammte der Electrizität besser einsehen läfst, und dafs manche für wesentlich ausgegebene Unterschiede zwischen Galvanismus und Electrizität nur Zufälligkeiten sind, wie sich aus dem obigen leicht erweisen läst. Ich mufs, eh' ich diesen Gegenstand verlasse, noch erwähnen, dafs der von Herrn *Grapengiesser* angegebene Unterschied *) (dafs Galvanismus durchaus nicht durch die trockné Haut geleitet werde) ungegründet ist. Wird der trockne Drath eines Poles einer, nur 30 Lagen starken, Batterie an die trockne Wange gebracht, der Drath des andern Poles aber in der trocknen oder auch etwas angefeuchteten Hand gehalten, so entsteht nach einer kurzen Zeit, freilich keine stofsweise Einwirkung, aber doch ein starkes Brennen auf der trocknen Wange, das hinlänglich diese Behauptung widerlegt, und dessen Ursache sich leicht aus dem oben gesagten angeben läfst.

Schlüfslich will ich noch einer einfachen Art der Anwendung der Electrizität, von der man nicht viel Gebrauch gemacht zu haben scheint, die aber doch wirksam und leicht

*) Medicinische Annalen 1802. p. 163.

ins Werk zu setzen ist, und wodurch ich mich selbst von einem lästigen chronischen Rheumatismus heilte, erwähnen.

Eine trockne Flasche auf der trocknen Haut gerieben, wird electrisch; geschieht nun die Reibung auf der kranken Stelle unmittelbar, so verbinden sich mit der Wirkung der Electrizität noch die guten Folgen der Reibung, die besonders bei localen Schmerzen ohne Entzündung von erspriesslichem Nutzen seyn müssen.

Ich habe zwar nur eine einzige Erfahrung dafür; allein die Sache verdient, nach meinem Bedünken, doch eine genauere Prüfung, und liesse sich nicht vielleicht, wenn nicht eine gänzliche Heilung, doch eine Linderung in dem so quälenden Gesichtsschmerz damit bewirken? Ob hier die Electrizität positiv oder negativ wirke, d. i. ob dem Körper Electrizität zu- oder abgeführt werde? welches letztere mir am wahrscheinlichsten ist, mögen die Physiker entscheiden.

Dr. Hofrichter,
Arzt zu Ottmachau.

IV.

Eine ſchwarze Krankheit.

Von

G. C. Wagner,

Phyſicus der beiden Städte und Aemter Balingen und Roſenfeld im Herzogthum Wirtemberg.

Wenn gleich der Ausgang der Krankheit, welche ich beſchreiben werde, tödtlich war, ſo ſcheint sie mir doch des Aufbewahrens würdig zu ſeyn. Der Gegenſtand dieſes Aufſatzes, den ich bei meiner Ernennung zum hiesigen Phyſicat im Sommer 1796 kennen lernte, dessen Arzt ich war, und dessen Tochtermann ich im November 97 wurde, war der hiesige Expeditionsrath und geiſtliche Verwalter *Friedrich Theodor Kapf*. Er war damals (im Sommer 96) ſechs und ſechzig Jahr alt, ungefähr fünf und einen halben Schuh groſs, nicht ſtark, aber auch nicht mager. Seine Gesichtsfarbe war roth, und ſein Auge feurig.

lei näherer Unterſuchung ſeines Gesichts be-
ıerkte man, daſs ſeine rothe Farbe etwas
chwarz blaſs ſchattirt war, und daſs die weiſse
Iaut des Auges hie und da ins gelb-grüne
pielte. Sein Faſernbau a) war ſtraff, ſein
lervenſyſtem reizbar und empfindlich, und
abei war er zum Zorne geneigt. Sein Athem-
olen war leicht, ſein Haar braun und ſein,
ein Gang aufrecht, und man ſah es ihm an,
aſs er noch bei vollen Kräften war. An dem
echten Fuſse hatte er an der Stelle, wo sich
ie Achillessehne an die Erhabenheit des Fer-
enbeins anſetzt, einen arthritiſchen Tophus
ngefähr einen Zoll lang und einen vier-
el Zoll hoch. Er war Vater einer zahlreichen
'amilie von eilf Perſonen, und hatte im ein
nd zwanzigſten Jahr — an Körper und Seele
nverdorben — sich verheirathet. Er ſchien
amals und noch viele folgende Jahre immer

a) *Auli Cornelii Celsi de medicina libri octo, ex recenſ. Leonardi Targae cum notis variorum et Bianconii dissertatione de Celsi aetate etc. Lugd. Batav.* 1785. *Lib.* 1. *p.* 11. »*neque ignorare medicum oportet, quae sit aegri natura: humidum magis an magis siccum corpus ejus sit; validi nervi an infirmi; frequens adverſa valetudo an rara; eaque, cum est, vehemens esse soleat an levis; brevis an longa: quod is vitae genus sit secutus, laboriosum an quietum; cum luxu an cum frugalitate. Ex his enim similibusque saepe curandi nova ratio ducenda est.*«

zehn Wochen lang am Gliederweh (*arthritis*) welches ihm den *tophus* am rechten Fuſs hinterlieſs, und im nehmlichen Jahre bekam er auch die ſchwarze Gelbſucht und Hämorrhoidal-Erſcheinungen.

Was er damals gebraucht habe, konnte ich nicht erfahren, nur ſo viel weiſs ich, daſs die Gelbſucht auf das Gliederweh folgte, und sich bald wieder verlor.

Von Zeit zu Zeit blutete er vor und nach dieſen Krankheiten aus der Naſe, und zwar öfters aus dem linken Naſenloch. Es war damals im Wirtembergiſchen Sitte, Nachts vor Schlafengehen das Halliſche Temperir-Pulver ohne beſondere Heilanzeigen dazu zu haben, ſo gleichſam zur Liebhaberei zu nehmen, und auch er verſchluckte manches Schächtelchen davon, beſonders da er öfters Wallungen ſpürte. So wie keine Mode perennirend iſt, ſo gings auch mit dem Halliſchen Temperir-Pulver, es wurde von dem Weinſteinrahm verdrängt. Den Weinſtein verdrängte der Pfeffermünzthee, den Pfeffermünzthee die Pfeffermünzküchelchen, die Pfeffermünzküchelchen das Kamillenwasser, und das Kamillenwasser eine eröffnende Latwerge aus Ta-

» *et continentia in victu omni atque cultu corporis* » *tuendi causa.* «

Tamarindenmark und dergl., welche demſelben am beſten bekam, da ſie die Leibesöffnung, wenn sie gar zu lange nicht oder allzu ſparſam erfolgen wollte, beförderte. Dieſe letzte Arzeney brauchte derſelbe ungefähr 20 Jahre. Neben dieſen Sachen lieſs er jährlich einigemal aus Gewohnheit zur Ader. Sein Blut hatte viel gelbes Blutwasser und einen feſten Blutkuchen. Seit den letzten 10 — 15 Jahren her geſellten sich zu den bisher erzählten Erſcheinungen noch folgende: Abends vor oder nach dem Nachtessen klagte er einen Schmerz in der linken Seite, er warf dabei einen ſeifenſchaumartigen Speichel häufig aus, und muſste öfters 15 — 20 mal hintereinander nieſsen. Nicht ſelten trieb es ihm ganze Mauler voll eines unſchmackhaften Wassers heraus. Dieſe Erſcheinungen kamen oft täglich, oft ſetzten sie mehrere Tage aus, verloren sich nach einer halben oder ganzen Stunde, oder doch wenigſtens wenn der Kranke ins Bette ging, oft auf den Abgang einiger Winde; und ein Gläschen Pfeffermünzwasser, einige Caffeelöffelchen eröffnende Latwerge, zuweilen, wiewohl ſelten, ein Clyſtier, waren die Hülfsmittel, deren sich derſelbe gegen dieſe Beſchwerden bediente.

Dieſer Schmerz war im Anfange gelinde, wurde nach und nach mit den Jahren ſtär-

ker, kam vorzüglich zu Ende des Winters, wenn er in den Frühling überzugehen pflegt, verschwand mit dem Sommer, kehrte im Herbst wieder zurück, und blieb so bis in den Sommer wieder da, doch war er im Frühjahr immer am heftigsten.

Das Zunehmen des Schmerzes von Jahr zu Jahr bestimmte den Kranken, sich um ärztliche Hülfe umzusehen, und ein Decoct der Wegwartenwurzel (*cichorium intybus Linn.*) lange Zeit getrunken, schien ihm noch am besten zu bekommen. Des Sommers trank er das Selzerwasser, und machte sich etwas mehr Bewegung. Soviel zur Anamnese f). Im Jahr 1796 lernte ich den Kranken kennen, und zwar fragte mich derselbe zu Ausgang des Octobers wegen seines Schmerzes im linken Hypochonder, der sich wieder einzustellen anfing, um Rath. Dieser Schmerz kam, wie ich bereits in den vorigen Blättern erzählt habe, gegen Abend vor oder nach dem Nachtessen oft täglich, oft setzte er einige Tage aus. Er warf dabei einen seifenschaumartigen Speichel häufig aus, und muſste öfters 15—20mal hintereinander niesen. Gingen einige Winde

f) *Hippocrates* Werke 1 B. p. 18. im 1. Buch von den Landseuchen. »Man muſs aber das Vergangene anzeigen, das Gegenwärtige einsehen, und das »Künftige vorher sagen.«

über sich oder unter sich ab, so erleichterte ihn dies. Auch half oft ein Clystier, und vorzüglich — das Bette g), am allermeisten aber, wenn sich der Kranke auf die linke Seite legte. Dieser Schmerz war in der Gegend des Milzes, und beim Anfall desselben war der Unterleib gespannt. Zuweilen trieb es ihm ganze Mäuler voll eines unschmackhaften klaren Wassers heraus. Der Leib war oft 4—5 Tage verstopft, und man hörte häufig Borborygmen. Dabei war seine Lebensart sitzend, und auf ihn paßte vollkommen, was *Sydenham*, einst Albions grosser Arzt, sagte h). Sein Harn war auch im Schmerzanfall natürlich, so wie auch sein Athem und Puls. Der Unterleib war ausser den Schmerzen mäßsig gespannt, nicht hart, und man konnte keine Verstopfung oder Verhärtung eines Baucheingeweides fühlen. Gar häufig klagte er über kalte Füße, die ihm auch im Bette nicht warm werden wollten, und über fliegende Hitze im Kopfe. Diese Zeichen, die ich nun zusammen stellen werde, der Schmerz in der Seite i),

g) *Hippocrates* Werke 1 B. p. 384. »Sitzen die »Schmerzen im Unterleibe unter dem Zwerchfell; »so thut es ihm wohl, zu liegen.«

h) *Qui vitam degentes sedentariam chartis solent impallescere.*

i) *Hippocrates* 4. Band. 2. Buch von den Krankheiten.

das Wiederkehren desselben im Herbſt k), das heſtiger werden im Frühling l) und Verſchwinden beim Sommeranfang, die etwas ſchwarzblaſs ſchattirte rothe Gesichtsfarbe, die hie und da ins gallgrüne ſpielende weiſse Haut des Auges m), das häufige Auswerfen eines ſeifenſchaumartigen Speichels n), die

Die ſchwarze Krankheit. »Er hat Schmerzen in der »Seite.«

k) *Celsus Libr. II. C.* 1. *p.* 34. »*Sed oriuntur quo»que eo tempore febres incertae, lienis dolor etc.*«

l) *Celsus Libr. II. C.* 1. *p.* 33. »*Vere tamen maxi»me, quaecunque humoris motu novantur, in metu »esse consuerunt. Ergo tum — bilis atra, quam »μελαγχολίαν Graeci appellant, oriri solet.*«

m) *Gerard. l. B. van Swieten Commentar. in Hermann. Boerhav. aphorismos de cognoscendis et curandis morbis Tom. III. Lugd. Batav. MDCCLIII. p.* 473. »*tunc in oculis color ex flavo vindescens adparet.*«

n) *van Swieten Commentar. Tom. III. p.* 507. »*Hoc »(sc. sputatio) inprimis obtinet, dum per abdomi»nalia viscera, humore tenaci atrabilario infarcta, »impeditur libera circulatio, adeoque et secretio lym»phae intestinalis, succi pancreatici et gastrici: cum »autem glandulae salivales similem humorem a san»guine separent, ideo salivae secretio augetur, conti»nuo os madet, et frequens sputi tenuis excretio fit. »Ob hanc causam melancholici vocantur sputatores. »Nocet autem frequens talis sputatio ut signum et »ut causa. Significat enim vasa abdominalium vis-*

Leibesverstopfung o), das Missverhältniss bei der Aussonderung des Koths mit den genossenen Speisen, da immer allzuwenig ausgeschieden wurde p), das Temperament q), sei-

» cerum infarcta esse; simulque copiosa talis tenuis » sputi excretio orbat sanguinem liquidiore et nobi- » liore parte, adeoque morbum auget. «

o) *Kämpfs* Abhandlung die Krankheiten des Unterleibes zu heilen, 1788. p. 146. » Oefters aber entstehen die anhaltenden Leibesverstopfungen mit den » harten scybalis aus Hämorrhoidalkrämpfen, oder » aus Infarctus von polypöfem, versteinertem und » auch geronnenem faulendem Blute und dergl. «

Und an einer andern Stelle: » Vielmal ist die Atonie ihrer Verdauungs-Werkzeuge an ihrer Hartleibigkeit Schuld. «

p) *Hippocrates* 1. Band. im Buche der Vorhersehungen p. 142. » Es soll aber die Menge (der Excremente) » mit dem Genossenen im Verhältnisse stehen. Bei » dieser Beschaffenheit der Leibesöffnung sind die » ersten Wege gesund. «

q) *Mezler* von der schwarzgallichten Constitution 1788 p. 40. » Das Temperament, welches reizbar, und » folglich von unwichtigen Ursachen schon grössere » Veränderungen und heftigere Eindrücke leidet, be- » günstigt vorzüglich die Anlage zu dieser Krankheit. » Die Erfahrung hat uns gezeigt, dass, wenn die » reizbare Faser trocken und gespannt ist, die Anlage » zur Werkstatt der Schwarzgalle in den hypochon- » drischen und Verdauungsorganen desto grösser » sey. «

ne sitzende Lebensart r), ein Blick auf seine Diät, da er vorzüglich süfse und gewürzhafte Sachen, z. B. Backwerk, liebte, und öften damit Excesse machte s), wenig Wein, aber auch wenig Wasser t) trank, und sich selten Bewegung machte u), das im Jahr 1770 erlittene Gliederweh, welches ihm den *Tophus* am rechten Fuſs hinterlieſs v), die schwarze

r) *Stoll ration. medendi Tom. IV. p.* 393. »*Morbus niger frequens est in pinguibus et sedentariis.*«

s) *Celsus Libr.* 1. *Cap* 11. *p.* 18. »*Condita omnia* »*duabus de causis inutilia sunt: quoniam et plus pro-* »*pter dulcedinem assumitur, et quod modo par est,* »*tamen aegrius concoquitur.*«

t) *Gaubii instit. pathol. medic. Ed. alter. Lips. p.* 231. »*Contra ubi alimenta, ex se non liquida, justo par-* »*ciore potu humectantur, nec humidior est tempera-* »*tura hominis, spissa sarcina gravatus ventriculus* »*aegre digerit, tarde expellit, — unde mesenterii ob-* »*structio — sanguis glutinosus atrabilarius — visce-* »*rum infarctus rel. rel.*«

u) *id. p.* 270 §. 515. — *infarcit venae portarum systema, splenem, hepar.*

v) *Stoll rationis medendi Tom. V. p.* 445. »*Morbus* »*niger Hippocratis, atra bilis veterum, morbus hypo-* »*chondriacus cum materie, saepissime aut producit* »*arthritidem, aut jungitur, omniaque simul sympto-* »*mata systematis venae portarum male affecti, ob-* »*structi sanguine bilioso, atrabilario, tenaci etc.* und *Grant* von den Fiebern *p.* 416. 419. nach *Ploucquets Init. Biblioth. med. Pract. Tom. I. p.* 443.

Gelbsucht, und die Hämorrhoidal-Erscheinungen im nehmlichen Jahr w), das von Zeit zu Zeit kommende, wiewohl sparsame Nasenbluten, vorzüglich aus dem linken Nasenloch x), die Borborygme y), die kalten Füsse z), die fliegende Hitze, vorzüglich im Kopfe a),

w) *Mezler l. c. p.* 94. »Auch ist wirklich aller Hae»morrhoidalfluss, vom Jucken des Afters bis auf die »Fistel und Krebsgeschwüre der Mastdarms durch»aus widernatürlich, von der schwarzen Galle und »gefährlich, weil seine Gegenwart immer den wi»dernatürlichen Zustand eines Baucheingeweides vor»aussetzt.«

x) *Hippocrates* im 2 Buch der Vorhersagungen, 1 B. p. 221. »Man wird finden, dass denen, die Nasen»bluten haben, und doch übrigens gesund zu seyn »scheinen, entweder die Milz aufgeschwollen ist, »oder der Kopf wehe thut, oder auch bewegliche »Schatten vor den Augen schweben.«

Celsus Libr. 2. *Cap.* 7. *p.* 49. »*Quibus saepe ex »naribus fluit sanguis, his aut lienis tumet, aut ca»pitis dolores sunt.*«

y) *Hippocrates* 4 Band. 2 B. von den Krankheiten, p. 148. die schwarze Krankheit. »Speist er nichts, »so lärmt es ihm in den Därmen.«

z) *Mezler l. c. p.* 114. »Indessen zeigt doch die Er»fahrung, dass Leute, die an der Verstopfung der »Milz leiden, meistens am linken Fuss eine Kälte »von einem bestimmten Umfang klagen. Immer »klagen sie, als stünden sie bis an die Waden im »Wasser.«

a) *Kaempf. l. c. p.* 148. »Die fliegende Hitze kann

alle diese Zeichen und Umstände zusammengenommen überzeugten mich, daſs der gute Mann an jener Krankheit leide, welche die griechischen und lateinischen Aerzte der Vorzeit die schwarze Galle nannten, *Kämpf* in seinem vortrefflichen Buche unter dem Namen der *Infarctus* abhandelt, und welcher ältere und neuere Aerzte den Namen — *Hypochondrie* — beilegen. Unter den bisher erzählten Umständen und bei der sitzenden Lebensart, die der Kranke von Jugend auf führte, war es nicht anders möglich, als daſs die Lebenskraft der Verdauungsorgane geschwächt, die Absonderung einer wirksamen Galle und anderer zur Verdauung nöthiger Säfte gehindert, Stockungen in der Leber, Milz und dem Pfortadersystem erzeugt, Unreinigkeiten im Darmcanal angehäuft, und Unordnungen in der wurmförmigen Bewegung desselben, und häufige Krämpfe erregt werden muſsten.

Aus diesen Voraussetzungen flossen die Heilanzeigen: die Unreinigkeiten und Versessenheiten im Darmcanal beweglich zu machen und gelinde auszuführen, die Stockungen des

»manchmal als Verräther des Infarctus und als Vor»bote schwerer Krankheiten angesehen werden. We»nigstens deutet sie auf eine Anhäufung von Galle »in den ersten Wegen.«

Pfortaderſyſtems und dergl. aufzulöſen, die Lebenskraft der Verdauungsorgane zu ſtärken, und ihre krankhafte Wirkungsart zu berichtigen. Eine Mixtur aus Glauberſalz, Rhabarber, Pfeffermünzwasser und Altheeſyrup ſo gegeben, daſs täglich 3—4 Ausleerungen erfolgten, machte den Anfang und führte vielen verſessenen Koth aus. Dabei rieth ich eine *diaetam eupeptam*, Heiterkeit des Geiſtes, und fleissige Bewegung. Die Mixtur wurde einigemale wiederholt, allein der Kranke wünſchte eine andere Arzneiformel und deswegen verordnete ich folgende Pulver:

℞. *Tartar. tartaris.*
  ℥ *rhei el.* āā *gr.* xvj.
  rad. Ipecac.
  Sulphur. antim. aurat. āā *gr.* j.
  Flor. sulphur. gr. xij.
M. f. pulv. D. in xij*plo.*
S. Alle 3 Stunden 1 *Pulver mit einer Tasse Pfeffermünzthee zu nehmen.*

Dieſe Arzenei wurde einige Wochen gebraucht, und führte eine ausserordentliche Menge verſessenen Koths von allerhand Farben, oft wie Holdermus (*Roob Sambuci*), oft ſo ſchwarz wie Dinte aus, und der Schmerz in der Seite verſchwand, und das Speicheln und Nieſsen hörte auf. Der Kranke bekam nun auch hie und da von ſelbſt eine Ausleerung ohne Ar-

zeneigebrauch. Dies währte ſo ungefähr einen Monat vom 9 Nov. bis 9 Decbr. und nun litt der Kranke an einem Catharr, den er sich durch Erkältung zugezogen hatte, einige Tage, der aber einer Miſchung aus Manna, Glauberſalz und Roob Sambuci und einem Decoct der Eibiſch- und Graswurzel bald wich. Der Schmerz an der Seite blieb bis den 22 Jan. 97 aus, und nun ſtellte er sich wieder mit dem oben erzählten Erfolge von Zufällen, Speicheln, Verſtopfung und dergl. ein. Ich verordnete:

℞. *Fol. Senn. alex.* ℥ß.
⊖is mirab. Glaub. ℥j.
inf. ▽ *ferv. q. s. per* ¼ *hor.*
Col. ℥iv. *adde*
▽*ae laxat. v.*
foenic. aa ℥iß.
Extr. gramin.
Syr. mannat. aa ℥j.
M. D. S. Alle 2 Stunden 2 Löffel voll zu nehmen.

Es erfolgte auf den Gebrauch dieſer Arzenei, die bis zum 9 Februar fortgeſetzt wurde, der ich aber das *Extractum Taraxaci* anſtatt des Graswurzelextracts zuſetzte, ein beinahe unglaublicher Abgang von verſeſſenem Koth von allerlei Farben. Die Morosität des Kranken, (jene unangenehme, den Hypochondriſten ſo

gewöhnliche Geistesstimmung, b) der immer wieder was anders wollte, bestimmte mich zu folgender Abänderung. ℞. *Rad. Saponar.* ℥iß. *Fol. Senn. alex. Salis mirab. Glaub.* $\overline{aa}$ ʒvj. *Semin. foenic.* ʒiß. *C. M. D. in* vj*plo. S. Species, davon ein Päcklein mit* 2½ *Schoppen siedend Wasser auszubrühen, durchzuseihen, und davon alle* 2—3 *Stunden eine Tasse voll lau zu trinken.* Diese Arzenei führte versessenen Koth von allerlei Formen und Farben ab, z. B. wie Kuhfladen, wie Ziegenkoth, wie Dinte, wie Holdermus, und — der Schmerz verschwand, kehrte aber den 16 April mit ausserordentlicher Heftigkeit zurück, die nehmliche Arzenei wurde wieder gebraucht, es gingen Infarcten ab, und der Schmerz in der Seite mit seinem ganzen Gefolge von Zufällen verlor sich. Der Kranke trank den Sommer über Selterwasser, machte sich zwar wenig, aber doch mehr Bewegung, als vorher, und blieb bis zum 14 Oct. frei von allen Schmerzen. Die Leibesöffnung ging den Sommer über freier, allein der October brachte den Schmerz, die hartnäckige Verstopfung, das

b) *van Swieten Commentar. in Aphorism. Boerhav. Tom. III. p.* 518. *Maximam curae difficultatem saepe facit aegrorum morositas, qui vix diu obedire volunt praeceptis medicis, cum tamen rebellis morbus diuturnam curam postulet.*

Speicheln, Niefsen wieder mit. Die verordneten Pulver aus ℞. *Tartar. tartar.* ℈j. *Pulv. rhei el. Flor. sulphur.* aa *gr.* xij. *Flaved. Cortic. aurant. gr.* xv. *M. f. pulv. D. in* xij *plo. S. Alle 2 Stunden ein Brieflein mit Wasser zu nehmen*, machten zwar Leibesöffnung, und führten vielen verfessenen Koth mit Erleichterung aus; allein die äufseren Umftände, in denen der Kranke lebte, waren der Heilart nicht günftig. Der Tod einer lieben Tochter, die das Nervenfieber wegraffte, eine beinahe tödtliche Krankheit des einzigen Sohns, der endlich nach mehreren Monaten genas, der leidige Krieg, und die damalige Laft der Einquartierungen, das oft fo rohe Betragen der Soldaten, verdrüfsliche Amtsgefchäfte, eine Krankheit feiner lieben Gattin, mit welcher er etliche und vierzig Jahre in einer vergnügten Ehe gelebt hatte, die sich im December mit dem Tod endigte — all dies Leiden in einem Zeitraum von 3 Monaten zufammengedrängt — wirkten äufserft nachtheilig auf feine Gefundheit, und fchlugen wie ein narcotifches Gift feine Lebenskraft nieder. Es war alfo kein Wunder, dafs diefer Winter den vorigen an Befchwerlichkeit noch übertraf, die Krankheitszufälle ftiegen, und der Kranke vom November bis Ausgang des Februars 98 bald mehr, bald weniger litt, und

ſelten einige Wochen ganz frei war. Auch erfolgte zu Anfang des Novembers und zwar das erſtemal ein ſchwarzes Erbrechen einer dicken, breiartigen Masse. Theils die obigen Pulver, theils eine Miſchung aus *Tinct. rhei aquos. Tartaris tartaris. Extr. gramin. tarax.* zuweilen um die Thätigkeit der Verdauungsorgane aufzureizen, mit *Extr. Quassiae* verſetzt, machten zwar Oeffnung, führten viele Infarcten ab, worauf der Schmerz in der Seite und das Speicheln nachlieſsen, und ſchafften oft auf einige Wochen, oft nur auf etliche Tage Ruhe. Pillen aus Ochſengalle, ſtinkendem Aſant und Rhabarber konnte der Kranke gar nicht leiden. Gegen den Schmerz in der Seite, der bisher gegen Abend und Nacht theils vor, theils nach dem Nachtessen gekommen war, nun aber auch Nachmittags, oft Mitternachts zu kommen und heftiger zu werden anfing, gebrauchte ich, und zwar wie es anfänglich ſchien, mit groſser Erleichterung, jenes von Herrn Bergrath Dr. *Buchholz* in Weimar gegen das Erbrechen der Schwangern in *Loders* Journ. 1 Band p. 352. empfohlene Mittel.

℞. *Magnes alb. optim.* ℥ij.
Salis tartar. essent. ℥ß.
Elaeos. citr. ℥j.
M. f. pulv. DS. Pulver, davon 1 Thee-

löffel voll in einer halben Theeschale Wasser aufzulösen, und während dem Brausen zu nehmen.

Allein die gute Wirkung dieses Mittels, das den Schmerz linderte, dauerte nicht lange. Nun lernte ich aber zu Ausgang des März, da der Schmerz vorzüglich heftig war, ein Mittel kennen, das dem Kranken unter allen bisher verordneten am besten bekam; es war dies die *Magnesia calcinata* mit *Semin. anisi* vermischt zu einem bis zwei Caffeelöffel voll gegeben. Diese Arzenei zauberte den Schmerz oft in einer Viertelstunde weg, es gingen Blähungen ab, die Leibesöffnung erfolgte von selbst, das Speicheln verlor sich, und die gesunkenen Kräfte hoben sich wieder. Der Kranke fühlte sich beinahe selig über die Wirkung dieses Mittels, denn so oft sich der Schmerz äusserte, und dies geschah oft täglich, oft alle 2 bis 3 Tage, so wurde er durch dasselbe und zwar schnell gehoben, und es erfolgte eine gute Nacht. Die gute Wirkung dieses Mittels währte so bis zu Ausgang des Aprils fort, nun wollte sich aber die Oeffnung wieder stocken, und nahm wieder eine schwärzere Farbe an. Dies bestimmte mich, acht Tage lang alle Morgen eine Gabe von einem Quentgen *Magnesia calcinata* mit einem Scrupel *Cremor tartari* mit *Selzerwasser* zu ver-

ordnen. Diese Arzenei, die Herr *Medicus* in seiner Geschichte periodischer Krankheiten p. 323. so sehr empfiehlt, führte eine unbeschreibliche Menge sogenannter schwarzgallichter Vergessenheiten und zwar mit ausserordentlicher Erleichterung des Kranken ab. Der Kranke trank nun anhaltend das Selzerwasser und zwar ziemlich stark fort, und nahm zur Stärkung seiner Verdauungsorgane das *Elixir stomachicum balsamicum temperatum Hofmanni* eine Stunde vor jedem Essen zu einem Löffel voll, machte sich hie und da Bewegung, und blieb den ganzen Sommer über von Schmerzen frei, hatte regelmässige Oeffnung und nahm zusehends an Kräften zu. Zwar regte sich hie und da, aber sehr selten, vorzüglich nach Diätsfehlern, der Schmerz ein wenig, aber die Magnesie verscheuchte ihn schleunig. Ruhig und fast ohne Schmerzen verfloss der Sommer und der Herbst. In der Mitte des Novembers aber fing das alte Leiden wieder an, der Schmerz in der linken Seite, das Speicheln, die Verstopfung stellten sich wieder ein, und der Schmerz war auch dies Jahr intensiv stärker worden. Dass die Lebensart sitzend war, dass bei schmerzloser Zeit vom Morgen bis in die Nacht gelesen, geschrieben, gerechnet wurde, dass nur äusserst selten sich der Kranke zu einer Bewe-

gung in freier Luft bereden liefs, darf ich kaum bemerken. Seine liebe Magnesie, die ihm so oft den Schmerz wie weggezaubert hatte, wollte nicht mehr helfen; ich verordnete ihm also: ℞. *Gummi ammoniac. acet. scillit. q. s. solut.* ʒiß. *Extr. gram.* ℥j. *Extr. chelid. major.* ʒiß. *Tartar. tartaris.* ʒvj. *Tinct. rhei aquos.* ▽*ae foenic.* *aa* ℥iij. *Syr. Cortic. aurant.* ℥j. *M. D. S. Alle 2 Stunden 2 Löffel voll zu nehmen.* Mit dieser Arzenei wurde bis zu Ausgang des Decembers anhaltend fortgefahren, und es erfolgten häufige breiartige, oft Dintenschwarze Ausleerungen, die den Kranken jedesmal erleichterten und aufheiterten, dabei war der Schmerz bald geringer, bald stärker, und verlor sich noch am meisten, wenn der Kranke sich auf die linke Seite im Bette legte. Oft wurde er durch das Auflegen eines lauen Breiumschlags aus Milch und Mehl schnell gehoben, oft wich er nicht, sondern verlor sich nur nach und nach. Der Anfang des Januars 1799, wie auch die Mitte desselben, waren gut, allein gegen das Ende dieses Monats äufserte sich bittres Aufstoßen, unreine Zunge, riechender Athem, wahrscheinliche Folgen von Indigestionen, die sich auf ein Brechmittel, das viel verdorbene, schleimichte und gallichte Saburra wegnahm, wieder verloren. Schlimm war der Monat Februar.

bruar, das Speicheln, der Schmerz an der Seite, die Verſtopfung hielten an, und alle dieſe Zufälle wurden offenbar intensiver. Zur Linderung beim Schmerzanfall verordnete ich den Mohnſaft, das Hyoſciamus-Extract, allein der Kranke nahm ſchlechterdings kein narcotiſches Mittel. Er gebrauchte ℞. *Extr. tarax.* ℥j. *Terr. foliat. tart.* ʒiß. *▽ae foenic.* ℥vj. *tinct. rhei aquos.* ℥iß. *Syr. Cortic. aurant.* ℥j. *M. D. S. Alle 2 Stunden 2 Löffel voll zu nehmen*, beinahe den ganzen Februar. War dieſer Monat ſchlimm und mit vielen Schmerzen verknüpft, ſo war es der März noch mehr. Der Schmerz im linken Hypochonder, der sich nun aber auch oft in den ganzen Unterleib verbreitete, kam nun nicht mehr allein des Abends und bei der Nacht, wie bisher, ſondern auch bei Tage, quälte oft den ganzen Tag durch den Kranken, und wüthete oft ſo fürchterlich, daſs man denſelben nicht ohne das innigſte Mitleiden anſehen konnte. Ich ſetzte nun, ohne es dem Kranken zu ſagen, den Mohnſaft ſeiner Arzenei bei, und zwar in folgender Miſchug. ℞. *Extr. tarax.* ℥j. *Extr. chelid. maj. Vini antim. Huxh.* āā ʒj. *Laud. liquid. Sydenh.* ʒß. *tinct. rhei aquos. ▽ae foenic.* āā ℥iv. *Syr. Cortic. aurant.* ℥j. *M. D. S. Alle 2 Stunden 2 Löffel voll zu nehmen.*, und lieſs täglich 2 bis 3 ſogenannte

Visceralclistiere aus folgenden Wurzeln und Kräutern lau geben, z B. ℞. *Rad. tarax. sapon. gramin. Hb. millefol.* aa ℥ij. *C. M. Ds. Species*, davon 1 starke Handvoll mit 1½ Schoppen Molken (*serum lactis*) eine ½ Stunde lang zu kochen, am Ende der Kochung einen Löffel voll geschnittene *rad. Valer. silv.* beizumischen, durchzuseihen, und mit 1 Löffel Honig vermischt als Clistier zu geben. Eine Stunde vor jedem Essen, oder vielmehr vor jeder Essenszeit, da die Eſsluſt beinahe ganz weg war, wurde ein Löffel voll des Hofmannschen Elixiers gegeben, da der Kranke ein aus *Felle taurino* und *Extr. gentian. rubr.* bestehendes nicht nehmen wollte. Es erfolgten bei dem Gebrauch dieser Mittel, welche den ganzen März und April (99) fortgesetzt wurden, und wobei ich zuweilen, wenn keine Ausleerungen erfolgen wollten, der Mixtur mit Weglassung des Antimonialweins den tartarisirten Weinstein zu ʒvj — ℥j beisetzte, täglich 2 bis 3 mal ein über alle Beschreibung häufiger, schwarzer, grauer, brauner Kothabgang oft mit dem fürchterlichsten Gestank in verschiedenen Formen, oft wie Wagenschmiere, oft wie Kuhfladen, oft wie Nüsse, oft wie Schafkoth figurirt, bald mit, bald ohne einige Erleichterung des Schmerzens, ja oft mit Vergröſserung desselben. Selten hatte der Schmerz

ſeit vielen Wochen den Kranken einige Tage und Nächte verſchont, der längſte Zeitraum der Schmerzabweſenheit war drei Nächte. Da ich den Abgang jenes zähen, wagenſchmierartigen, zuweilen mit Gefäſsen und Häuten vermiſchten Zeugs ſahe, verordnete ich, um den Abgang zu beſchleunigen, ℞. *Aloës hepatic. Calomel. resin. Jalap. aa* ʒj. *M. f. c. ess. rhab. aquos. pil. gr. ij. consp. pulv. cinnam. D. S. Alle* 3 *Stunden* 6—8 *Stück zu nehmen.* Es erfolgte *keine* Ausleerung, ich ſtieg bis auf 12 Stück, es kamen auſserordentlich viele Winde; *eine* Ausleerung, und der Schmerz war beinahe unausſtehlich; ich kehrte nun wieder zu obiger Mixtur zurück. Vorzüglich heftig war der Schmerz, dem jedesmal vermehrtes Räuſpern und Speicheln vorangeht, zu Anfang des Monats Mai mehrere Tage lang, wozu ein ſtarker Verdruſs nicht wenig beigetragen hatte, bis endlich den 5 Mai ein dem Holdermuſs (*Roob Sambuci*) in der Conſiſtenz ähnlicher ſchwarzer Stoff unter auſserordentlichem Brennen von der Milzgegend gegen den Magen hin ausgebrochen wurde, auf welches noch 2 Vomitus einer flüſsigen, essigſauren, den Hals und Mund beim Abgehen brennenden, ſchwarzbraunen Feuchtigkeit zu etlichen Pfunden erfolgten. Durch dieſes Erbrechen, durch das langwierige Wachen, den

anhaltenden Schmerz, die mangelnde Eſslust u. ſ. w. hatten nun die Kräfte beträchtlich nothgelitten, ich verordnete deswegen folgendes Decoct. ℞. *Cortic. peruv. reg.* ℥j. *c. s. q.* ▽. *c. per* ½ *hor. Col.* ℥iv. *adde tartar. tartar.* ʒvj. *tinct. rhei aquos.* ℥iij. *Extr. tarax.* ʒvj. *cent. min.* ʒij. *Elixir stomach. bals. temper. Hofm. Syr. Cortic. aurant.* āā ℥j. *M. d. s. Alle 2 Stunden 2 Löffel voll zu nehmen.* Allein diese Arzenei bekam dem Kranken nicht gut, es erfolgten Schmerzen im Unterleibe, Aufſtoſsen, und trotz der Cliſtiere wollte keine Oeffnung erfolgen. Ich ſetzte nun das Decoct bei Seite und lieſs die Viſceralcliſtiere fortgeben, es erfolgten kohlſchwarze, kothige, auſserordentlich ſtinkende Ausleerungen, der Schmerz ſtellte sich wieder ein, es zeigten sich häufige Borborygmen und Aufſtoſsen. Die Mixtur aus *Extr. taraxac.* ℥j. *chelidonii major.* ʒiß. *Laud. liquid. Sydenh.* ʒß. *tartar. tartaris* ℥j. *tinct. rhei aquos.* ▽*ae foenic.* āā ℥iv. *Syr. cort. aurant.* ℥j. wurde nun wieder gebraucht, die vom Herrn Professor Ploucquet, der die Gütigkeit hatte, mich mit ſeinem Rath zu unterſtützen, verordneten Cliſtiere, aus: ℞. *Cremor tartar.* ʒv. *Borac.* ʒj. *m. terend. solv. in Dec. rad. alth. ex* ℥iß. *parat.* ℥xij. *adde Liquor. anod. min. Hofm* ʒij. *M. d. s. Clistier, davon die Hälfte Vormittags, die Hälfte*

Nachmittags zu geben: gegeben, im Schmerzanfall das *extr. nucis vomicae* verordnet, aber nicht genommen, und ein Breiumschlag aus Milch, Mehl, Hyoscіamus und Safran lau auf den Bauch gelegt.

Es gingen von Tag zu Tag in einer ausserordentlichen Menge Versessenheiten aller Art ab, der Kranke brach vom 9 bis 24 Mai ungefähr 8 mal einen schwarzen, dem Holdermuss ähnlichen, bald dickern, bald flüssigern sauren Stoff aus, und der Schmerz schien sich zu mildern. Am 25 Mai brach sich der Kranke 14 mal, wobei wenigstens drei Maas des so eben beschriebenen Stoffs weggebrochen wurden. Nun lag derselbe, einem Entseelten gleich, mit schwachem, zitterndem Pulse, kalten Händen da, ich verordnete: ℞. *extr. cortic. peruv.* ʒiß. *tinct. cinnamom.* ʒiij. *syrup. cinnam.* ℥j. ▽*ae cinnam. cydoniat.* ℥iß. *menth. crisp.* ℥ij. *M. d. s. Alle Stunden* 1 *Löffel voll zu nehmen.* Des Nachts (25 Mai) stand der Kranke auf, um sich das Bette machen zu lassen, er wollte allein laufen, allein es erfolgte eine Ohnmacht, aus der er durch das Wehklagen der Umstehenden und durch das Eingiessen eines Löffels von der eben genannten analeptischen Arzenei wieder erweckt wurde. Vom 25—27 Mai wurde die analeptische Arzenei fortgebraucht, und die ausserordentliche

Schwäche, über die der Kranke klagte, verlor sich ein wenig: ich verordnete deswegen d. 27 Mai, theils um die Kräfte zu unterstützen, theils den Schmerz, der sich wieder wiewohl gelinder einstellte, zu heben, theils aber auch, da aufs neue abscheulich riechende Infarctus abgingen, folgendes: ℞: *extr. cortic. peruv. extr. millefol.* aa ʒij. *solv. in satur. Dec. rad. tarax. ex* ℥ij. *parat.* ℥vj. *adde tinct. rhei aquos. tartar. tartar.* aa ℥j. *Laudan. liquid. Sydenh.* ʒj. *Syr. cort. aurant.* ℥j. *M. d. s. Alle Stunden 1 Löffel voll mit einer Schale Pomeranzenblätterthee zu nehmen*, und liess dabei die vom Herrn Prof. *Ploucquet* verordneten Clistiere anwenden. Es erfolgten noch einige schwarze kothige Ausleerungen, und der Kranke brach sich vom 27 bis 31 Mai noch 2mal, der durch das Erbrechen ausgeworfene Stoff war aber nicht mehr schwärz, sondern gelb und sauer.

Nun setzte ich die innerlichen Arzeneien auf die Seite, um den fernern Verlauf zu beobachten, und nur hie und da wurde ein Visceralclistier gegeben. Nach dem letzten Erbrechen vom 31 Mai bemerkte ich, dass die seit 3 bis 4 Monaten beinahe ganz erloschene Esslust sich zu regen anfing: ich verordnete deswegen den 5 Junius ℞. *elixir. stomach. bals. temp. Hofm.* ℥iij. *Fellis taurini insp.*

extr. cortic. peruv. aa ℥ij. M. d. s. Vor jedem Essen 1 Löffel voll zu nehmen, und hatte das unausſprechliche Vergnügen zu ſehen, daſs der Schmerz wegblieb, die Eſsluſt von Tage zu Tage ſtärker wurde, ein ruhiger Schlaf bei Nacht sich einſtellte, die Kräfte zunahmen, die Ausleerungen von ſelbſt erfolgten, und kein Reiz zum Erbrechen, vielweniger Erbrechen ſelbſt sich mehr einſtellten, kurz, daſs der Kranke in den Wiedergeneſungs-Zuſtand eintrat.

Das Elixier, und wenn sich hie und da die Oeffnung ſtocken wollte, ein Viſceralclitier, wurde nun, mit Weglassung der Rinde, den Junius, Julius und Auguſt fortgebraucht, die Kräfte nahmen immer mehr zu, ſo daſs der Wiedergeneſende Reiſen von einigen Stunden zu Pferde machen konnte, das Speicheln, die Verſtopfung waren weg, und der Schmerz in der linken Seite war beinahe ganz verschwunden, doch zeigte er sich zuweilen, aber selten, wiewohl auſserordentlich gering. Hie und da wurde zwar ein Diätfehler mit Aal, gebackenen Fiſchen und dergleichen gemacht, der ein Abführungsmittel heiſchte; allein die Sache war bald wieder in der Ordnung. Trotz der guten Eſsluſt aber wollten doch die Kräfte nicht ganz kommen, und was mir nie recht gefallen wollte, der Wiedergeneſende nahm

am Körper nicht zu c). Es that ihm wohl, wenn er nicht verhindert wurde, Nachmittags gegen 3 bis 4 Uhr einige Stunden sich aufs Bette zu legen. So währte es bis in die Mitte des Septembers, wo er Abends nach einem Spazierritt über Schmerzen in der linken Seite klagte, und einen sauren Stoff ausbrach, der aber nicht widernatürlich aussah. Ich verordnete ihm ein Pulver aus Magnesie, Rhabarber, Fenchelsamen und dem Birkmannschen Pulver, alle 3 Stunden zu einem Caffeelöffel voll. Er konnte die folgenden Tage auf seyn, legte sich zwar Nachmittags zu Bette, klagte aber zu Ausgange des Septembers über gröfsere Schmerzen im linken Hypochonder, wurde matter und die Efslust verminderte sich. Ich verordnete ihm folgende Mixtur. ℞. *extr. tarax.* ℥iß. *chelid. major.* ʒij. *Laud. liquid. Sydenh.* ʒj *tartar. tartar.* ℥iß. *Syr. cortic. aurant.* ℥j. *Vae foenic.* ℥viij. *M. d. s. Alle 2 Stunden 2 Löffel voll zu nehmen*, und das Hoffmansche Elixir eine Stunde vor jeder Efsenszeit zu einem Löffel voll. Der Kranke stand nun nimmer auf. Es gingen Verfessenheiten von Schleimmassen ab, wie Heringsmilchling, wie Vogeleingeweide, einmal eine

c) *Hippocrates* Werke 1 B. p. 241. »Es ist böse, wenn einer, der nach einer Krankheit einen guten Appetit hat, am Körper nicht zunimmt.«

Haut von einem Schuh lang, und in den ersten Tagen des Octobers erfolgte ungefähr 4mal ein Erbrechen von einer braunen Farbe, und der Kranke fing an zu ſpeicheln, als ob er ſaliviren wollte. Den 9. 10. 11. 14. 18. October erfolgte jedesmal ein ſchwarzbraunes, bald mehr, bald weniger ſauer riechendes Erbrechen, oft ſchwarz, oft eiſenfarbig, oft mit ſchwarzen Körnern, die sich wie Brei zerdrükken lieſsen, vermiſcht, und einigemale ſo zähe, daſs es beinahe nicht aus dem Gefäſse gebracht werden konnte. Nun verlor sich die Eſsluſt ganz, und es erfolgte beinahe täglich ein oft zweimaliges Erbrechen von ſchwarzer Farbe zu etlichen Pfunden. Den 23 October verordnete Herr Prof. *Ploucquet* neben den Viſceralcliſtieren folgende Pillen: ℞. *Aloes succotr. 3ß. Opii lot. ℈ß. M. f. pil. gr. ij. DS. Morgens und Abends 2 Stück.* Unerachtet täglich 1 bis 2 Cliſtiere gegeben wurden, ſo erfolgte vom 21 — 27 October keine Oeffnung, bis endlich auf ein reizendes Cliſtier aus einem Aufguſs von Senneblättern und Glauberſalz mit etwas Mohnſaft eine ſtarke kothige Ausleerung sich einſtellte.

Der Kranke wurde nun von Tage zu Tage ſchwächer, magerer, ſchwarzblasser, und brach sich beinahe täglich oft ein bis zweimal, vorzüglich heftig aber den 28 October,

ganz schuldlos seyn mochte. Aus beiden Quellen mag jener schwarze Stoff, eigentlich eine Mischung aus Galle und Blut, jedoch von beiden in gestörter chemischer Mischung, gekommen seyn. Das schon in der Milz entmischte Blut konnte es auf einen so hohen Grad seyn, dass die Assimilations- und Secretionskraft der Leber es nicht mehr vollständig bearbeiten und zu Galle umschaffen konnte.

V.

Merkwürdige
Verunſtaltung der Gliedmaſsen
aus gichtiſchen Urſachen;
ſammt einigen Bemerkungen über das Weſentliche der Gicht und verwandter Krankheiten.

Mit einem Kupfer.

J. F. F., ein Bauer von ungefähr 54—55 Jahren, aus dem am Fuſs des Speſsarts gelegenen gräflich Erbach-Erbachiſchen Amte Wildenſtein, hatte bis in ſein vierzigſtes Jahr eine vollkommene Geſundheit genossen, und kann sich, wie er versichert, auſser den gewöhnlichen Kinder-Krankheiten, die er aber ſchon in ſeiner früheſten Jugend glücklich überſtanden, kaum eines unbedeutenden Uebelbefindens entsinnen. An ein arbeitſames und thätiges Leben gewöhnt, hatte er durch die damit verbundene Uebung aller Kräfte, einen hohen Grad von Körperſtärke erlangt, und

Dem ungeachtet verrichtete er ſeine vorigen Geſchäfte, ohne sich durch die, wegen der vorhandenen Steifheit der Glieder nunmehr erforderliche gröſsere Anſtrengung bei jeder Arbeit nur im geringſten zur Schonung ſeiner Kräfte beſtimmen zu lassen, und ohne auch nur in ſeiner bisherigen Diät eine Veränderung zu treffen, nach wie vor in jenen feuchten Gegenden fort; wobei er, wie leicht zu denken, oft in ſehr heftigen Schweiſs gerieth, und eben ſo oft von Winden und Regengüssen wieder abgekühlt wurde. Sein Uebel ſchien sich indessen bei dieſer Lebensweiſe nicht ſonderlich zu vermehren. Die einzige Unbequemlichkeit, die sich noch dazu geſellte, war eine etwas geſtörte und unvollkommene Verdauung, wobei zugleich die Kräfte, doch nur ſehr wenig, vermindert wurden. Beſonders litt er jetzt oft an Hartleibigkeit und Verſtopfung, wodurch er sich endlich, nachdem er sich ungefähr 1½ Jahre ohne Medizin durchgeholfen hatte, bewogen fand, ſeine Zuflucht zu einem Landbader zu nehmen. Von dieſem erhielt er nun, wohl vorzüglich nur gegen die hartnäckige Leibesverſtopfung, ein kräftiges Purgans, das die Absicht, ihm Oeffnung durch den Stuhlgang zu verſchaffen, zwar nicht verfehlte, zugleich aber auch eine andere, keinesweges vortheilhafte, Veränderung

in

in ſeinem bisherigen Befinden hervorbrachte. Die bis dahin vorhandene Steifheit und Kälte der Glieder lieſs nehmlich darauf plötzlich nach; ſtatt deren aber traten nunmehr die heftigſten Schmerzen und Krämpfe in den Eingeweiden des Unterleibes ein, die, mit wechſelsweiſe bald verſtopftem, bald offenem Leibe, mit einem gänzlichen Verluſt des Appetits, heftigem Durſt, einem öfteren Erbrechen ſehr ſauer riechender und ſchmeckender Stoffe, auch vorübergehenden Fingerbewegungen verbunden waren, und ihn mehrere Wochen lang bettlägerich machten. Die meiſten, von einem geſchickten Arzte dagegen verordneten Mittel ſchienen ohne ſonderliche Wirkung zu ſeyn, und wurden von dem ungeduldigen Kranken ſchon wieder ausgeſetzt, als sich plötzlich alle Leiden des Unterleibes, ohne einen beſonders in die Augen fallenden Anlaſs, mit der Entſtehung eines äuſserſt heftigen Schmerzes im linken Kniegelenke, welches zu gleicher Zeit ſtark aufſchwoll und unbeweglich wurde, in kurzer Friſt gänzlich endigte. Mit zunehmender Geſchwulſt des Knies legte sich auch in dieſem allmählig der Schmerz und wanderte ins rechte, welches, wie das linke, anſchwoll; doch länger als dieſes eine, wiewohl beträchtlich verminderte, Beweglichkeit behielt. Von da zog sich der Schmerz

in die beiden Fuſsgelenke, wobei nicht nur die untern Extremitäten, der beiden Röhrenknochen des Unterſchenkels, ſondern auch alle *ossa tarsi* und *metatarsi* und die meiſten Gelenke der Zehen beträchtlich anzuſchwellen und ihre natürliche Lage zu verändern anfingen. Faſt zu gleicher Zeit mit dieſen wurden auch beide Hände und das rechte Schultergelenk ſchmerzhaft; doch war die Geſchwulſt an dieſen Theilen nur gering, und die Störung ihrer Functionen unbeträchtlich.

Alle dieſe Veränderungen erfolgten in einem Zeitraume von 6—8 Monaten, binnen welchem sich das übrige Befinden des Kranken vollkommen besserte, der Appetit und die Verdauung wieder in ihr natürliches Verhältniſs eintraten und der Kranke, ungeachtet der Steifheit ſeiner untern Gliedmaſsen, beſonders aber des linken Knies, wieder verſchiedene leichte Geſchäfte verrichten konnte. Die Schmerzen in den Gelenken lieſsen nun auch allmählig gänzlich nach, und wurden nur noch zuweilen durch ſtürmiſche Tage, oder durch eine beträchtliche Bettwärme wieder hervorgerufen; (daher sich der Kranke, um der zuletzt erwähnten Urſache zu begegnen, ſelbſt bei der heftigſten Winterkälte, blos mit einem einfachen, leinenen Tuche zu bedecken pflegte). Die Geſchwulſt aber nahm dennoch im-

mer etwas zu und die linke Hand fing, während des Winters, ohne sonderliche Schmerzen, gleichfalls etwas zu schwellen an. In dem darauf folgenden Sommer liefs sich der Kranke bereden, einen Versuch mit dem äusserlichen Gebrauch der Wisbader Schwefelquellen zu machen, der auch wirklich von so glücklichem Effect war, dass er, nachdem er kaum 14 Tage gebadet hatte, fast alle Glieder wieder frei bewegen konnte, mit Ausnahme des zuerst erkrankten linken Knies, welches an der Genesung des übrigen Körpers keinen Theil zu nehmen schien. In der Meinung, dass er nun genug gebadet habe, und dass sich alles übrige zu Hause schon von selbst geben werde, verliefs er, gegen den Willen seines Arztes, den Badeort, und fing, ohne weitere Rücksicht auf den Zustand seiner Kräfte und seiner Gesundheit, die vorige unordentliche und angestrengte Lebensweise, soweit es die Unbehülflichkeit des steifen Fusses gestatten wollte, wieder an. Der Erfolg war, dass, ehe ein halbes Jahr verging, sich abermals heftige Schmerzen im Unterleibe einstellten, und, wie das erstemal, mit Schmerzen und Geschwulst des Knies, (diessmal des rechten) endigten, nur mit dem Unterschiede, dass sie jetzt in verschiedenen ruhigen Zwischenzeiten wiederkehrten und wech-

selsweise bald in diesem, bald in jenem Gelenke Schmerz, Geschwulst und Unbeweglichkeit zurückliessen.

Nach Verlauf eines Jahres, in welcher Zeit er jede medizinische Hülfe aus Vorurtheil hartnäckig von sich wies, war er des Gebrauchs fast aller Glieder, mit Ausnahme beider Vorderarme, die im Ellenbogengelenk ihre Beweglichkeit beibehielten, gänzlich beraubt und überhaupt fast ganz in dem Zustande, in welchem ich ihn jetzt, nach einem bereits zwölfjährigen Krankenlager, zeichnen liess.

Die wichtigsten Verschiedenheiten zwischen seinem jetzigen und damaligen Zustande bestehen theils *in dem völligen Nachlass aller Schmerzen*, der, sobald die meisten Gelenke angeschwollen waren, und alle Beweglichkeit verloren hatten, erfolgte; theils aber in der, durch zunehmende Geschwulst der Gelenke, die zugleich fast ohne Ausnahme durch in die Gelenkhöhlen abgesetzte Knochenmasse luxirt sind, *immer höher gestiegenen Deformität aller Gliedmassen.*

Sehr instructiv scheint mir hierbei die genaue Beobachtung der verschiedenen Abstufungen zwischen den früher erfolgten Luxationen, wo der leere Zwischenraum zwischen den weit von einander abstehenden, unge-

heuer angeschwollenen und mit fühlbaren Auswüchsen besetzten Knochenenden gänzlich mit Knochensubstanz erfüllt, und dadurch das Gelenk zu *einer* unförmlichen festen Masse verwachsen ist; und den erst später entstandnen Verrückungen, die alle bei einer geringern Geschwulst und Verbildung der Gelenkflächen, mehr oder weniger einfachen, gewaltsam bewirkten Verrenkungen gleichen.

Auf der höchsten Stufe bemerken wir die erwähnte Verunstaltung an den beiden Knieen und Fusswurzeln. Durch deren unförmliche Ausdehnung der Fuss selbst nur aus zwei, mittelst eines dünnen Zwischentheils verbundenen, Klumpen zu bestehen scheint *).

Nächst diesem sind die *ossa carpi* und *tarsi* durch Geschwulst und höchst wahrscheinlich auch durch Ausfüllung ihrer Zwischenräume, insgesamt zu einem festen Körper verschmolzen, an dem man durch die dicke, gleichsam incrustirte Haut, ausser einigen knotenförmigen Hervorragungen, keine besondern Theile mehr unterscheiden kann.

Auf einer mittleren Stufe der Verbildung steht das rechte Schultergelenk. Der Kopf des Oberarmknochens ist daselbst, ohne in seiner Gestalt verändert oder in seinem Vo-

*) Man sehe die beigefügte Kupfertafel.

lumen vergrössert zu seyn, durch die Ausfüllung der Gelenkfläche des Schulterblatts nach unten ausgewichen und dadurch der rechte Oberarm, vom obern Rande der Gelenkfläche des Schulterblatts bis zur Spitze des Ellenbogengelenks gemessen, um 1 Zoll länger, als der linke geworden. Die an diesem Gelenk noch nicht ganz aufgehobene Bewegung ist mit einem sehr vernehmlichen dumpfen Geräusch verknüpft *).

Noch einfacher, und ohne alle wahrnehmbare Zerstörung der Form der Gelenkenden selbst, ist die am spätsten entstandene Verrenkung des mittlern Gliedes des Zeigefingers der linken Hand, wo man die beiden Erhabenheiten des, nach dem Rücken der Hand zu ausgewichenen, rollenförmigen Köpfchens der untern Extremität des ersten Glieds, von den daselbst durch den Druck verdünnten Integumenten bedeckt, als zwei kleine Hügel deutlich unterscheiden kann **).

Die Beschaffenheit der übrigen Fingergelenke ist wegen der starken Geschwulst dieser

*) Eine ziemlich reichhaltige Zusammenstellung ähnlicher Falle von geräuschvoller Bewegung der Gelenke, nebst scharfsinnigen Ideen über die verschiednen Ursachen derselben, finde ich in *Joh. Casim. Hert Diss. med. inaug. de crepitu ossium. Giessae* 1704.

**) Man sehe die Kupfertafel *Tab. II. Fig.* 2.

Theile nicht so leicht zu entdecken; doch findet man bei einer genaueren Untersuchung sie alle mehr oder weniger verrenkt, durch Excreszenzen verunstaltet und agkylotisch.

Die monströse Bildung der Nägel, an den Fingern sowohl, als an den Zähen, vollendet endlich die bereits entworfnen Züge der höchsten Deformität. Sie sind nehmlich sämtlich über einen Zoll lang, dick, hornartig, mit tiefen Längsfurchen und schuppenförmigen Querschichten bezeichnet, nach vorne mit ihren beiden Rändern einwärts gerollt und dadurch gespitzt, zugleich aber, wie Thierklauen, nach der Handfläche zu gekrümmt. Ihre innere Textur ist locker, knorpelartig und gleichsam fleischig. Sie müssen mit starken Blutgefäßsen und Nerven versehen seyn, da sie bei der geringsten Verletzung bluten und heftig schmerzen. An den Fingern ist diese Deformität um vieles beträchtlicher, als an den Zähen.

Eine zweite, neben den bisher erwähnten Deformitäten durch disproportionirliche *Vermehrung* der Knochensubstanz an einigen Stellen nicht unwichtige, Erscheinung finde ich in der, sehr in die Augen fallenden, Krümmung der Knochen des Unterschenkels, sowohl des rechten, als des linken Fusses, und in der verhältnissmäsig sehr beträchtlichen Verkürzung des linken Oberschenkels; eine

Deformität, die, da der Kranke, nach der Ausſage aller ſeiner Zeitgenossen, in geſunden Tagen vollkommen proportionirt gebildet war, ohne ehemalige Erweichung ſelbſt des härteren Körpers des Schenkelbeins und der beiden Knochen des Unterfuſses, wohl ſchwerlich entſtehen konnte. In dieſer Vermuthung finde ich mich noch durch eine genauere Prüfung des verkürzten Oberſchenkels beſtärkt. Das Hüftgelenk iſt nehmlich, eine kaum merkliche Geſchwulſt abgerechnet, völlig natürlich gebildet und auch noch einiger Bewegung fähig, die aber freilich durch die Schwere der untern Extremität ſehr geſtört wird. Die erwähnte Verkürzung kann alſo nicht in einer, in Anhäufung von Knochenſubſtanz begründeten Ausweichung des Schenkelkopfs, und eben ſo wenig auch in einer Aufzehrung des Kopfs und Halſes dieſes Knochens geſucht werden; dagegen bemerkt man, weil die Muskeln des Schenkels, ſo wie überhaupt alle Muskeln der Extremitäten, ſehr dünn und beinahe verzehrt sind — an dem walzenförmigen Körper des Schenkelknochens nach unten zu eine ziemliche ſtarke Beugung nach innen und hinten, weiter oben aber, nahe unter dem Halſe des Knochens, eine kleinere nach innen, in welcher Gegend ich auch einige Unebenheiten zu fühlen glaube. Sollte es alſo wohl noch

einem Zweifel unterworfen seyn, daſs hier wirklich, neben der örtlichen monströsen Vergröſserung, zugleich auch noch eine, ebenfalls örtliche, Aufzehrung der Knochen angenommen werden müsse?

Die Haut aller, auf diese Weise verunstalteten, Theile ist verdickt, runzlich, rauh, dicht mit weiſslichen Schuppen, die sich stellenweise zu einer wahren Knochenrinde anhäufen, bedeckt, dabei kalt und völlig gefühllos. Die gröſste Dicke hat sie an den Knien und Füſsen, wo sich auch, vorzüglich in den dort befindlichen tiefen Furchen, die kalkartige Masse am stärksten ansetzt. Die Füſse selbst sind ödematös und haben mehrere Oeffnungen, durch welche beständig das angehäufte, sehr scharf und sauer riechende Serum abflieſst. Auch an den oberen Extremitäten, wo jedoch die Haut weniger verhärtet und verdickt ist, vorzüglich aber im Gesicht, zwischen den Augenbraunen und an dem sehr stark und kraus behaarten Kinn, findet man einen dichten Ueberzug von feinen, weiſsen Schüppchen, die sich leicht abreiben lassen und eine röthliche, zarte, etwas feuchte Stelle zurücklassen, nach wenigen Tagen aber wieder durch neue ersetzt werden.

Die grauen Haupthaare sind sehr kraus und haben ein eignes, trocknes und abgestor-

benes Ansehen. Sie sind, während des ganzen Verlaufs der über 12 Jahre (vom 2ten Anfall an gerechnet) dauernden Krankheit nur wenig oder gar nicht gewachsen. Beim Anfühlen zeigen sie sich spröde und rauh; das geringste Anziehen derselben verursacht eine unangenehme Empfindung, die sich über das ganze Hinterhaupt verbreitet und den Rücken hinabzuziehen scheint.

Ausser den erwähnten Fehlern der organischen Bildung und ihrer natürlichen Folge, der Störung der Bewegungsfähigkeit der so verbildeten Theile, sind beinahe alle übrige Functionen in ihrem organisch-zweckmässigen Zustande. *Der Puls* ist langsam, ziemlich voll und hart. Bei jeder Diastole scheint sich die Arterie nicht blos unter dem fühlenden Finger, sondern mit einer gewissen Steifheit noch eine ansehnliche Strecke aufwärts, oberhalb der berührten Stelle, zu erheben. An den beiden Handwurzeln, so wie an den Knien und Füssen, lässt sich, wegen der starken Geschwulst, selbst mit der grössten Aufmerksamkeit kein Pulsschlag unterscheiden. Sollte vielleicht die Arterie an diesen Stellen schon verknöchert seyn? Die Todenkälte dieser Theile scheint eine solche Vermuthung zu begünstigen.

Die oben angegebene Beschaffenheit des

Pulses bezieht sich also auf die Ellenbogen- und Schläfe-Arterie, die mir noch allein zu meinen Untersuchungen übrig blieben *).

Die Respiration ist ziemlich frei, nur etwas kurz, da die völlige Erweiterung des Thorax durch vermehrte Rigidität der Rippenknorpel etwas erschwert zu seyn scheint. Die Stimme ist heiser. Jeden Morgen wird etwas weisslicher zäher Schleim ausgeworfen, der da, wo er auf dem Boden vertrocknet, weisse Flecken zurückläfst.

Der Appetit ist ziemlich gut, so weit dies nehmlich bei einem solchen völlig bewegungslosen Zustande seyn kann. Die Verdauung war, nachdem alle Schmerzen im Unterleibe nachgelassen haben, im natürlichen Zustande; doch erfolgen die Ausleerungen des Stuhlgangs gewöhnlich nur über den zweiten oder dritten Tag, woran aber die beständige Ruhe des Körpers vorzüglich Ursache seyn mag. Der Urin geht selten und in geringer Menge ab. Er ist gewöhnlich trübe, wenig gefärbt und läfst, sehr bald nachdem er ausgeleert worden, einen lockern, weisslichen Bodensatz fal-

*) Die *Arteria carotis* scheint mir, sowohl wegen ihrer Gröfse, als wegen der Menge locker über ihr liegender Theile, weniger bestimmte Resultate zu geben, und daher zur Untersuchung des Pulses minder geschickt zu seyn.

Krankheit ſelbſt nichts weiter, als ein hoher Grad von Gicht ſey, ſcheint mir aus der ganzen Darſtellung unmittelbar klar zu ſeyn. Inſofern ſcheint mir auch jede genauere Beleuchtung der erwähnten Zufälle völlig überflüſsig. Die Hauptmomente, welche nun, meines Erachtens, noch einige beſondere Aufmerkſamkeit verdienen, wären demnach:

1. Die nächſte erregende Urſache, die, wie ſchon erwähnt worden, in einem heftigen, gewaltſam unterdrückten Gemüthsaffect beſtand.

2. Die Geſchwindigkeit, mit welcher das Uebel, nachdem es einmal ausgebrochen war, um sich griff, und, was bei einer gewöhnlichen Gicht wenigſtens nicht ſo ſchnell zu erfolgen pflegt, ſogleich allenthalben die organiſche Textur und Structur zu zerſtören anfing.

3. Die Wirkung, welche die dabei wirkſame Krankheitsmaterie nicht nur auf die *Enden*, ſondern auch auf die feſteren *Körper* der Knochen ausgeübt zu haben ſcheint, indem dieſe deutliche Spuren einer ehemaligen Erweichung an sich tragen.

Betrachten wir die Erſcheinungen des kranken menſchlichen Organiſmus, welche man mit dem Namen der Gicht zu bezeichnen pflegt, *als Wirkungen des aufgehobenen Gleich-*

ewichts des lymphatischen Systems, vorzüg-ch desjenigen Theils desselben, der zur Er-ährung, d. i. zur Unterhaltung des fortdau-enden Wechsels der ab- und zutretenden rundstoffe der Knochen, bestimmt ist, da-ei aber keineswegs die Rolle eines blos me-ianischen Leiters spielt, sondern vielmehr urch eine bestimmte Einwirkung auf die, in inen Kanälen enthaltenen, Stoffe diese selbst och weiter modificirt und zur Aehnlichkeit it den nächsten Bestandtheilen desjenigen 'heils, zu dessen innerer Organisation es ge-ört, assimilirt: so dürften wir weniger abge-eigt seyn, jener heftigen Erschütterung durch ie aufgeregte Leidenschaft, verbunden mit er ihr gewaltsam entgegen kämpfenden See-nthätigkeit, die wichtige Rolle, die sie bei er Entstehung gedachter Krankheit gespielt ı haben scheint, selbst vor dem Forum einer rengen ätiologischen Prüfung einzuräumen *).

*) *van Swieten (Comment. in Boerh. aph. Tom. IV.* §. 1258.). zählt heftige Gemüthsaffecten nicht nur unter die prädisponirenden, sondern auch unter die erregenden Ursachen der Gicht. Ebendaselbst führt er auch Beispiele an, wo Menschen durch heftige Freude von ihrer langwierigen Gicht schnell befreit wurden. Sollte nicht dadurch allein die Möglich-keit einer umgekehrten Wirkung, besonders von entgegengesetzten Leidenschaften, schon erwiesen seyn?

Ich denke mir die ganze Folge der aufgezählten anomalischen Veränderungen so: Die starke, und wegen der sich gegenseitig widerstreitenden Richtung des Begehrungsvermögens und des Willens an sich schon disharmonische Erregung des Seelenorgans theilte sich durch den sympathischen und herumschweifenden Nerven zunächst den Nervengeflechten des Unterleibes, und erst durch die Verbindungen dieser und der Rückenmarksnerven den Extremitäten mit. Jene, sogleich nach gehabtem Aerger wahrgenommene, Steifheit und Unbiegsamkeit des Rückgrats, die erst nach Verlauf einiger Stunden in die Extremitäten überging, scheint für das Selbstgefühl den Gang der anomalischen Erregung, oder richtiger, die gleichzeitig mit der Erregung eintretende Störung des Gleichgewichts in dem übrigen Organismus, bezeichnet zu haben.

Da nun jede Erregung zugleich die organische Masse verändert, Veränderung des animalisch-chemischen Processes aber nur allein durch Vermittelung der Thätigkeit des lymphatischen Systems möglich ist: so läfst sich die Wirkung der erwähnten ersten krankhaften Einwirkung hier auch als eine *anomalisch veränderte Erregung des Systems der lymphatischen Gefäfse* denken, die bei jeder

rei-

inen Erregung, d. i. einer solchen, wo die regende Ursache nicht selbst schon in ihrer inwirkung unmittelbar auf Veränderung der rganischen Materie wirkt, sich zu der ursrünglichen Action der Nerven wie die Marie zur Kraft zu verhalten, und die Thätigeit der ersteren sinnlich darzustellen scheien *).

Die nächste Wirkung der ersten Krankeitsursache wäre demnach in diesem Fall:

*) *Boerhave*, und nach ihm *van Swieten* (*Comm. Tom. IV.* §. 1262.) nehmen hypothetisch an: »die nächste Ursache der Gicht liege in den feinsten, mit »den Nerven in Verbindung stehenden Gefäßen und »der in den Nervenscheiden enthaltenen Feuchtig»keit« In dieser Hypothese scheint mir die angegebene Idee des Uebergangs der einfachen erregenden Einwirkung in einen organisch-plastischen Procefs, in dem Puncte, wo die Nerven sich mit den feinsten lymphatischen Gefäßen am innigsten verbinden, wiewohl etwas zu materiell ausgedrückt, enthalten zu seyn. Eine Hauptansicht — *die örtliche Störung des Gleichgewichts zwischen den beiden, in Wechselwirkung stehenden, Extremen des lymphatischen Systems* — hat aber *van Swieten* hiebei übergangen oder doch weniger beachtet, als sie verdient hätte. Eben auf dieser Störung des Gleichgewichts im lymphatischen System, und der verschiedenen Richtung derselben, beruht, wie ich glaube, nicht nur der *wesentliche Character der Gicht*, sondern auch der *wichtigste Moment* einer *reellen Unterscheidung* zwischen *Gicht* und *Rheumatismus*.

allgemeine starke Erregung des lymphatischen Systems und dadurch bewirkte Störung des Gleichgewichts zwischen den Functionen derselben und den Functionen der übrigen Systeme des Organismus. Die Folge davon: *unvollkommen organisch-chemischer Process* — Schwächung des Ganzen, und Erschwerung aller Actionen durch diese Schwächung. Für das Gemeingefühl wäre, in gegenwärtigem Fall, diese Anomalie durch die Mattigkeit und Ungelenkigkeit, die der Kranke während der erträglichen Zwischenzeit von dem ersten Eintritt seiner Krankheit an bis zu der gänzlichen Veränderung der Form derselben nach dem genommenen Purgans klagte, dargestellt. In dieser Periode war noch kein Schmerz vorhanden; weil das System im Ganzen gleichförmig litt, jede Störung der Thätigkeit eines ganzen Systems aber, vermöge der organisch zweckmäſsigen Wechselwirkung seiner Glieder, nie bis auf denjenigen hohen Grad von Desorganisation herabsinkt, der beim *örtlichen* Zusammenwirken mehrerer verschiedenen Systeme Statt finden, und durch Druck oder Spannung der Nerven ein peinigendes Theilgefühl erregen kann. Wohl aber wurde hier durch die Unvollkommenheit des Nutritionsgeschäfts aus den, nach wie vor genossenen, rohen Nahrungsmitteln ein nicht gehörig ani-

alisirter Nahrungsstoff bereitet, der nicht
ur durch seinen Reiz die schon vorhandene
nomalie der Erregung unterhalten half, son-
ern auch die organische Masse selbst durch
hlerhafte Mischung ihrer Bestandtheile zu
ünftigen widernatürlichen Zersetzungen und
indungen der Stoffe vorbereitete. Die Zu-
ahme dieses Uebels verrieth sich bald durch
hlechte Verdauung und Leibesverstopfung —
ine Folge der von dem Reis des scharfen
ilchsaftes beschleunigten Darmeinsaugung und
er durch Verschleimung und Zähheit der
äfte gestörten Exhalation der nöthigen Feuch-
gkeit in die Höhlen der Gedärme, wozu sich
ielleich auch noch eine fehlerhafte Gallense-
retion gesellen mochte.

Das in diesem Zeitpunct genommene Pur-
ans änderte plötzlich das Schema der bishe-
igen anomalischen Thätigkeiten. Durch die
arke Reizung des Darmkanals entstand jetzt
n den bisher noch unter sich harmonischen
ctionen der einzelnen Theile des Lymphsy-
tems, oder besser, in der Richtung der Actio-
en desselben, ein neues Misverhältnifs. In-
em nehmlich die Erregung des Intestinal-
heils dieses Systems durch den neuen Reiz
rtlich erhöht, und, nach vorhergegangener
usleerung, auch die Function der Aufnahme
es Stoffs, die Auffaugung, daselbst beschleu-

nigt wurde, liefs, den allgemeinen Gefetzen des Antagonismus zu Folge, die entgegengefetzte Thätigkeit desjenigen Theils des lymphatifchen Syftems, welcher, bei dem immerwährenden Wechfel der Stoffe, die abgetrennten Theile von den äufsern Organen zurückzuführen dient, in demfelben Grade nach, in welchem die Thätigkeit des zuerft genannten Theils diefes Syftems erhöht worden war, und vollendete fo die allgemeine Störung des Nutritionsgefchäfts; eine Veränderung, die ohne die vorhergegangene krankhafte Reizung diefes Syftems, und ohne die dadurch entftandene gröfsere Geneigtheit, Reize zu percipiren und auf diefelben anomalifch zu reagiren, wenigftens nicht in dem Grade und mit diefer Gefchwindigkeit hätte erfolgen können.

Der Hauptgrund alfo, warum in diefem Fall alle Erfcheinungen der Gicht weit rafcher eintraten, und sich mit fchnellerer Zerftörung über den *ganzen* Körper verbreiteten, da doch fonft gewöhnlich alle diefe Veränderungen einen mehr langfamen und fchleichenden Gang gehen, liegt offenbar darin: dafs hier die erfte erregende Urfache fogleich ein *allgemeines* Leiden hervorbrachte, das nun, bei einer zweiten Gelegenheitsurfache, in ein *örtliches* überging, ftatt dafs bei dem gewöhnlichen Verlauf die Krankheit mit einem örtli-

chen Leiden des Unterleibes beginnt, und erst nach längerer oder kürzerer Zeit durch eine vermittelnde, allgemeine Erregung auf einen andern Theil übergetragen wird.

Daſs aber dieses Miſsverhältniſs der plastischen Thätigkeit sich vorzugsweise in den Knochen durch fehlerhafte Mischung und Gestaltung äuſserte, davon glaube ich den Grund hauptsächlich in der Diät des Kranken zu finden, vermittelst deren nothwendig der Antheil *erdiger*, nächst dieser aber *saurer* Stoffe im Körper widernatürlich zunehmen, die gesunde thierische Gelatina hingegen nur in geringer Quantität erzeugt werden muſste. Da nun der erdige Antheil des erzeugten Nahrungsstoffs offenbar zu der Nutrition der Knochen und zum Ersatz der abgegangenen Bestandtheile derselben bestimmt ist, folglich auch eine, freilich bis jetzt noch unerklärbare, Tendenz der dahin führenden Gefäſse denselben vorzugsweise aufzunehmen und weiter zu leiten, die Knochen selbst aber ihn, wenn er zu ihnen gelangt ist, anzuziehen und vielleicht durch eine besondere chemische Action mit sich zu verbinden, angenommen werden muſs: so konnten, nachdem einmal durch das aufgehobene Gleichgewicht die Zufuhr des Nahrungsstoffs vermehrt, die zugleich erforderliche Absorption und Zurückführung der

aus der vorigen Verbindung getretenen Stoffe aber durch Ableitung der Thätigkeit vermindert war, vorzüglich nur diejenigen Theile, die bei gleichförmig vermindertem Wechsel ihrer Grundstoffe den stärksten Zufluſs an neuem Nahrungsstoff erhielten, in gegenwärtigem Fall die Knochen, krankhafte Veränderungen der Structur erleiden; indeſs die übrigen Organe, z. B. die Muskeln, nur überhaupt an verminderter Nutrition litten, und dadurch abzuzehren anfingen. Ungeachtet nun die *Vermehrung* der Thätigkeit des im Darmkanal *absorbirenden*, und die *Verminderung* der Thätigkeit des in den übrigen Organen resorbirenden Theils des lymphatischen Systems, gleichzeitig erfolgten; so konnte doch die, durch dieses ungleiche Verhältniſs bewirkte Störung der Nutrition erst dann hervortreten und im Gemeingefühl als Sensation erscheinen, wenn die dadurch in den Knochen, als demjenigen Puncte, wo die beiden gestörten Thätigkeiten im gröſsten Miſsverhältnisse standen, hervorgebrachte positive und negative Anhäufung der Stoffe, auf eine solche Höhe gestiegen war, daſs der Grad des dadurch bewirkten Reizes eine Erregung verursachen konnte, die der im Darmkanal vorhandenen das Gleichgewicht zu halten, oder gar dieselbe aufzuwiegen fähig war.

Im erſten Falle würde eine vollkommene Geſundheit des lymphatiſchen Syſtems die Folge geweſen ſeyn. Aber wenn gleich bei der allmählig zunehmenden Erregung in jenem Theil der Gefäſse durch den anwachſenden Reiz, und der gleichförmigen Verminderung derſelben im Darmkanal, nothwendig zuletzt die Erregung einen Punct erreichen muſste, wo sie in beiden Theilen völlig gleich war: ſo läſst sich doch nicht erwarten, daſs sie nunmehr auch auf dieſem Punct beharren werde, weil ja in dem ſogleich darauf folgenden Momente die vorhandene Summe der Erregung durch den Reiz neuer, hinzugekommener Stoffe, dieſe in dem nächſten Moment wieder durch neue Stoffe, u. ſ. w. vermehrt wurde, ohne daſs die, nicht in gleicher Geſchwindigkeit ebenmäſsig zu vermehrende, Aufſaugung mit der Zufuhr gleichen Schritt halten konnte, indem zu letzterer nicht blos Reiz, ſondern auch ein gewisser ſchon vorhandener Grad von Assimilation des aufzunehmenden Stoffs erforderlich iſt, der unter ſolchen Umſtänden am wenigſten vorausgeſetzt werden kann. Es wird alſo, wenn nicht kritiſche Bewegungen dem Ueberfluſs des Stoffes einen andern Ausweg eröffnen, z. B. durch die Haut oder die Urinwerkzeuge, der zweite der oben erwähnten Fälle eintreten. —

Die Erregung des affizirten Theils ſteigt mit der unvermeidlichen Zunahme des Reizes immer höher — der Stoff häuft sich, bei dem ſtets noch fortdauernden Unvermögen des, unter ſeiner Laſt gleichſam erliegenden, reſorbirenden Syſtems immer mehr an — die, mit jeder Erregung gleichen Schritt haltende plaſtiſche Kraft verarbeitet den rohen Stoff zu eben ſo rohen und unvollkommenen Formen, und die organiſche Deformität nimmt ihren Anfang; — bis endlich, durch Erſchöpfung der Erregbarkeit und durch Untauglichkeit der immer mehr und mehr verbildeten Organe für eine, ihrer eignen Beſtimmung und dem Zuſtand der vorhandenen Erregung entſprechende Gegenwirkung, der leidende Theil mit der möglichſt geringſten Lebenscapacität zur Ruhe kommt, und gleichſam aus der organiſchen Kette heraustritt.

So wie nun hier, von dem Puncte der Gleichheit der zuvor disharmoniſchen Erregung in den beiden Extremen des lymphatiſchen Syſtems an, auf einer Seite die krankhafte Erregung wächſt; ſo sinkt auf der entgegengeſetzten Seite die zuvor erhöhte Erregung, bald mehr, bald weniger ſchnell, doch ſelten im gleichem Grade unter das natürliche Maaſs hinab — es tritt eine umgekehrte Reihe antagoniſtiſcher Bewegungen ein. Die in

dem vorliegenden Falle, so wie bei den meisten gichtischen Krankheiten bemerkbaren Symptome und deren Folge: — Verdauungsfehler — Schmerz in den Eingeweiden — Fieberwegungen, die sich endlich, bald schneller, bald langsamer, mit Schmerz und Geschwulst in einem oder mehreren Gelenken endigen — sind Erscheinungen, die für das Gefühl den Weg, den die Theorie hier vorzeichnet, versinnlichen.

Hatte das örtliche Uebel lange gedauert und durch sehr heftige Reizung eine anhaltend starke Ableitung der übrigen Thätigkeit desselben Systems unterhalten: so muss, wenn diese nachläfst, die aus Mangel an Thätigkeit daselbst krankhaft angehäufte Erregbarkeit, wenn sie nicht während dieser Periode oder nachher durch zweckmäfsige Reize aufgezehrt worden ist, die Anlage zu einer neuen, starken Erregung selbst unter der Einwirkung schwächerer Reize — in dieser Anlage aber, den Keim einer neuen Reihe den vorigen ähnlicher Krankheitserscheinungen enthalten; nur dafs sich diese Reihe, weil der zuerst befallene Theil durch seine Desorganisation für eine zweite Reizung und für die zur Darstellung der Krankheit erforderliche Gegenwirkung unfähig und unempfänglich geworden

ist, in einem andern, gesunden, oder doch weniger desorganisirten Theile endiget.

Dergleichen Reihen können sich nun unter den gegebenen Umständen in bestimmten Fällen mehrere finden, deren jede die nächstfolgende vorbereitet, deren ganzer Cyklus aber, wenn ihm nicht besondere Hindernisse entgegengestellt werden, sich, wie es mit dem erwahnten Kranken *beinahe* der Fall war, erst mit der gänzlichen Destruction aller der Theile endigt, die durch eine *solche* anomalische Thätigkeit verändert werden können.

Ich habe schon oben die Ursache anzugeben gesucht, warum in dieser und ähnlichen Krankheiten unter der angegebenen Störung des Ernährungsgeschäftes hauptsächlich nur die die Knochen zu leiden pflegen. Jetzt noch einige Vermuthungen über die Art und Weise, *wie*, unter den angeführten Umständen, die gedachten Veränderungen an den Knochen selbst erfolgen können.

Die organische Materie ist einem beständigen Wechsel ihrer Bestandtheile unterworfen, und das (organische) Leben selbst nichts weiter, als der abstracte Begriff einer bestimmten Summe in diesem Wechsel thätig bestehender Materie.

Feste Theile des Organismus sowohl, als flüssige, sind nur in und durch diesen Wech-

sel organisch thätig, und alles Leben der letzteren scheint blos in der Vermittelung desselben bei den festen (starren) Theilen zu beruhen. Sie bewirken dies theils, indem sie die Ab- und Ausscheidung dessen, was in der organischen Verbindung überhaupt oder in irgend einer partiellen Verknüpfung nicht länger bestehen kann, unterstützen; theils dadurch, dafs sie den nöthigen Ersatz an zweckmäfsig vorbereiteten Stoffen in sich enthalten und an die Stelle des ab- und ausgeschiedenen absetzen. Beide Verrichtungen scheinen *gleichzeitig* und nur darum auch *gleichmäfsig* vor sich zu gehen. Es läfst sich erwarten, dafs ein Fluidum (oder eine Mischung verschiedener, im flüfsigen Zustande befindlicher Stoffe), das einen gewissen Bestandtheil eines organischen Theils, oder wenigstens eine seiner entfernten Grundlagen in sich aufgelöfst erhalten kann, auch fähig seyn werde, den gleichen, nur für diese bestimmte organische Verbindung unfähigen, durch die Trennung aber vielleicht für eine neue Verbindung empfänglichern Stoff, nachdem es die in seiner Mischung bisher enthaltenen Stoffe an jenes Organ abgegeben, nach Analogie einer doppelten Wahlanziehung in sich aufzunehmen und so zu entfernen. Das zu Auflösung des Nahrungsstoffs erforderliche Medium scheint

nach Verſchiedenheit der nahrungsbedürftigen Organe ebenfalls verſchieden zu ſeyn. Für die Kalkerde, als den Hauptbeſtandtheil der Knochen, auf welchem der ausgezeichnete Character dieſer Theile beruht, iſt dieſes Medium höchſt wahrſcheinlich die *Phosphorſäure* *), die, im Darmkanal durch das Zuſammenwirken der Darmſäfte und Nahrungsmittel aus letzteren entbunden, die Kalkerde, die dort gleichfalls ausgeſchieden wird, in einem mit der Säure überſättigten Zuſtande zur Auflöſung in wäſsrigen Flüſsigkeiten geſchickt macht. Die dergeſtalt mit Phosphorſäure überſättigte Kalkerde wird, nachdem ſie im aufgelöſsten Zuſtande zu den Knochen gelangt iſt, in dem dort vor ſich gehenden Nutritionsproceſs ihren Ueberſchuſs an Phosphorſäure verlieren, der vielleicht zur Auflöſung der abgehenden Knochenartikeln verwandt wird, — und ſo, indem ſie zugleich ihre Auflöſslich-

*) Wenigſtens ſcheint dies bei einem regelmäſsigen Zuſtande des Organismus immer der Fall zu ſeyn. Ob aber in Krankheiten, bei einem aufgehobenen Miſchungsverhältnisse der thieriſchen Grundſtoffe, nicht auch andere neu componirte Säuren, die bisher vielleicht nur in ihren Grundlagen im Körper vorhanden waren (wie etwa die Salpeterſäure), zur Auflöſung der Knochenſubſtanz mitwirken können, mögte vor der Hand noch unentſchieden bleiben.

keit in wäfsrigen Flüfsigkeiten verliert, sich leichter organifch cryftallisiren.

Nehmen wir nun an, dafs, bei einer verhältnifswidrig ftarken Thätigkeit der einfaugenden Gefäfse im Darmkanal, und einem, zu Erzeugung der Kalkerde und Phosphorfäure geeignetem Nahrungsftoffe, die mit Phosphorfäure überfättigte Kalkerde in einer — mit dem Bedürfnifs des Organismus im Mifsverhältnifs ftehenden Menge erzeugt und den Knochen zugeführt werde: fo mufs, da bei dem Abfatz der Kalkerde eine ungewöhnliche Menge Phosphorfäure frei wird, diefe mehr von der phosphorfauern Kalkerde des Knochens überfättigen und dadurch zur Auflöfung gefchickt machen, als mit dem Zweck der Feftigkeit desselben beftehen kann. Der Knochen wird folglich erweicht, und bei immer höher fteigender Gefchwindigkeit des in diefen feften Theilen, fo lange sie gefund sind, äufserft langfamen Wechfels, der Stoff nur unvollkommen genährt und reftaurirt werden; indem den neu abgefetzten Knochentheilen, wegen der Gefchwindigkeit des Nutritionsprocesses, die zur ruhigen und zweckmäfsigen Verbindung erforderliche Zeit gebricht, und diefe felbft, als Producte einer anomalifchen Thätigkeit, noch nicht hinlänglich vorbereitet und assimilirt sind.

Da der Lebensprocefs überhaupt in den lockeren Enden der Knochen lebhafter, als in der fefteren Subftanz derfelben vor sich geht: fo werden diefe auch zuerft die erwähnte krankhafte Veränderung erfahren; und nur dann, wenn die Krankheit höher fteigt, werden auch die Körper der Röhren-Knochen und die flachen Knochen, in denen, wegen der fefteren und gleichfam weniger organifchen Textur, die Erregungsfähigkeit, folglich auch der Wechfel der Stoffe am fchwächften ift, der Zerftörung unterworfen werden.

Hieraus läfst sich erklären, warum sich die meiften Knochenkrankheiten von innerlichen Urfachen lediglich auf die Gelenke befchränken, und warum gewisse Krankheiten, wobei der ganze Knochen verändert wird, fo felten vorkommen.

Bei dem im Körper vorhandenen widernatürlichen Erregungs- und Nutritionsprocesse der Knochen können folgende Fälle eintreten:

a) Die Phosphorfäure erzeugt sich in folcher Menge, dafs sie nicht nur die vorhandene Knochenfubftanz vollkommen auflöfslich machen, fondern auch den Abfatz der aus den Nahrungsftoffen gefchiedenen Kalkerde verhindern kann.

Bei Kindern entfteht dadurch *Rhachitis;* bei Erwachfenen aber erfolgt, wenn unter be-

ſondern, bisher aus Mangel an hinlänglichen Erfahrungen uns noch verborgenen Bedingungen, der Ueberſchuſs an freier Phosphorsäure den höchſten Grad erreicht, und zugleich die aufgelöſste Kalkerde durch den Urin, zuweilen auch durch den Schweis beſtändig ausgeleert wird — die gänzliche *Erweichung des ganzen Knochengebäudes* oder *Oſteoſarcosis*, von welchen in den Schriften der medicinischen Beobachter zerſtreute, ſeltene Fälle erzählt werden. Leider! haben unter dieſen die wenigſten auf den Kalkgehalt des Urins eine hinlängliche Aufmerkſamkeit gerichtet, worin man doch höchſt wahrſcheinlich die wichtigſten Aufſchlüsse über das Weſen dieſer merkwürdigen Krankheit hätte finden können. Wenn aber auch alle übrige davon gänzlich ſchwiegen: ſo würde doch ſchon *Morands* Zeugniſs allein meine obige Vermuthung rechtfertigen, der, in der wichtigen Geſchichte einer Weibsperſon, die an einer gänzlichen Erweichung aller Knochen ſtarb, ausdrücklich bemerkt: »Der Urin ſey während »der Krankheit trübe und milchfarben gewe»ſen, und habe einen weiſsen Bodenſatz fal»len lassen, der bei genauerer Unterſuchung »sich wie *Gyps* verhalten habe, indem er in »mineraliſchen Säuren und deſtillirtem Essig »mit merklichem Aufbrauſen aufgelöſst wor-

»den sey *). So lange dieser Urinabgang ge»dauert habe, hätten die, der Auflösung ge»wöhnlich vorhergehenden, heftige topische »Knochenschmerzen, merklich nachgelassen.«

Bei dem Beispiel einer Frauensperson von 21 Jahren, dessen *Courtial* in den *histoires de l'Academie des Sciences de Paris* vom Jahr 1700 erwähnt, scheint neben den Ausleerungen der Kalkerde durch den Urin, deren, soviel ich mich aus einer frühern Durchsicht jenes Aufsatzes erinnere, dort nicht gedacht wird, besonders auch die Haut zu Entfernung der aufgelösten Kalkerde mitgewirkt zu haben: wenigstens weist der dabei angeführte Umstand darauf hin: »Dass die Haut, wäh»rend die Knochen weich zu werden anfin»gen, anschwoll und eine ungewöhnliche Dicke »und Härte annahm,« — welches als eine Wirkung der, im Durchgang durch die Poren der Haut aus ihrer Auflösung abgesetzten, Kalk-

*) Der hier angeführte sogenannte *Gyps* war wohl nichts anders, als kohlensaure Kalkerde, die, wiewohl in geringerer Menge, schon im natürlichen Zustande neben der phosphorsauren Kalkerde in den Knochen vorhanden ist, deren widernatürliche Vermehrung in dem gegebenen Fall aber, aus Mangel einer vollständigen Uebersicht aller, zur Erzeugung jener Krankheit concurrirenden Umstände, wohl schwerlich befriedigend zu erklären seyn möchte.

Kalkerde zu betrachten ist, und uns zugleich an die ähnliche Erscheinung bei dem Patienten, dessen Krankheitsgeschichte ich in dem obigen zu entwerfen versucht habe, erinnert *). Dass überhaupt die Haut in allen arthritischen

*) Die ungewöhnliche Dicke und Härte der Haut, ihre Rauhheit, und die übrige Zerstörung ihrer organischen Textur, die man beinahe bei allen gichtischen Zufällen, und zwar gewöhnlich in gleichem Verhältnisse mit dem Grade des Uebels bemerkt, macht es mir wahrscheinlich, dass der auf Barbados endemische Tollfuss, der auch unter dem Namen *Elephantiasis* bekannt ist, ebenfalls hierher gerechnet werden müsse. Wenn gleich, nach der Section des Fusses, die *Rodschied* (Bemerkungen über das Clima, die Lebensweise u. s. w. der Einwohner auf der Holländischen Colonie Rio Essequebo, pag. 208. sq) aus *Towns* Schrift anführt, Knochen und Bänder dabei nicht verändert werden, sondern nur die Haut hart, hornartig und scirrhös zu seyn pflegt; so zeigen doch die übrigen dort berührten Umstände — die angeschwollenen und verstopften lymphatischen Drüsen, die ausgedehnten Lymphgefässe, das dem örtlichen Ausbruch vorhergehende Schleimfieber, die wahrscheinlichsten prädisponirenden Ursachen, (rohe Lebensmittel, Genuss der Bataten und Eddoes, das Rumtrinken, Barfussgehen u. s. w.) — ziemlich deutlich ihre Verwandtschaft mit der unter uns herrschenden Gicht.

Der eigentliche Unterschied jener Krankheitsform von der Gicht könnte wohl vorzüglich in der Hitze des Clima's, in dem Mangel an Wäldern und hohen Bäumen u. s. w. liegen, wodurch der Trieb der Säfte

Krankheiten ein kritisches Organ sey, und zwar vermuthlich dadurch, daſs sie den Ueberschuſs der freien Säure durch den Schweis entfernen hilft, ist ein längst in die Theorie aufgenommener Grundsatz. Eben so kann auch die durch fehlerhafte Hautcultur, feuchte Kälte u. s. w. verursachte Hemmung der Transpiration eine vorbereitende Ursache der Gicht abgeben; insofern dadurch die Phosphorsäure auf einem negativen Wege in dem Körper vermehrt werden kann. In dem voranstehenden Falle scheint dies eine der wichtigsten disponirenden Ursachen gewesen zu seyn;

b) oder mit der vermehrten Erzeugung der Phosphorsäure ist zugleich auch eine verhältniſsmäſsig starke Entwickelung und Ansammlung der Kalkerde in dem Körper verbunden, so daſs, des schnellen Wechsels der Stoffe ungeachtet, die Knochen nicht verzehrt werden können, sondern durch mehr oder

nach der Peripherie ungewöhnlich verstärkt, und die unter den erforderlichen Bedingungen im Ueberfluſs erzeugte Knochensubstanz, statt sich auf den Knochen anzuhäufen, nach der Haut determinirt würde, wo selbst die feinsten Theile durch den Schweis sich entfernen, die gröberen aber die Ausdünstungswege verschlieſsen, und, indem sie in das Zellgewebe der Haut eindringen, diese allmählig in eine hornartige Masse verwandeln können.

minder vollkommnen Erſatz in der gehörigen Rigidität erhalten werden.

Weil in dieſem Falle alles Leiden gewöhnlich nur auf die, mit einer gröſsern Menge von Gefäſsen verſehenen, und daher der krankhaften Veränderung zuerſt bloſsgeſtellten Knochenenden beſchränkt bleibt: ſo heiſst dieſe Krankheitsform *Gicht* (*arthritis*).

Das erwähnte gleichförmige Verhältniſs zwiſchen der Kalkerde und Phosphorſäure entſteht:

entweder *negativ*, indem die Phosphorſäure, nachdem sie den Knochen mehr oder weniger gereizt und die gewöhnlichen Erſcheinungen der Gicht an der afficirten Stelle hervorgebracht hat, durch natürliche Wege verflüchtigt wird, und folglich, da die vorhandene Knochenſubſtanz das zur Ernährung der Knochen erforderliche Quantum an Menge nicht wirklich überſtieg, auſser den durch Reiz, Entzündung, und etwa erfolgte Verdikkung des Gelenkſafts entſtandenen Folgen, keine weitere Fehler der organiſchen Bildung zurückbleiben;

oder *positiv*, durch eine wirkliche, mit der verſtärkten Erzeugung der Phosphorſäure gleichen Schritt haltende, Aufnahme von Kalkerde aus den genoſsenen Nahrungsmitteln, die, wenn sie nicht in ihrem aufgelöſsten Zuſtande

durch ihr gewöhnliches Ausleerungsorgan, die Nieren, noch zeitig genug aus dem Körper entfernt wird, in denjenigen Theilen des Knochengebäudes, in welchen aus irgend einer Urſache die Reizung und der Zufluſs der Knochenmaterie am ſtärkſten iſt *), nicht nur die einfachen Phänomene der Reizung — Entzündung und Schmerz — ſondern auch eine wirkliche Verunſtaltung des organiſchen Bau's durch ungewöhnlich ſtarke, oder ungleichförmige, örtliche Anhäufungen hervorbringt (z. B. Excreszenzen, *Luxationes ſpontaneas*, durch Ausfüllung der Gelenkhöhlen, u. s. w.).

Daſs mit dieſen Fehlern der Structur nicht ſelten auch eine vorhergegangene oder gleichzeitige *Auflöſung* der in der krankhaften

*) Sehr merkwürdig iſt die Erfahrung, welche *Sömmering* gemacht hat (man ſehe dessen Sendſchreiben an *Blumenbach* in *Blumenbachs* medic. Bibl. Bd. 3. St. 3.), daſs gewöhnlich die linke Seite zuerſt und am heftigſten von der Gicht befallen werde. Mehr als $\frac{2}{3}$ der in ſeiner Sammlung befindlichen Gichtknochen sind von der linken Seite. Auch finde ich in den meiſten hierher gehörigen Krankheitsgeſchichten anderer Beobachter und in meiner eigenen Erfahrung die linke Seite, beſonders der untern Extremitäten, als *den* Ort ausgezeichnet, den gewöhnlich eine heftige Gicht zum Sammelplatz ihrer Erſcheinungen wählt. Sollte vielleicht die ſtärkere Uebung der rechten Seite dieſe gegen ein ſolches Depot präſerviren?

Wechſelwirkung begriffenen Theile verbunden ſey, beſtätigt *Sömmering*, der, in dem 3ten Stück des 3ten Bandes von *Blumenbachs* mediziniſcher Bibliothek *), mehrere Beiſpiele anführt, wo bei Verrenkungen des Schenkelkopfs durch gichtiſche Urſachen »die auf der »äuſsern Fläche des Hüftbeins neugebildete »Pfanne nach oben und hinten über den gro»ſsen Iſchiadiſchen Ausſchnitt hinaufgerückt »war, gerade, als wenn sie mit dem Schen»kelkopf, den sie in sich aufnimmt, erſt *er»weicht*, und in dieſem Zuſtande erſt hinauf»geſchoben worden wäre;« — wo »durch »gänzliche Aufzehrung und Wegſchleifung des »Schenkelbein-Kopfs und Halſes, die ganze »untere Extremität um mehrere Zolle verkürzt »wurde;« oder wo wenigſtens »beide anein»ander passende Gelenkflächen in einem ehe»maligen erweichten Zuſtande gegeneinander »gedrückt, und dadurch in eine, von der na»türlichen abweichende, Form gebracht zu ſeyn »ſchienen.«

Die dabei abgetrennte Kalkerde kann nun entweder gänzlich aus dem Körper entfernt, oder mit zu der Bildung unförmlicher Knochenmassen, zu der Verdickung des Gelenkſaftes, oder auch zu der gänzlichen Ver-

*) a. a. O.

wachsung der articulirenden Knochenden verwandt werden *).

*) Nach einer sorgfältigen Prüfung und Vergleichung aller Nebenumstände scheint mir, wie man auch aus meiner obigen Eintheilung der gichtischen Krankheiten ersehen wird, klar zu seyn, daſs Rhachitis und Gicht nicht wesentlich verschieden, sondern bloſse, durch Verschiedenheit des Alters bedingte, Formen derselben nächsten Ursache oder Krankheit, im Brownschen Sinne, seyen, und daſs, unter gleicher Concurrenz von Umständen (in wiefern nehmlich eine solche Gleichheit neben der wesentlichen Verschiedenheit der beiden Lebensalter bestehen kann) bei Kindern Rhachitis, bei Erwachsenen hingegen eine oder die andere Art von Gicht entstehe. Die gröſsere Ansammlung der Phosphorsäure im kindlichen Körper — da bekanntlich der Urin der Kinder keine Phosphorsäure enthält — verbunden mit der, zur Ernährung und weiteren Ausbildung der Knochen erforderlichen, verhältniſsmäſsig gröſseren Menge von Kalkerde (der jedoch bei Säuglingen durch den Kalkgehalt der Milch, bei entwöhnten Kindern aber durch die minder vollkommne Scheidung der Nahrungsmittel im Darmkanal naher bestimmt und beschränkt wird), scheint mir ein hinlänglicher Grund zu seyn, um daraus alle Verschiedenheiten zwischen Rhachitis und Gicht zu erklären. Die Abwesenheit der Schmerzen in den bei Rhachitis ausgedehnten Gelenken rührt wohl nur von der gröſseren Biegsamkeit und dem geringeren Widerstand der annoch zarten und nachgiebigen kindlichen Faser her. So wie mit den Jahren die Rigidität der Theile zunimmt, die ausgebildeten

Alle diese Erscheinungen eines sehr hohen Grades von Gicht finden wir in der angeführten Krankengeschichte vereinigt, und eben diese Vollständigkeit gleichartiger Erscheinungen in der Höhe der Krankheit ist der Hauptgrund, der mich bewog, diese, in practischer Hinsicht weniger interessante Krankengeschichte dem medizinischen Publicum bekannt zu machen.

Knochen wenig neue Nahrungszufuhr mehr erlangen, und überhaupt der erdige Antheil allmählig das Uebergewicht über die lebendige thierische Kraft zu gewinnen beginnt: — so geht auch zugleich die Anlage zur Rhachitis, unter den erforderlichen Gelegenheitsursachen, in die Anlage zur Gicht über. Der Antheil, den, nach der Meinung einiger Aerzte, das durch Erbschaft mitgetheilte, modificirte Gift der Lustseuche an der Entstehung der Rhachitis haben soll, scheint mir zu hypothetisch und zu sehr auf die einseitige Beobachtung, dass auch das venerische Gift eine vorzügliche Tendenz zur Desorganisation der Knochen zeige, gegründet, als dass ich ihr hier beitreten und dem venerischen Zustande der Eltern einen andern Einfluss auf das körperliche Befinden des durch sie erzeugten Kindes einräumen sollte, als den, einer erblich auf dasselbe übergegangenen Schwäche der Constitution, die dann allerdings als disponirende Ursache wirken und unter dem Einflusse später hinzukommender Gelegenheitsursachen zur vollendeten Darstellung der Krankheit mit beitragen kann.

Die krankhafte Verunſtaltung der Nägel und Haare iſt hier nichts weiter, als ein Symptom der Höhe und Allgemeinheit des Uebels, wodurch alle den Knochen analoge Organiſationen in den Zuſtand einer erhöhten Erregung und widernatürlichen Nutrition verſetzt wurden, und zwar ſo, daſs die Nägel, als die mit mehr Lebenscapacität verſehenen Theile, dadurch vergröſsert, und die Empfindlichkeit derſelben erhöht — die Haare aber, deren einfacher und zarter Bau kaum einiger organiſchen Selbſtthätigkeit fähig ſeyn möchte, durch den ihnen zuſtrömenden, gröſseren Antheil an erdigen Stoffen, ſehr bald in den Zuſtand einer, alle Lebensthätigkeit gänzlich aufhebenden, Rigidität verſetzt wurden.

Die hier beigefügte Reflexionen haben keine andere Abſicht, als die, *meine* Art, den Zuſammenhang obgedachter Phänomene zu erklären, darzuthun. Ihr Zweck iſt in ſeinem vollſten Umfange erreicht, wenn man zwiſchen dieſem Verſuch und den Grundsätzen der bewährteſten Theorieen keinen zerſtörenden Widerſpruch findet.

D. Nees,
Arzt zu Erbach.

Inhalt.

Mit diesem Stücke des Journals wird ausgegeben:

Bibliothek der praktischen Heilkunde. Neunter Band. Zweites Stück.

Inhalt.

Auch ist erschienen:

Journal der ausländischen medizinischen Literatur. März, 1803.

Inhalt.

I. Ausführliche Abhandlungen.

II. Kurze Nachrichten und Auszüge.

Journal
der
practischen
Arzneykunde
und
Wundarzneykunst

herausgegeben
von

C. W. Hufeland,
Königl. Preuss. Geheimen Rath, Leibarzt, Director des Colleg. med. chirurg., erstem Arzt der Charité
u. s. w.

Sechszehnter Band. Drittes Stück.

Berlin 1803.
In Ungers Journalhandlung.

I.

Erfahrungen über den Nutzen des Chelidonium bey der Lustseuche.

Von
Geh. Hofrath Wendt
zu Erlangen.

Die Bemühungen der Aerzte, zur Heilung der Lustseuche ein vegetabilisches Mittel zu finden, welches das Quecksilber ersetzte und vor den unangenehmen, oft traurigen Folgen desselben sicherte, sind bisher fast alle fruchtlos gewesen. Zwar versichert der Ritter *von Hutten*, durch den Absud des Guajakholzes geheilt worden zu seyn, nachdem er die Salivationskur dreimal vergeblich gebraucht hatte, und ich habe selbst einige Mal durch die sogenannte Guajaklauge meinen Zweck erhalten, wo ich durch das Quecksilber nichts hatte

ausrichten können. Aber weit öfter hat dieses Holz meine Erwartungen getäuscht. Und so ist es mit dem *astragulus exscapus*, der *clematis recta* und *vitalba*, der *lobelia syphilitica*, *sarsaparill.*, der *dulcamara*, dem *opium*, der *carexe arenaria*, der Salpetersäure, und allen andern, mir bekannten, Surrogaten des Quecksilbers gegangen. Hoffentlich leiste ich daher den Aerzten und allen denen, welche das Unglück gehabt haben, von der Lustseuche angesteckt zu werden, einen wesentlichen Dienst, wenn ich sie bei Zeiten mit einem Mittel bekannt mache, das mir und andern bisher die besten Dienste geleistet hat. Es ist das Schellkraut (*chelidonium maius*). Schon längst brauchte ich diese wirksame Pflanze, sowohl Kraut, als Wurzel, und heilte damit die hartnäckigsten Quartanfieber; grosse und fühlbare Verhärtungen der Eingeweide des Unterleibes, vorzüglich der Leber; Gelbsuchten; Geschwulst einzelner Theile und des ganzen Körpers; Ausschläge; Felle und Flecken auf den Augen, ja selbst im Anfange des grauen und schwarzen Staars gab ich es mehrmalen mit Nutzen, ob es gleich nicht immer glückte. Einzelne Fälle und Krankengeschichten finden sich davon in der Inaugural-Dissertation des Herrn Medizinal-Raths *von Schallern* zu Bayreuth, welche die im hiesigen *Clinico* seit

mehrern Jahren, damit angestellten Versuche beschreibt. Aber in der Lustseuche hatte ich es noch nie angewandt, bis ich zufällig erfuhr, daſs der Herr Doctor *Hechtel*, erster Medicinal-Rath zu Bayreuth, zur Heilung der Lustseuche kein anderes Mittel gebe, als Schellkraut. Nun brauchte auch ich es in dieser Krankheit, und heilte 15—20 Venerische, fast in kürzerer Zeit, als es mit dem Quecksilber zu geschehen pflegt. Man drang während dieses Gebrauchs öfters in mich, es bekannt zu machen, und sagte mir, es sey die Sache der Menschheit und Pflicht, diese guten Erfolge eines neuen und dem Körper und seinem Bau nicht nachtheiligen Mittels öffentlich bekannt zu machen. Dem ohnerachtet hatte ich manche Gründe, mit der Bekanntmachung noch zu warten. Erstlich waren der Kranken, die es gegen venerische Uebel von mir bekommen hatten, noch zu wenig, um mit Zuverlässigkeit so was dem Publico vorzulegen. Hernach konnte ich auch nicht gewiſs seyn, ob die von mir geheilten Kranken nicht schon *vorher* andre Arzeneien, und vorzüglich Mercurial-Mittel, genommen hatten; oder auch während der Anwendung des Chelidonium: denn in solchen Fällen erfährt man nie, oder doch selten, die reine Wahrheit. Endlich wuſste ich, daſs der Hr Medicinal-Rath *Hech-*

tel ſein Mittel geheim halte und es unter dem Namen *pilulae contra L. v.* verſchreibe. Es wäre alſo in mehr als einer Hinsicht unbillig geweſen, mit der Bekanntmachung dieſer Arzenei hervorzutreten, ohne ſeine Erlaubniſs zu haben. Ich ſchrieb daher an den Hrn Doctor und meldete ihm, daſs ich von ohngefähr gehört habe, der Hr M. R. heile die Luſtſeuche mit dem Schellkraut: ich hätte es in eben dieſer Krankheit mehrmalen mit Nutzen gebraucht, und ſey überzeugt, es wäre Pflicht, die Wirkung dieſes Krauts bekannt werden zu lassen. Ich überlasse es aber der Wahl und Entſcheidung des Hrn M. R., ob er es ſelbſt thun, oder mich dazu bevollmächtigen wolle. Hierauf erhielt ich nachſtehende Antwort.

»Es freut mich ausserordentlich, aus E. »Schreiben — wegen dessen ſo ſpäter Beant»wortung ich recht ſehr um gütige Verzei»hung bitte — erſehen zu haben, daſs Sie »mein Mittel gegen die Luſtſeuche in meh»rern Fällen mit gutem Erfolg angewandt »haben.

»Es werden bereits 8 Jahre ſeyn, daſs »mir dieſes Mittel in mehr, als 50, Fällen, ja »ſogar mit unter in ſolchen, wo ſowohl mich, »als auch andre Aerzte, das Queckſilber im

»Stiche gelassen, die besten Dienste geleistet »hat.

»Aus dem *extracto chelidonii* und der »*radice chelidonii* lasse ich Pillen zu zwei »Gran schwer verfertigen, gebe meinen Kran»ken anfänglich Morgens und Abends jedes»mal 2Stücke, steige nach und nach mit der »Gabe, dass jedesmal 20—30 Stücke genom»men werden, wo ich dann weiter so herab»gehe, wie ich gestiegen bin.

»Bei manchem meiner Patienten erregte »mein Mittel Durchfall. Hier that ich weiter »nichts, als dass ich mit dem Gebrauch des»selben einige Tage aussetzte. Bei manchen »sahe ich aber auch, dass es starken Schweis »erweckte: eine Erscheinung, die mir unan»genehm war, indem hierdurch die Heilung »merklich verzögert wurde.

»Da nun sowohl die mit diesem Mittel »in der Lustseuche von E. angestellten Ver»suche, als auch meine Erfahrungen zu Gun»sten desselben ausgefallen sind, so soll es »mich herzlich freuen, wenn Dieselben die »Güte haben wollen, dieses in's Publicum zu »bringen.

»Mit dem Wunsche, dass die Bekannt»machung bald möglichst geschehe, verharre »u. s. w.«

D. Hechtel.«

So bestimmt nun dieses Zeugniss ist, und so zahlreich die glücklich ausgefallnen Versuche des Hrn. D. H. — die Lustseuche durch das Schellkraut allein zu heilen — sind, so will ich doch diese Bekanntmachung nicht als eine gewisse und keinem Zweifel unterworfene Entdeckung ausgeben, sondern sie lieber in eine Bitte an meine Mit-Aerzte verwandeln; sie ist: »dieses Mittel in der bekannten »Krankheit anzuwenden, und die fehlgeschla»genen Versuche, so wie die gelungenen, dem »Publico mitzutheilen;« wozu ich hiermit den Anfang mache.

Im Sommer gebe ich am liebsten den Saft von Wurzel und Kraut mit Honig in gleichen Theilen und mit Wasser verdünnt: anfänglich zu einem Caffeelöffel voll; womit ich allmählig bis zu einem Suppenlöffel voll steigen lasse; bei welcher Gabe ich auch, bis zur Genesung, bleibe, wenn nehmlich der Kranke es verträgt. Im Frühjahr und Herbst nehme ich blos den Saft der Wurzel, und im Winter das in den Officinen vorräthige Extract aus der ganzen Pflanze bereitet. Weil aber mehrere Personen einen Widerwillen gegen Kräutersäfte haben, so gebe ich gemeiniglich folgende Pillen:

℞. *Succi rec. expressi hb. et*
rad. Chelidonii maioris āā ℥iij.

inspiss. leni caloris gradu ad consistent. meliss.: dein adde

Pulv. Rad. Chelidon. maior. qu. v. satis ad consistent. massae pilularis; ex qua formentur Pil. pond. gr. ij. *Consp. polline Lycopodii. Serv. usui.*

Von diesen Pillen lasse ich früh und Abends 2 Stück nehmen, und täglich um 1 Stück bis auf 10 steigen. Bei dieser Gabe bleibt es bis zur Genesung. Das Heruntersteigen bis auf das Gewicht der ersten Gabe ist eine Gewohnheit hiesiger Gegend, wovon ich den Nutzen nicht sehe. Oefters habe ich auch das Kraut und die Wurzel, jedes besonders, gebraucht, und es schien mir, als wäre die Wurzel und ihr Saft wirksamer, als das Kraut. Soll die Kur beschleunigt werden, so lasse ich alle 3 Stunden einnehmen, und ebenfalls jeden Tag ein Stück mehr. Durchfälle, Schweisse, vermehrten Speichelfluss, oder andre die Kur unterbrechende Zufälle habe ich von diesem Mittel noch nicht bemerkt, eher aber gefunden, dass die Esslust sich verminderte, doch selten; und ein Magenmittel hob den Appetit bald wieder. Nun einige Fälle.

1.

Ein grosser, starker, arbeitsamer Mann von 37 Jahren verlangte meine Hülfe, weil er in dem rechten, sehr geschwollnen, Testi-

kel, so unerträgliche Schmerzen hatte, dass er immer vom Entleiben sprach. Er hatte Spannen und Ziehen bis in den *cristam ilei;* das Mittelfleisch schmerzte und auch die *glandul. inguinales* waren angelaufen und schmerzhaft. Ich liess ihm ein Suspensorium machen und innerlich die Pillen, nach der angezeigten Art, nehmen. In den ersten 4 oder 5 Tagen nahm weder Geschwulst noch Schmerz ab und der Kranke konnte nur wenig schlummern. In den folgenden Tagen aber stellte sich mehr Ruhe ein und die Geschwulst verminderte sich. Nun fand sich ein Tripper ein, den der Kranke wahrscheinlich gestopft hatte, welches er aber standhaft leugnete; worüber ich mich auch weiter nicht einliess, da die Venerischen sich gemeiniglich durch ihre Entschuldigungen und durch die Erzählungen, wie sie zu dieser Krankheit gekommen sind, oder seyn mögten u. s. w. verrathen, und den Arzt in seinen Vermuthungen bestärken, deren Wahrheit der Erfolg beweisst. Dies geschah auch in diesem Falle. Denn so wie der Tripper recht in den Gang kam, verminderte sich die Hoden-Geschwulst so merklich, dass der Mann am Ende der dritten Woche, obwohl bei noch ziemlich rauher Luft, im Monat Februar, wieder auf die Arbeit gehen konnte.

2.

Die Frau dieses Mannes, fast in gleichem Alter, und wahrscheinlich von ihm angesteckt (denn ich kenne sie von ihrer ersten Ehe als eine ordentliche, rechtschaffne Frau), hatte Brennen beim Urinlassen, war von dem abgehenden Schleim (hier unter dem Namen *Schärfe* verheimlicht) wund; klagte über Halsweh und Heiserkeit. Ich untersuchte den Mund und fand an und hinter den Mandeln einige Geschwüre. Deswegen liefs ich mit Wasser und Honig gurgeln, und gab die Schellkraut-Pillen. Ihr Uebel dauerte länger, als das des Mannes; vermuthlich weil sie die Kälte nicht so meiden konnte, als er. Sie genafs gegen das Ende der 5ten Woche, ohne etwas anders, als diese Pillen, genommen zu haben.

3.

Ein Knabe, vierzehn Jahre alt, von venerischen Aeltern gezeugt, nun Vater- und Mutterlofs, führte, bei einem Verwandten auf dem Lande, das Vieh. Er klagte über Schmerzen in den Weichen und ging mit Mühe. Später erhob sich an dem schmerzenden Orte, auf der rechten Seite eine Geschwulst, über welche der Wundarzt des Orts Pflaster legte. Geschwulst und Schmerz vermehrten sich, und es brach auf. Mit dem Pflaster — es war *dia-*

chylon simplex — ward fortgefahren. Endlich brachte man ihn in die Stadt und zu mir. Das Geschwür war sehr unrein und ähnliche kleine Geschwüre im Halse machten die Sprache des Knaben heiser. Er bekam das obige einfache Gurgelwasser: das Geschwür aber ward anfänglich mit einem Unguent aus 4 Theilen *ungu. dig. off.* und 1 Theil *unguent. aegyptiaci* verbunden, bis es rein war, da dann das *unguent. aegypt.* wegblieb. Innerlich erhielt er Schellkraut-Pillen und genaſs in 4 Wochen. Nun nahm ihn sein Oheim zum Vieh-Hüten zurück. Er fing an Frost und Hitze zu spüren und Schmerzen an dem geheilten Orte in der Weiche: daher wurde er wieder zu mir gebracht, und ich fand, daſs die Stelle aufs neue aufzubrechen anfing. Er ward nun mit bloſser Digestiv-Salbe verbunden und bekam die nehmlichen Pillen, worauf das Geschwür wieder heilte.

4.

Mit gleich glücklichem Erfolge ward eine beträchtliche *phimosis* bei einem jungen Menschen behandelt, der auch keine Aeltern hatte, und dessen Alter ich daher nicht erfahren konnte. Die Geschwulst der Vorhaut und die nöthige Reinigung des die Eichel umgebenden Eiters machte hier auch äuſsere Mittel nöthig.

Es ward daher Schwefel Balſam mit Leinöhl bereitet, vorher gelinde erwärmt, mit einer Feder auf die Geſchwulſt geſtrichen (welches mir bei der *phimosis* und auch der *paraphimosis* gute Dienſte leiſtet), zwiſchen die Vorhaut aber und die Eichel wurde ein Abſud von Scordien-Kraut, mit wenig Honig vermiſcht, eingeſprützt.

Die Kur dauerte 4 Wochen.

Der 5te und 6te Fall iſt vom Herrn D. *Rau*, Verfasser der Prüfung der Reichiſchen Fieberlehre; der 7. 8. 9. vom Herrn Doctorand *Kapp* aus Bayreuth.

5.

Ein Jüngling von 19 Jahren, der sich einer veneriſchen Anſteckung ausgeſetzt hatte, vertraute sich meiner Behandlung an, nachdem die Krankheit ſchon 12 Tage lang gedauert und er sich vergebens durch den häufigen Genuſs eines Decocts von Sarſaparill- und Graswurzel Hülfe zu verſchaffen geſucht hatte. Am Präputium waren drei Geſchwüre, von denen das eine ſchon beſonders weit um sich gefressen hatte. Aber auch im Halſe waren Beſchwerden zugegen. Die Mandeln und das Zäpfchen waren angeſchwollen, und letzteres mit einem gelblichen Eiter leicht bebedeckt. Um die Wirkſamkeit des Schell-

krautes zu prüfen, gebrauchte ich gar kein Quecksilber, sondern verschrieb folgendes:

℞. *Extract. Chelidon. maj.* ℥iß.

f. l. a. pil. ponder. gr. ij. *Consperg. pulvere hb. Chelidon. D. s. früh und Abends zwei Stück zu nehmen.*

Zum Gurgeln empfahl ich blos etwas *oxymel simplex* mit Wasser, und die Geschwüre bedeckte ich mit trockner geschabter Leinwand. Nach 3 Tagen hatte sich Alles merklich gebessert; im Halse war keine Spur mehr vom vorigen Uebel, die vorher etwas heisere Stimme war ganz hell, das Schlingen ohne Hinderniss, und die Schankers wurden kleiner und verloren das speckige Ansehen. Am vierten Tage erfolgte ein Diätfehler; der Kranke trank eine Flasche Wein und setzte sich nachher einer Erkältung aus, worauf die Leistendrüsen anschwollen und sehr schmerzhaft wurden. Ich liess auf sie mit *extractum Chelidonii* bestrichene Leinwand legen, innerlich täglich 6 Pillen nehmen, und in wenig Tagen hatte ich das neue Uebel glücklich bezwungen. Ich fuhr dann mit meiner ersten Behandlung fort, und nach drittehalb Wochen waren die Geschwüre vollkommen geheilt. Zur Vorsicht liess ich das *chelidonium* noch 14 Tage lang fortbrauchen; und der Patient befindet sich jetzt, nachdem die Kur schon vor

2 Mo-

2 Monaten vollendet worden ist, noch vollkommen gesund.

6.

Ein junger Mann von 23 Jahren, der vor 2 Jahren die vollkommene Lustseuche hatte, in welcher ihn ein Dorfbarbier behandelte, hatte seit jener Zeit noch bisweilen einen eiterartigen Ausfluss aus der Harnröhre, der ihm sehr beschwerlich fiel. Nachdem er mir sein Geheimniss entdeckt hatte, verordnete ich ihm obige Pillen und liess ihn Anfangs täglich 3 Stück nehmen. Der erwähnte Ausfluss, der gerade damals sehr stark war, wurde nach etlichen Tagen dünner und sparsamer. Dann kam er auf einmal wieder stärker. Ich liess jetzt 4 Pillen nehmen und nach etlichen Tagen 6. Der Ausfluss wurde dann immer geringer und verlor sich nach einigen Wochen ganz. Er ist jetzt 7 Wochen ausgeblieben, und ich verdanke dem Schellkraute allein die gelungene Heilung.

7.

Im December vorigen Jahres kam K., alt 18 Jahre, in das clinische Institut und klagte (dass ich mich des eignen Ausdrucks der Kranken bediene) über beschwertes Schlingen und Schärfe. Aus dem Examen ergab sich,

dafs venerifche Anfteckung bei ihr ftatt gefunden habe. Ich erhielt vom Hrn Geh. Rath *Wendt* den Auftrag, diefe Kranke zu behandeln. Schon war Gefchwulft der Gaumendecke zugegen, das Schlingen erfchwert, der Geruch aus dem Munde ganz eigen; in den Mundwinkeln waren rothe Flecken, die den venerifchen Character verriethen; beim Uriniren klagte sie über brennendes Gefühl, Schmerz u. s. w. In diefem Zuftande war sie feit 14 Tagen. Die Diagnofe war leicht; ich fchrieb sie unter die Zahl der an *lue venerea* leidenden Kranken. Ich verfchrieb folgendes:

℞. *Extr. Chelidon.* ʒij.
Pulv. cort. peruv. q. s.
ut fiant pil. pond. gr. ij.
Confp. ℥ *cinnam.*
DS. Täglich 6 *Stück und damit bis* 12 *zu fteigen.*

Diefe Arzenei wurde gegen 14 Tage fortgebraucht und der Erfolg entfprach ganz dem Wunfche — denn die Gefchwulft in der Gaumendecke mit dem erfchwerten Schlingen war vergangen, die rothen Flecken in den Mundwinkeln weg, das Brennen beim Uriniren verlor sich, und die Kranke fühlte sich genefen. Die Arzeneien wurden ausgefetzt.

8.

Im Januar dieses Jahres kam die Schwester oben genannter Kranken und bat für sich um Arzenei. — Ich examinirte sie, und fand, dass das nehmliche wie bei der Schwester statt fand. — Das Uebel war erst seit kurzer Zeit entstanden, und ich freute mich, als schon nach dem Gebrauche des nun folgenden Recepts alle Symptomen verschwunden waren:

℞. *Extr. Chelid.* ℥ij.
Tarax. ℥β.
fiant bg. pil. c. ℥ *cort. peruv. q. s. pil. pond. gr.* ij.
Consp. ℥ *cinnam. DS. Täglich* 6 *Stück und damit bis* 12 *zu steigen.*

9.

In eben diesem Monate 1801 kam ein Schneiders Gesell und klagte über Reissen im Kopfe. — — Da ich bei meinem letzten Besuche der vorigen Patientin diesen Mann in der Wohnung derselben gesehen hatte, so fiel mir ein, ob dieser Kopfschmerzen nicht *cephalalgia venerea* seyn möchte. Ich untersuchte ihn und ein, ich mögte sagen, ganz eigner venerischer Geruch aus dem Munde kam mir entgegen — Die Gaumendecke war stark geschwollen, er klagte über beschwertes Schlingen und das schmerzhafteste Kopfweh —

Ich wuſste wohl, wes Geiſtes Kind er ſey, und verſchrieb blos das *Chelidonium*, nur *mutatis mutandis* wie bei den beiden vorhin genannten Kranken. — In Zeit von 12 Tagen ſchon fühlte sich der Kranke wieder geſund, und die Arzenei wurde ausgeſetzt.

Anhang
von den Wirkungen
des
Chelidonium Glaucium.

Durch einige entweder ganz fehlgeſchlagene oder doch nicht nach Wunſch ausgefallene Verſuche, die Luſtſeuche ganz allein durch das *Chelidonium* zu heilen, ohne das Queckſilber, weder innerlich noch äuſserlich, zu Hülfe zu nehmen, abgeſchreckt, unterlieſs ich ſeinen Gebrauch eine geraume Zeit, bat auch den Herrn Herausgeber dieſes Journals, meinen hier abgedruckten Auſſatz zu unterdrükken. Unterdeſs ſetzte ich den Gebrauch des Schellkrauts in andern Krankheiten, als in hartnäckigen Fiebern, beſonders vier- und ein-

tägigen, in Verhärtungen der Eingeweide des Unterleibes, in Geſchwulſt der Füſse und Ausſchlägen, im anfangenden grauen und ſchwarzen Staar, periodiſcher Taubheit, und in der Gelbſucht, meiſt mit Erfolg fort, und es that mir wehe, daſs ich, nur in der Luſtſeuche, mich von einem ſo kräftigen Mittel verlassen ſehen ſollte. Bei wiederholtem Nachdenken darüber fing ich an zu argwohnen, daſs vernachlässigter Gebrauch dieſer Arzenei, oder das unordentliche Leben der Kranken, wozu Veneriſche, wie bekannt, vorzüglichen Hang haben, ſchuld an den miſslungenen Kuren geweſen ſeyn mögten. Ich fing alſo, aufgemundert durch Herrn Geheimen Rath *Hufeland*, aufs neue an, das Schellkraut zu brauchen, und zwar das *Chelidonium* *) *Glaucium*, welches unſere Herren Apotheker in ihren Gärten fleiſsig bauen, und hatte das Vergnügen, mehrere mit der Luftſeuche behaftete zu heilen; einige ohne irgend ein anderes Mittel äuſserlich anzuwenden; andere in Verbindung mit Merkurial-Mittel, nehmlich *aqua phagedaenica officinali* oder *Vogleri*, wenn die Geſchwüre ſehr unrein waren, oder einer Salbe aus laufendem Quecksilber und Fett. Der

*) Chelidonium Glaucium pedunculis unifloris, foliis amplexi caulibus sinuatis, caule glabro. *Linn.*

letzte und vierte Fall gehöret eigentlich nicht hieher, wenigstens kann er nicht als entscheidender Beweis von der *virtute antisiphilitica* des *Chelidonii Glaucii* gelten. Ich will also hier nur diejenigen Fälle ausheben, wo gar nichts anders, sowohl innerlich als äusserlich, gebraucht wurde, als dieses Mittel, wenn ich vorher noch die Art oder Form beschrieben habe, in der es gegeben ward. Alle Bereitungen wurden aus dem frisch ausgepressten Safte der zerschnittenen und zerstossenen Pflanze bereitet, nehmlich aus Wurzel und Kraut. Im Sommer wurde der durchs Stehen klar gewordene Saft, zu einem Theelöffel voll, alle 3 Stunden gegeben und zwar mit Wasser verdünnt, wenn der Kranke einen empfindlichen Geschmack hatte, sonst nicht. Diese Gabe wurde täglich vermehrt, manchmal bis zu einem Suppenlöffel voll, wenn es die Umstände erlaubten oder auch forderten. Hierüber entschied das Befinden des Kranken, die Beschaffenheit der Geschwüre, die Abneigung vor der Arzenei, Ekel, Brechen, Durchfall u. s. w. Manche Menschen können auch überhaupt keine Kräutersäfte vertragen, und schon der Anblick der Farbe und der so langsam vergehenden Luftblasen erregt in ihnen Ekel. Diesen nun gab ich den Saft abgeschäumt oder bis zur Honig Dicke abgedampft mit Gewür-

zen, als Zimmt-Essenz oder Zimmt-Wasser. Anderen aber, welche die Pillen-Form vorzogen, auf folgende Art:

℞. *Extr. Chelidon. Glaucii*
Pulv. Glycyrrhiz. qu. 5.
m. f. l. a. pil. pond. gr. ij.
involv. pulver. fabar. Pichur.

D. S. Alle 3 Stunden des Tages 2 Stück zu nehmen und täglich um 1 Stück bis auf 6 zu steigen.

Ob diese Gabe vermehrt werden durfte, oder vermindert, bestimmten die Umstände und die Wirkung auf den Stuhl; denn diese Wirkung verzögert die Kur.

Zum Gurgeln, wenn Geschwüre im Munde oder Halse waren, zum Fomentiren bei der *phimosis* oder *paraphimosis*, zum Abwaschen der Geschwüre an den Schaamtheilen, der Warzen an eben denselben und am After u. s. w. wurde nichts anders genommen, als im Sommer der mit Wasser verdünnte Saft; im Winter das mit Wasser aufgelösste und verdünnte Extract.

Nun will ich einige Fälle *) kurz beschreiben.

*) Eine ausführlichere Beschreibung wird Herr Doctorand *Deneke* in seiner akademischen Streitschrift liefern.

1.

In Zeit von 3 Wochen genas, der heftigen Kälte ungeachtet, durch dieses Mittel ein Mädchen von 17 Jahren, welche wegen vieler, unreiner und einen grünlichen Eiter gebender Geschwüre im Halse kein laut Wort reden konnte. Ihre Schaamtheile waren mit Geschwüren und Warzen besäet; letztere saßen auch am After. Die Schenkel waren vom gewöhnlichen Abgang des weissen Flusses so wund, daß sie mit Mühe gehen konnte; auch hatte sie viel Brennen beim Urinlassen, ja zu Zeiten gehemmten Ausfluß desselben. Sie bekam innerlich und äusserlich, zum Gurgeln und Waschen, nichts als dieses Mittel. Die Warzen an den Schaamlefzen fielen ab und die *Condylomata* am After vertrockneten, die Geschwüre heilten und der weisse Fluß nahm ab, und machte nicht mehr wund.

2.

Mit dem nehmlichen guten Erfolg wandten wir das *Chelidonium Glaucium* bei der *phimosi* eines wandernden Handwerks-Burschen von 24 Jahren an. In wenig Tagen ward die Geschwulst der Vorhaut und der Umfang der Geschwüre durch Fomentationen und den Gebrauch der oben beschriebenen Pillen kleiner und reiner. Der Kranke konn-

te aber, durch häusliche Umſtände genöthigt, die Vollendung der Kur nicht abwarten, und da die Witterung zum Reiſen noch günſtig war, ſo entlieſsen wir ihn, doch verſorgt mit hinlänglichem Vorrath von Arzenei, und ich erwarte die Nachricht von ſeiner gänzlichen Geneſung, welche er zu melden verſprach, täglich.

3.

Die fürchterlichſte *paraphimosis*, welche ich je ſah, hatte ein 36 jähriger, und eine sitzende Lebensart führender, Mann. Die Eichel war auſserordentlich geſchwollen, die Vorhaut brandig und zu befürchten, daſs sie ganz verloren gehen würde. Die Harnröhre am Ausgang zwar etwas offen, aber einen halben Zoll tiefer ſo verengt, daſs weder ein dünner, elaſtiſcher Katheter für Kinder, noch eine Darmſaite hineingebracht werden konnte, und die Verhaltung des Urins machte ihm ſolche Angſt, daſs er hiervon mehr litt, als von den Schmerzen der Entzündung. Ich rieth zur Operation, wozu ich ihn nur mit Mühe beredete, aber unter der Bedingung, daſs sie bis auf den folgenden Morgen verſchoben werden ſollte. Unterdeſs lieſs ich mit warmer Milch fomentiren, und die Vorhaut mit Schwefel-Balſam, mit Leinöhl bereitet und er-

wärmt, vermittelst einer zarten Feder bestreichen. Dies hat mir öfters gute Dienste geleistet und das Aufgehn der Entzündung befördert. Diesem Kranken vermehrte es aber die Schmerzen. Ich unterliess es also und blieb blos bei den Milch-Umschlägen, worauf es noch Vormitternacht aufging, und der Kranke gegen Morgen einige Tropfen Urin lassen konnte. Als ich ihn besuchte, hing die Vorhaut in zwei grofsen Lappen herab, und es hatte das Ansehen, als wäre der gröfsere Theil derselben verloren gegangen. Genau untersuchen konnte ich es jedoch nicht. Er schlief mit seinen Kindern in einem engen Zimmer, und da ward denn von der Frau alles bald und heimlich weggeschafft und die Tücher oder Umschläge weggethan und gereinigt. So war es auch jetzt. Nun liefs ich mit verdünntem Extract fomentiren und gab das *Chelidonium Glauc.* in Pillen. Allmählig — denn die Kur ging langsam — nahm die Geschwulst der Eichel und der Vorhaut ab, die Lappen der letztern schrumpften ein, und der Kranke hatte wenig Neigung, sie wegschneiden zu lassen oder abzubinden. Der Urin ging frei, der Tripper veränderte und verminderte sich, und am Ende der 5ten Woche konnte er wieder anfangen, auf dem Wirkstuhle etwas zu arbeiten.

4.

Ein 56 jähriger, wohlgewachsener und eine splendide Kost führender Mann war in seiner Jugend und auf Reisen angesteckt worden. Da er die Kur östers unterbrechen muſste, so blieb ihm Krümmung der Ruthe, Verhärtung und Gröſse des linken Testikels, nebst öfter wiederkommendem Schleim-Tripper. Dies hinderte nicht, daſs er mehrere Kinder, männlichen und weiblichen Geschlechts, in einer vergnügten Ehe zeugte. Er hielt sich indeſs noch immer für venerisch, welches ich ihm wiederholt auszureden suchte. Er lieſs aber nicht nach, in mich zu dringen und um Arzenei zu bitten. Ich lieſs ihn die Chelidonium-Pillen, in steigender Gabe bis auf 10 Stück, brauchen, welche ihn von den genannten Zufällen befreiten. Das besondere dabei war, daſs, ob er wohl, gegen meinen Rath, die Pillen noch geraume Zeit fortsetzte, seine Digestion dennoch nicht im mindesten litt und er ein blühendes Ansehn behielt.

Die übrigen Kuren der Lustseuche durch das *Chelidonium Glaucium*, während welcher Merkurialmittel äuſserlich zur Reinigung der chankrösen Geschwüre zur Hülfe genommen wurden, und was in der angeführten Dissertation vorkommen wird, übergehe ich, und bitte nur noch die Leser dieses Journals, alles,

was ich gesagt habe, nur als Ankündigung einer Arzenei anzusehen, welche noch vieler Versuche bedarf, um für ein untrüglich Mittel zu gelten (und welche Arzenei ist untrüglich!), sondern neue Versuche damit anzustellen, welches ich ebenfalls, nebst meinen Geschäften im *Clinico*, thun werde.

II.

Kuhpokkenimpfung.

1.

Beitrag zu der Lehre von der Kuhpokken-Inoculation.

Von

M. D. A. I. Schütz, zu Bruchsal.

Die Kuhpokkenimpfung hat in diesem Jahre in Vergleichung des vorigen, ungleich grössere Fortschritte in hiesiger Stadt und Gegend gemacht. Man kann mit Wahrheit sagen, dass allhier kaum ein ansehnliches Haus zu finden ist, worin man nicht für diese neue Impfung entweder eingenommen ist, wo nicht selbst ohne vieles Zusprechen impfen läßt. Es impfen allhier alle Aerzte, ein jeglicher in seinen Kundenhäusern. Der Bauernstand, und der niedere Volkshaufen überhaupt, sind hier allein, nicht so aber auf den Dörfern, noch zurück, und zwar nicht sowohl aus Mangel

der empfänglichen Einsicht für die gute Sache, als vielmehr aus Mangel der öffentlichen allgemeinen Bekanntmachung, Belehrung und werkthätigen Aufmunterung hierzu, die freilich in einer Stadt für den grofsen Volkshaufen müh- und langfamer von ftatten geht, als auf dem platten Lande, wo das Volk in kleiner Masse alles gleich erfährt, und leichter begreift, was in Hinsicht feiner Gemeinnützigkeit von Beamten, Seelforgern und Schultheifsen verkündet wird. Die auffallendften Beweife hievon hatte ich fowohl im Anfange, als im Fortgange meiner Kuhpokkenimpfung, welche auch auf dem platten Lande viele rafchere Fortfchritte gemacht hatte, als sie wirklich noch in Bruchfal felbft zu machen beginnet.

Ich hatte mittelft des von Hrn D. *Lehr* in Frankfurt und Hrn Leibarzt *Reufs* in Stuttgard mir wiederholtermalen zugefchickten Impfftoffes fogar auf dem Lande zuerft die Gelegenheit gefunden, diefelbe anzufangen, indem ich eine halbe Stunde von hier zu *Forft* sie am 21 April 1801 an drei Bauerkindern, obwohl äufserft mühfam, unternommen hatte. Ich impfte nehmlich zum Theil mit Lanzettftichen, die oft nicht anfchlugen, zum Theil mittelft linfengrofser Vesicatorbläschen, durch welche ich Impffäden zog, die zwar anfchlu-

gen, meistentheils aber sehr zweifelhafte Erscheinungen machten. Durch die Impfritzung gelang mir endlich die Sache so glücklich, dass ich bald mit mehrerem Muthe darin fortschreiten konnte. Ich bediente mich inzwischen des hiesigen Wochenblattes, um einstweilen das Publicum sowohl durch eine kurze historische Darstellung dieser neuen Entdeckung, als auch durch die wiederholte Anzeige und Darstellung meiner bisherigen, obwohl noch wenigen, Impfungsfälle auf die gute Sache aufmerksam zu machen. Meine Herren Mitcollegen und einige benachbarte Landärzte fanden endlich auch Gelegenheit, auf diese nehmliche Ritzmethode *) so glücklich zu impfen, dass wir bis zu Ende des Octobers v. J. beinahe gegen die 200 Kinder geimpfet hatten, wo endlich diese Impfung wegen den Beitritt einer Rötheln-Epidemie gänzlich aufhörte.

Da ich endlich nach einem langen Stillstand dieser Impfung einsah, dass, wenn sie

*) Ich mache nehmlich, ohne die Haut vorher zu frotiren, mittelst der scharfen Lanzettenspitze, 3 oder 4 so seichte Hautritzchen, dass man kaum ein Blutstreifchen darin sieht; in diese Streifchen spiele ich den auf der Lanzettspitze liegenden Impfstoff allmählig hinein, damit er eingesogen werden könne, dann verreibe ich alle Impfstellen mit einem harten und glatten Stäbchen, bis sie alle trocken sind, und habe nicht mehr nöthig, sie mit Papier zu bedecken.

ihren gewünschten Fortgang gewinnen soll, das rastlose Bestreben der Aerzte allein nicht hinreichend sey, sondern dass Beihülfe, Mitwirkung, Unterstützung und Aufmunterung der Regierungen, nebst dem Beifall des Publicums, der aufgesteckte Preis solcher gemeinnütziger Bemühungen werden müssen, — so liess ich gleich nach Neujahr 1802 unten *) stehenden Aufruf im Drucke erscheinen, um dem Regenten sowohl, als auch allen menschenfreundlichen Unterstützern dieses gemeinnützigen Unternehmens ein Mittel in die Hände zu geben, der guten Sache wieder ihre hülfreichende Hand, Aufmunterung und Beifall verschaffen zu können.

Da ich nun in diesem Unterrichte mich bestrebte, für das hiesige vornehme und gemeine Publicum eine passende deutliche Mittelstrasse zu treffen, und den glücklichen Fortgang dieser neuen Impfung besonders mit Beispielen, wo möglich, aus der Nähe darzustellen und zu erläutern, auch die derselben besonders noch im Wege stehende herrschende Vor-

*) *Unterricht für das Publicum* über das nützlichst entdeckte sichere Mittel, die natürlichen Blattern, Porbeln, oder Urschlechten zu verhüten. Meinen Landsleuten, den Einwohnern des Hochstifts Speyer, und deren nächsten Gränznachbaren gewidmet, von M. D. A. G. *Schütz* zu Bruchsal d. d. 8. Decbr. 1801.

Vorurtheile für die natürliche Kinderpokken selbst u. s. w. zu bekämpfen suchte, so zweifelte ich um so weniger, mehr hierin reüssiren zu können, da dieser Unterricht zugleich auch auf Kosten der hiesigen milden Stiftungen in einer namhaften Anzahl zum öffentlichen Unterricht in den Kirchen und Rathhäusern unentgeldlich ausgetheilt worden ist.

Ich habe hierauf meine fernere Impfungen den 24 Febr. 1802 erst wieder angefangen, wozu ich mich des von Hrn Doctor *Lehr* zu Frankfurt auf zwei glatten Glastäfelchen aufgestrichenen und gegen die Luft hermetisch versiegelten Impfstoffes vom 3 Febr. 1802 bediente, und damit unter so segensvollen Fortschritten glücklich geimpfet hatte, dass *ich allein* während diesen vier Monaten 229 Impflinge zähle. Zugleich hatte ich das Vergnügen, nicht allein hiesige Stadt- und Landärzte, sondern auch die jenseits des Rheines wohnende Impfärzte mit hinlänglichem Impfstoffe versehen zu können.

Dem ärztlichen Publicum bin ich nun besonders noch schuldig, wenigstens dasjenige anzuzeigen, was mir während meinem vorig- und diesjährigen Impfgeschäfte etwas seltsam und merkwürdig vorkam, ohne dass ich zugleich auf jenes Rücksicht nehme, was andre Impfer mögen beobachtet haben.

Ueberhaupt habe ich bei jenen Subjecten, die ich als gültig geimpfet hatte, alle jene bedingte Zufälle und Zeichen, d. i. *characteristische langsame Erhebung, Bildung zur vertieften Pocke, Fieber und Achselschmerzen*, obwohl diese zwei letztere nicht selten sehr undeutlich *), *peripherische Röthe* u. s. w., wie sie von den bewährtesten Impfärzten beschrieben sind, ohne die mindeste Abartung dieses schon gegen die 300 Generationen durchgehenden Impfstoffes beobachtet.

Da ich nun zur Vollendung der gültigen Impfpocke am Menschen in meinem Unterrichte 5 verschiedene Zeiträume pag. 19 festgesetzet habe, um ihren analogen Gang — zwischen den gewöhnlichen Menschenpokken zu beweisen, so muss ich, um allen Missverständnissen genauer Beobachter auszuweichen,

*) *Dr. J. U. G. Schäfer* sagt daher sehr trefflich in seinem Werkchen *Beitrag zur Theorie der englischen Pokkenimpfung. Regensburg* 1802 pag. 241 »So gewiss bei hoher Opportunität das Innere, ohne fühl»bares Uebelbefinden, und ohne äusseren Anschein »von Krankheit, allgemein affiziret seyn kann, eben »so gewiss kann und muss bei den Kuhpokken in»nere allgemeine Krankheit existiren, und jene Lo»calinfection als Wirkung verursachen, wenn sich »gleich weder Hypersthenie, noch Asthenie, noch »sonstige Zeichen von Uebelbefinden durch die Sin»ne wahrnehmen liessen.«

mich vorderſamſt hierüber erklären. Unter dieſen Zeiträumen oder Perioden, die in beſtimmten kurzen oder längern Zeiten im Verlaufe der beiderlei Arten von Pokken am menſchlichen Körper mit weſentlichen Veränderungen für sich gehen müssen, verſtehe ich nehmlich 1) *die Ansteckungs-* 2) *die Entwicklungs-* 3) *die Entzündungs- oder Bildungs-* 4) *die Eiterungs-* 5) *die Abtrocknungs-Periode.* Andre nehmen nur vier Perioden an, ohne der Ansteckungs- oder Impfungs- und Abtrocknungsperiode zu erwähnen, nehmlich a) wo sich die Impfſtelle als Flohbiſs und werdendes Knötchen im 2. 3. 4. Tage, b) wo sich ein Bläschen im 5. 6. Tage, c) wo sich die gebildete Pocke im 7. 8. Tage, d) wo sich die periphäriſche Röthe und Fieber im 9. 10. Tage zeiget. Es kömmt hierbei alles auf die Erklärung der Idee an, worin dieſe Verſchiedenheiten beobachtet werden, dann werden wir ziemlich einerlei beobachtet haben.

Die Ansteckung muſs als ſolche gelten, wenn sie auch gleichwohl nur in dem Augenblicke der Impfung ſelbſt geſchieht. Meine weitere Beobachtungen haben mich dann immerhin von den 4 übrigen überzeuget. Ich ſetzte daher in einer zwar nur populären Beſtimmung, ihre immer ſtatt habende Zeichen ſamt ihren zuweiligen Abweichungen feſt.

Wenn ich alſo ſage: »Vom Augenblicke »der Impfung an gerechnet bis zum Schluſs »des 5ten Tages geſchieht die Erhebung des »Impfritzes zur Puſtel;« ſo bin ich gewiſs, daſs die erſte haftende Periode für sich gegangen iſt, auch die hiebei angegebenen Zeichen p. 20. ihrer Entwicklung, »welche mit »einer um den Impfritz erſcheinenden Röthe »am 2. 3. 4ten Tage den Anfang nimmt,« bedeuten eben das nehmliche, was andre Impfärzte ſagen, am 2ten Tage erſcheint die Impfſtelle bei Menſchenblattern ſowohl, als bei Kuhpocken, als ein Flohbiſs, am 3. 4. als ein Knötchen: oder wird die geimpfte Stelle härtlich roth und etwas juckend: oder erhebt sich der Impfritz oder Stich zur Puſtel u. s. w. Ohngeachtet ich auch mit andern Impfern beobachtet habe, daſs sie im 2. 3. 4. Tage gänzlich verſchwunden waren, und doch am 5. 6. Tage wieder zum Vorſchein kamen; z. B. bei dem im hiesigen Wochenblatte 1801 Nr. 31 ſchon erwähnten Falle mit dem Kinde des Herrn *Gutſch*. Dieſes 7 monatliche Knäbchen von ſehr dicker und auf der Bruſt verſchleimter Beſchaffenheit, bekam den 2ten Tag nach der Stichimpfung, durch irgend eine Verkältung bei Regen- und windiger Witterung, ein bedenkliches Bruſtfieber, ohne daſs hier gerade die Impfung einen Einfluſs haben

konnte. Die Impfstiche verschwanden dabei gänzlich. Ich gebrauchte ein Brechmittel, nach diesem Salmiak und Goldschwefel u. s. w. und nachdem es dadurch ausser Gefahr gesetzet war, bekam es an beiden Aermen nichts destoweniger sehr reguläre Impfpocken, die aber erst am 10ten Tage, und zwar an einem Arme früher, als am andern, zur wulstigen Reife kamen. Aehnliche Erscheinungen geschahen bei der Dazwischenkunft des herrschenden Röthelnfiebers, welches sowohl während, als nach diesen vollendeten Impfungen, eintrat.

Wenn »am Schlusse des 5ten Tages (wie es p. 20 hiess) »das Knötchen etwas grösser »in der Spitze linsenförmig eingedrückt ist, »und dessen Rände erhabener werden,« oder was andre sagen, dass es am 5 und 6ten Tage ein Bläschen werde; so dürfen wir sicher glauben, dass die 2te Periode oder Entwicklungsperiode in ihrem ordentlichen Fortgange ist: denn ehe die Pocke in ihren vollen Ausbruch oder in ihre Bildung kömmt, muss sie sich zuerst entwickeln. Der in dieser Periode zuweilen bemerkte geringe Fieberreiz, der zwar von andern Impfärzten zum Theil verneinet, zum Theil von andern Ursachen hergeleitet wird, kann wirklich als ein Vorbote des zunächst eintretenden Entzündungs- oder Bildungsfiebers oder der 3ten Periode, je nach

Unterschied des Subjects und anderer coexistirender Nebenumstände anerkannt werden, die am Schlusse des 6ten bis in den 7. Tag ihren Anfang nimmt, »und die Impfpüstel »grösser mit deutlichen Grübchen bildet.« *Bei den natürlichen Blattern nehmen diese Erscheinungen bereits schon im 5ten Tage ihren Anfang, der Puls wird etwas fieberhaft, der Kranke ist bald munter, bald weheleidig und niedergeschlagen, die Zunge wird unrein, der Odem fängt an, einen übeln Geruch (was man* tetrum odorem *nennt) zu verbreiten. Am 6ten Tage nehmen diese Erscheinungen zu, die Augen werden trüblicht, die Esslust nimmt ab u. s. w. und die Entzündung der Impfstelle wird oft wie ein kleiner Thaler, wo nicht noch mehr gross* — — Als Folge dieses allmählig steigenden Bildungsreizes bemerkt man dann auch am 6—7 Tage der Kuhpockenimpfung die gebildeten Impfpusteln gewöhnlich röthlich, oder schwach entzündet, und ihre Häute gleichsam mit Blutwasser angefüllt; ich fand, dessen ohngeachtet, durch die Aufritzung derselben schon einen wahren, wasserhellen Impfstoff. Ich habe jedoch zuweilen nicht am 7ten Tage, wie es sonst regelmäsig ist, Impfstoff gesammelt, da mir die Impfpocke zu klein und noch nicht zu ihrer genugsam erhabenen Reife gediehen zu seyn

ſchien, ſondern wartete bis in den folgenden 8ten Tag, »wo der Uebergang der Impfpuſtel »in die wahre, wasserhelle gleichſam zirkel- »rund abgeſchnittene wulſtige Kuhpocke ge- »ſchieht, die bisher der natürlichen Menſchen- »blatter ſehr ähnlich bleibt.« Ja ich muſste damit, zwar äuſserſt ſelten, ſogar in den 9 bis 10 Tag mit der Fortimpfung warten, bis wo- hin sich die gänzliche Ausbildung der Impf- puſtel verzögert hatte, und die damit gemach- te weitere Impfung ſchlug dessen ohngeachtet richtig an.

Auſser dieſen Abweichungen nimmt die Impfblatter von dem Uebergange in ihre Bil- dung immer zu; es entſteht am 9. 10. Tage gewöhnlich die *periphäriſche Röthe* ſamt den pag. 21 beſchriebenen Zufällen, die jedoch nach Unterſchied des Subjects und anderer coexiſtirender Nebenumſtände verſchieden sind. Z. B. des Hrn Hofcontrolleurs *Meyer* 3 jähri- ges Töchterchen allhier, welches im Auguſt 1801 von mir geimpft worden iſt, litt kurz vor der Impfung an öftern Durchfällen, und war daher etwas blaſs, abgemagert und ſehr reizbar. Dieſes Mädchen hatte vom Schlusse des 6 bis in den 8 Tag hinein auffallende Zufälle, d. i. eine ſehr merkliche Fieberbewe- gung, es wurde ſchläfrig, matt, legte sich mei- ſtentheils zu Bette, Abends waren die Zufälle

ſtark mit brennender Haut, häufigem Pulſe, Huſten, Schnupfen, Nieſen, Kopfwehe, Naſenbluten, zuletzt Uebelkeiten und Erbrechen. Zucken und Zuſammenfahren waren beſonders unter dem Schlafe ſehr gewöhnlich, welche letztere Zufälle ich in der gewöhnlichen Fieberperiode, d. i. vom 8 bis in den 9. 10. Tag auch bei andern Kindern nicht ſelten beobachtet hatte. Die Impfblattern waren noch klein und roth gebildet. Es hatte ſeit einigen Tagen keine Oeffnung gehabt, welche jedoch nach erhaltenen Clyſtieren mit Erleichterung erfolgte. Es hatte in der Nacht häufigen Schweiſs. Früh morgens ging es zwar noch mit etwas Fieberſchwäche und Niedergeſchlagenheit im Hauſe herum. Abends legte es sich früher zu Bette, ſchlief ruhiger, ſchwitzte wieder, und hatte den 7. und 8 Tag auf beiden Aermen ſehr wulſtige Impfpocken. Die Achſelſchmerzen blieben noch ſehr merklich fühlbar, und die Krankheit hörte beinahe gänzlich auf. Niemand wird es in Abrede ſtellen, daſs man dieſe vierte Periode gleich jener der natürlichen Blattern die Eiterungsperiode nennen darf, wo alle Zufälle des vorigen Tages an Heftigkeit zunehmen, die Entzündung der Impfpocken in ihrem Umkreiſe ausgebreiteter, geſpannter, hellrother, und die

vorhin noch seröse Blattern allmählig trüb und mit wahrem Eiter angefüllt werden.

In dem *fünften Zeitraume*, als vom Ende des 11, bis in den 12. Tag hinein, »nimmt »gewöhnlich der Umkreis des rothen Hofes »merklich ab, die Pokken bekommen eine »gelblichte Haut, unter welcher oft eine dicke, »trübe Feuchtigkeit hervorsahert, die im Hem»de, gleich einem jeglichen Eiter, gelbe Flek»ken macht. Die Pokken fangen an, mit ei»ner dünnen Kruste überzogen zu werden, »wiewohl dieses letztere zuweilen auch einen »oder 2 Tage früher sich ereignet.« Während dieser Abtrocknungsperiode entstehet nun ein auffallender Unterschied zwischen beiden Pokkenarten, d. i. den Kuh- und Menschenpokken, aus welchem aber die Milde und Gutartigkeit der ersten vorzüglich einleuchtend ist. *Bei den Menschenpokken kömmt nehmlich vom 10ten bis in den 12 Tag oft ein häufiger und gefährlicher Blattern-Ausbruch, mit und ohne Impfung, auf einmal, oder absatzweise, zum Vorschein. Hier verlängert sich das Eiterungsfieber mit allerlei verdächtigen und oft bösartigen Zufällen, selbst die Blattern eitern stark, und machen manchmal verderbliche Geschwüre, und die Abtrocknungsperiode verspätet sich.* Die Kuhpokken trock-

nen hingegen ganz unbedeutend ab, und den pag. 22 weiter beſchriebenen, auch von *Pearſon* nicht ohne ſein Befremden beobachteten Nach- auch Kuhpokken-Ausſchlag, den ich im vorigen Jahre häufiger, als in dieſem Jahre, an meinen und anderer Impflingen geſehen hatte, betrachte ich als Neben- und Nachausbrüche — entweder von conſenſuellem Hautreiz, oder auch ſelbſt als Folge der reinigenden Kraft der Kuhpokkenkrankheit, mithin als mit- oder ſpäter eintretende Zeichen der innerlichen, auf das Lebens-Prinzip wirkenden Kuhpokken-Anſteckung, die, gleichwie auch bei den Menſchenblattern, durch zu warmes Verhalten, auch die Sommerhitze im Juli und Auguſt u. s. w., zuweilen in Vorſchein kommen, auch ohne Bedenklichkeiten und Gefahr auch wieder von ſelbſt meiſtens vergehet.

Die gefahrloſen Einflüsse der Kuhpokkenimpfung auf kränkelnde Körper bewogen mich, zahnende, mit Ausſchlägen und Durchfällen behaftete Kinder, auch Kinder von andern Kränklichkeiten u. s. w. einzuimpfen; z. B. der Barbara Schertlin halbjähriges Töchterchen allhier, welches mit Durchfällen behaftet war, wurde im September v. J. geimpfet. Die Erhebung der zwar gebildeten Impfpokke verſpätete sich in den 9ten Tag, wo die Eiterungsperiode ihren Anfang nahm. Die Durch-

fälle hörten dabei auf, und die Crustation der Impfpokke fing allmählig an. Bei andern mit *crusta lactea* behafteten Impflingen erschienen während dieser Periode neue Grinde im Angesichte und auf dem Scheitel.

Sogar impfte ich das 2 jährige rachitische Knäbchen des *Christoph Schmidt* allhier im vorigen Jahre glücklich. Dieses bekam an dem linken Arme und zwar erst den 10ten Tag eine sehr deutliche breite helle Impfpokke mit starkem Fieber u. s. w. Hier ist zu merken, daſs während der Eiterungsperiode das vorhin rothe linke Auge wieder ein gesundes Ansehen bekam. — Doch kam diese Röthe in der Abtrocknungsperiode wieder zurück. In dem Bergdorfe *Horrenberg* impfte ich im Monat Mai 1802 gegen die 20 Kinder, die sogar mit Keuchhusten behaftet waren; die Impfung ging dabei ihren regelmäſsigen Gang glücklich von statten, jedoch impfte ich solche Kinder nicht, die zugleich mit Fieber behaftet waren. Impflinge, die mit serösen, nicht von auſsen ansteckenden Ausschlägen (meines Erachtens *scabies a crusta lactea*) behaftet waren, verloren am 7. 8. 9. Tage der Impfung dieselbe, daſs auf der Haut nicht das mindeste hievon mehr weder zu sehen noch zu fühlen war; 14 Tage nach derselben, kamen die Ausschläge wieder. Inzwischen hatte ich aus

den sehr regulär gebildeten hellen wulstigen Pokken, sowohl derjenigen, die mit Keichhusten behaftet waren, als auch dieser mit Ausschlägen u. s. w. fortgeimpft, da gesunde ärztliche Theorie und Vernunft dafür haften, und ich fand es auch durch meine bisherigen Erfahrungen, sogar bei mit der ansteckenden Krätze noch behafteten Kindern, gegründet, dass wir mit Verpflanzung eines regulär gebildeten hellen Kuhpokkenstoffes, entweder vom Menschen oder von der Kuh gesammelt, zur nehmlichen Zeit und in dem nehmlichen Organe nicht zugleich irgend eine andre Verderblichkeit mit hinüber tragen. — Das Gegentheil blieb aber zu besorgen, wenn dieses aus einer trüben, irregulär gebildeten Impfpustel geschähe, womit wirklich ein fremdes Miasma als Product einer dem Individuo eigenthümlichen Haut-, Drüsen- oder sonstigen innern Krankheit vermischt, und in andre Körper fortgepflanzet werden würde, wie wir bereits schon dergleichen Unglücksfälle erlebt haben, dass ein venerisches Miasma u. s. w. sich durch die Impfung fortgepflanzet hat — und durch unvorsichtige Impfer noch mehrere bekommen können. Auch habe ich bemerkt, dass Kinder, welche mit vielen Scropheldrüsen unter dem Kinne, an dem Halse, mit triefenden rothen Augen, starkem Kopf-

grinde, und dergleichen pustulösen Hautausschlägen, auch mit vielen Würmern behaftet waren, zwar in den gehörigen Zeiträumen Impfpokken bekamen, sie wurden aber im 7ten Tage schon entweder trüb und eiterartig, oder formirten sich vor demselben wohl gleich in irreguläre Impfgeschwüre und Krusten, auch erzeugten sich nachher noch lange andauernde Geschwüre, die den Gebrauch äusserlicher und innerlicher Arzeneimittel nothwendig machten. Hier liess sich meines Erachtens gegen die Behauptung des Hrn *D. M. Herz* *) eine Bösartigkeit auch des Kuhpokkenstoffes erkennen, welche gewisslich eine sehr verderbliche Wirkung in dem menschlichen Körper erzeugen würde, wenn man damit impfte. Ob nun aber diese Impfungen gegen die gewöhnlichen Menschenpokken schützen werden? — wird die Zukunft noch lehren.

Ich wiederhole hier nochmals den schon in dem Bruchsaler Wochenblatte Nr. 31 1801 angezeigten Fall über die weitere Ansteckungskraft der durch die Impfung entstandenen Neben- und Nachpokken, vermöge welchem ich beobachtet hatte, dass dieselben durch tägliche Hautberührung und Küssen, auf den Haut-

*) In diesem Journale, 12 Bandes 1. Stück, pag. 80. Nr. 8.

organismus wirken, und ansteckend seyn können. Nehmlich das im Juli v. J. richtig geimpfte 4jährige Töchterchen des hiesigen Zuchtmeisters *Anslinger*, bekam in der dritten Woche seiner Kuhpokkenimpfung viele weiss zugespitzte seröse Blätterchen im Antlitze, an den Händen, Aermen, an den Waden und Füssen, und steckte damit sein jüngstes, noch nicht geimpftes, Brüderchen durch tägliches Küssen und Berühren so an, dass dieses Kind im Angesichte und an den Händen wie besäet damit war. Beide blieben dabei wohl, und verloren bald ihren Ausschlag ohne Arzeneimittel wieder, welcher wahrscheinlich allein, besonders das ungeimpfte und damit angesteckte Kind, gegen die natürlichen Blattern nicht schützen würde. Dergleichen Hautinfectionen durch Küssen habe ich auch in diesem Jahre schon an einigen mit Nachpokken besäeten Impflingen beobachtet, sogar erwachsene Personen bekamen durch das Küssen solcher Kinder dieselben im Gesicht und am Halse. Das so eben benannte, von seinem Schwesterchen angesteckte, 10 Wochen alte Knäbchen impfte ich nun auch im August v. J. Der Verlauf der Impfpokken sowohl, als auch des Pokkenfiebers gingen ganz regelmäſsig von statten. Nach einem Vierteljahr bekam dieses Kind, was mir sehr auffallend war, am

ganzen Leibe ebenfalls einen häufigen Ausbruch solcher seröser Blätterchen wieder, merkliche Fieberhitze, auf der Stirne einige deutliche vertiefte Pokken, besonders aber um die Winkel und Wimpern des linken Auges herum, zeigten sich dieselben auch, anfänglich ganz klein und serös oder Bläschenartig, endlich Erbsen grofs mit gelbem Eiter angefüllt, und in der Mitte vertieft, und der Augapfel war dabei entzündet. Das Uebel des Auges hob sich jedoch durch continuirliche Abführungsmittel allein bald wieder, der übrige Ausschlag verschwand eben so, und erschien bald wieder mit frischen Blätterchen; die Mutter aber, welche das Kind als Säugling nächtlicher Weile bei sich im Bette liegen hatte, blieb von diesem noch lange währenden Ausschlage gänzlich frei.

Ich hatte im Anfange meiner Impfungen laut hiesigen Wochenblatts Nr. 31. 1801 vom 5. August mehrere Kinder mittelst linsengrosser Vesicatorpflästerchen an beiden Aermen geimpfet; auch diese bekamen zum Theil sehr schöne wasserhelle Impfpokken mit kleinen neben herum stehenden rothen Pustelchen; manche bekamen, statt solcher regulären Impfpokken, breit zusammen geflossene Geschwürchen, welche mit gelben, speckartigen Krusten endlich sich zuschlossen und bald abtrockne-

rade hieraus folgern könnte, dafs sie nicht gegen die natürlichen Blattern schützten. Versuche und Erfahrungen haben dieses bereits zwar nur unter Sachkundigen so hinreichend entschieden, dafs es auch jenen, welche sich nicht davon durch Theorie überzeugen konnten — nun nicht mehr auffallend seyn dürfte. Herr Stadtpfarrer *Kunz*, in dem eine Stunde von hier entlegenen Herzoglich-Würtembergischen Oberamtsstädtchen Unteröwisheim, der sich mit sehr richtigen Kenntnissen von der Kuhpokken-Inoculation in seiner Pfarrgemeinde mit der Einimpfung derselben im Sommer 1801 beschäftigte, und welchem ich die Einimpfung meines eigenen Töchterchen selbst anvertraute, dessen richtig vor sich gegangene Geschichte im hiesigen Wochenblatte Nr. 38. 1801 angeführt ist — bekam durch einen ihm noch unbekannten Zufall (vielleicht dafs er die mit Impfstoffe noch etwas beladenen Lanzettspitzen auf seiner Hand probiret hatte? —) während seines Impfgeschäfts eine Kuhpokke zwischen dem Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand, die, nach der Aussage dieses Herrn, in ihrem Verlaufe so regelmäfsig gewesen sey, mit Achselschmerzen der rechten Seite, Fieber, wasserhellem Stoffe und periphärischer Röthe, dafs man, wie er sagte, damit hätte impfen kön-

nen. Ich ſah nach 3 Wochen die ziemlich breite Pokkengrube an ſeiner Hand, und wenn man nicht aus dessen blatternarbigtem Angesichte überzeugt wäre, daſs er die natürlichen Blattern überſtanden hätte, ſo würde man sich über dieſen Zufall einer Kuhpokkenanſteckung nicht ſo ſehr erſtaunt haben. Dieſer Zufall bewog mich, da ich wuſste, daſs ich die natürlichen Blattern in meiner Kindheit gehabt hatte, einen weitern Impfverſuch an mir ſelbſt zu machen. Ich impfte mich daher am 15ten October 1801 zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger meiner linken Hand, von dem Arme eines meiner Impflinge, des 8ten Tages durch etwas tiefere Impfritze ein, da ich aus Erfahrung wuſste, daſs weder bei etwas erwachſenen Kindern, noch bei bejahrten Leuten eine ſeichte Ritzung nicht ſo leicht hafte; — alle 3 Einſchnitte ſchlugen an. Am 3ten Tage verſpürte ich ſchon an dem rothwerdenden Knötchen ein kleines Jucken, welches von Tag zu Tag mit Erhebung der Impfritzen immer ſtärker ward. Am 7ten Tage hatte ich ſeröſen Stoff in den 3 durch das Reiben etwas hoch aufgelaufenen Pokken, verſpürte heftig zunehmende Schmerzen unter den Achſeln der linken Seite, durch deren conſenſuellen Reiz ich ſogar nächtlicher Weile einen kurz vorübergehenden Schauder ſamt eben ſo flie-

hender Hitze und etwas ſtärkeren Ausdünſtungen durch die Haut verſpürte (von welchem conſenſuellen Reize vielleicht auch das Fieberchen des Hrn *Kunz* geweſen ſeyn mag). Die Impfpokken waren am 7. 8. 9ten Tage ſo ſchön erhaben und hell, daſs man damit hätte impfen können, nur war die nachfolgende periphäriſche Röthe (wahrſcheinlich wegen der dickern Haut) nicht ſo regelmäſsig erhaben, breit und hochroth, wie bei zarten Kindern, und gegen den 12. Tag verſchwanden endlich die Achſelſchmerzen, die bräunlichte oder Bernſtein farbige runde Pockenkruſten trug ich bis in den 20ten Tag auf der Hand herum, und nach dem Abfallen hinterlieſsen sie ſehr ſeichte rothe Grübchen, die jetzt noch ſehr sichtbar sind. Uebrigens erfuhr ich keine weitere kränkliche Folgen aus dieſer Impfung. Bekanntlich haben Doctor *de Carro* in Wien, und Doctor *Pelchier* aus Genf mit dergleichen unvollkommenen Pokkenſtoffen geimpft; ihre Impflinge bekamen hingegen auch die natürlichen Blattern, nachdem man sie zur Probe an denſelbigen nachgeimpft hatte, und es entſtand hieraus die wichtige Regel: *Solche Materie nicht anzuwenden, von der man vermuthen kann, daſs sie durch einen Körper gegangen ſey, der ſchon die wahren Pokken gehabt hatte.* Ich

gestehe es, dass dessen ohngeachtet diese Vorgänge meine Herren Mitcollegen und mich selbst lange beunruhiget hatten. Nach weiteren Versuchen ward ich aber wieder dabei ruhig. Ich impfte nehmlich erwachsene Knaben, an welchen man zweifelte, ob sie Menschenblattern gehabt hatten, oder nicht? — mit Kuhpokken vergebens ein. Eben so impfte ich andere mit blatternarbigtem Antlitze, nebst andern nicht geblatterten Kindern von gleichem Alter und gleichem Temperamente, mit einerlei Kuhpokkenstoffe von Arm zu Arm ein; die nicht geblatterten bekamen regelmäfsige Kuhpokken, die geblatterten bekamen am 3ten Tage Grinde, die leicht wieder abfielen u. s. w.

Bei richtigen Impfungen mit vollkommenem Kuhpokkenstoffe, konnte man wenigstens dergleichen gegenseitige Proben durch die Nachimpfungen mit natürlichen Kinderpokkenstoffen nicht aufweisen, wenigstens müſste solches ein sehr seltner Fall seyn; dann machen 1 auch 6 Schwalben noch keinen Sommer aus, wie es sogar auch schon bei natürlichen Blattern selbst geschehen ist, dass Wärterinnen und Mütter durch die unmittelbare Berührung ihrer blatternder Kinder die Kinderpokken im Antlitze und an andern Theilen, z. B. den Brüsten, wieder bekommen, wenn

sie auch gleichwohl vorhin ſchon die Pokkenkrankheit überſtanden hatten. Ich berufe mich hier auf jene von *Camper*, *Girtanner*, *Lavater* u. a. m. angeführte Beiſpiele, auf das in hiesigem Wochenblatte Nr. 38. 1801 angeführten Kurtrieriſchen geheimen Archivarius Hrn *Seitz*, dessen Pokkenſchickſal von ſeinem Hrn Bruder, dem Kurtrieriſchen Artillerie-Hauptmann wiederholtermalen allhier erzählt worden iſt: Jener nehmlich hatte die natürlichen Blattern in ſeiner Kindheit ſehr gutartig gehabt, und bekam — dennoch in ſeinen Jünglingsjahren dieſelben ſo bösartig wieder, daſs er wirklich dadurch ſehr elendig zugerichtet iſt. Laut der in dieſem Journal 13. B. 3. St. p. 166, und in der Frankfurter K. R. Zeitung Nr. 22. vom 6. Februar 1802 eingerückten Nachricht, hatte nach dem Zeugnisse eines Arztes in Petersburg, der Bruder des gegenwärtigen franzöſiſchen Handlungsagenten in Stettin dreimal die natürlichen Blattern gehabt. Beim 2ten mal war ſein Gesicht äusserſt zerrissen worden, aber beim dritten mal erhielt er wieder eine glatte Haut.

Experientia teſte quidque probatum eſt.

Was man gegen die Kuhpokkeninoculation bisher angebracht hat, sind theils einzelne theoretiſche Räſonnements *) und hier-

*) Ich bitte ſolche Theoretiker, doch die ſchöne Wahr-

auf gefuſste zu präcipitante Urtheile, theils unrichtige Beobachtungen *) oder Folgen aus unächthaftenden Impfungen, wobei zu wünſchen, daſs man beſonders in Fällen, wo die richtige

heit nicht ungeleſen zu lassen, welche D. J. U. G. *Schäfer* in ſeinem ſchon oben citirten Werkchen p. 13. *in Betreff der Medizin als Erfahrungswissenſchaft ſehr trefflich beſchreibt. Anmerk. des Verf.* Ich glaube, daſs eben ſo wenig die ſchützende, durch Erfahrung erwieſene Wirkungsart des ſo flüchtigen Kuhpokkenſtoffes auf das sich in dem *Rete Malpighii* befindliche Pokkenorgan (welches nach *C. L. Hoffmann* eine Drüſe, nach *Portal* ein Schleimbläschen ſeyn ſoll) nach ſeinem feinen Organismus demonſtrirt werden könne, als jene auch der natürlichen Menſchenblattern, oder des Quecksilbers gegen die Luſtſeuche, welche dann doch auch durch ein Plätzchen der Haut eingerieben, durch das ganze abſorbirende Gefäſseſyſtem, ja ſogar deren innern Organismus hindurch wirken, und heilen kann.

*) Eben der nehmliche Hr. D. *Schäfer* ſagt in einem neulichſt erſchienenen Werkchen: *Verſuch einer Theorie der Engliſchen Pokkenimpfung, als Gegenſtück zu Hrn D. M. Herz Brutalimpfung. Nürnberg* 1802, worin dessen Einwendungen mit viel umfassendem, auf Theorie und Erfahrung gegründetem philoſophiſchem Scharfsinne widerlegt werden, in Betreff eines von jenem entgegengeſetzten Falles pag. 82. »Eine ſo wichtige Geſchichte, wie die ſo unvoll-»ſtändig erzählte, hätte vor allem in Absicht der »übrigen weſentlichen Umſtände genauer detaillirt »werden ſollen. Unumgänglich nothwendig wäre

innere Ansteckung zwischen der Localinfection durch äusserliche Zeichen *bei Kindern* so schwer zu bestimmen war, bei etwaniger Wiedererscheinung der natürlichen Blattern, *das Kind nicht sogleich mit dem Bade ausschütten wolle*, und den schon oben citirten schönen Erfahrungssatz des Hrn *Schäfers* hierüber, doch nicht unbeherzigt lassen mögte. Manche zum Theil aus unächten und schuldlosen Impfungen — zum Theil aus solchen schnellen Beobachtungen herrührende Posaunentöne werden wir bei grassirenden gewöhnlichen Blattern, besonders von den Dörfern her, noch hören müssen — wo man doch sehr oft nicht selbst anwesend seyn konnte, und den Berichten der Bauern glauben musste, ohne dass wir gerade der guten Sache einen Vorwurf können gelten lassen.

Inzwischen häufen sich die Nachrichten über die noch zur Zeit unbegreifliche Schutzkraft dieser Pokkenart immer mehr an, wobei ich zugleich auch zu melden habe, dass

» die Bestimmung der vorausgegangenen Natur der » Pokken, ob es die ächten waren, oder die falschen, » die Bestimmung der Perioden, der Dauer und des » ganzen Verlaufs; insbesondere aber, die genaue » Bestimmung des Zwischenraums von Zeit, inner- » halb welcher die zufällige Ansteckung sich nach » der künstlichen Impfung einfand u. s. w. «

die, nebst dem Beispiel des *Weindlischen* Kindes in meinem Unterrichte pag. 31. angeführte Geschichte der 2 *Minetischen* Kinder zu Frankfurt den schönsten Ausgang genommen hatte. Diese 2 mit Kuhpokken geimpfte Kinder wurden nehmlich zu natürlich blatternden Kindern in ein Bette gelegt, und wurden nicht angesteckt. — Laut weiteren Nachrichten, die mir Herr Doctor *Lehr* zu Frankfurt hierüber schrieb — bekamen aber 2 andere ungeimpfte und nicht geblatterte Kinder, die nur in dieses Blattern-Haus kamen, sogleich die gewöhnlichen Blattern sehr stark. Die *Minetischen* Kinder gingen auch mit diesen beständig um, und blieben davon befreiet. Aehnliche Fälle haben sich seither in Frankfurt mehrere ereignet, wovon Herr D. *Lehr* dem Publikum noch besondere Nachrichten ertheilen wird.

Schliesslich habe ich noch zu bemerken, dass ich überhaupt täglich mehr überzeugt werde, von was grossem Umfange mannichfaltiger Beobachtungen, Cautelen und Fortschritten in der Ansteckungs-Theorie selbst, die Kuhpockeninoculation sey, — wie sehr es daher zu wünschen wäre, dass sich damit niemand, als bescheidene wissenschaftliche Kenner, und Aerzte, als vorsichtige, sorgfältige und richtige Beobachter, sowohl in der Prü-

fung, als auch der Impfung derſelben, damit abgeben möchten. Denn wir hatten auch hier zu Lande unterſchiedliche leidige Fälle, wo man kachektiſche, febrizitirende, zu Gichtern und der herrſchenden Ruhrkrankheit diſponirte Kinder geimpft hatte, die zum Theil während der Impfzeit, obwohl die Impfung nicht anſchlug — auch nach der gehafteten Impfung, bald ſtarben, und die gute Sache in böſen und falſchen Ruf brachte. Ein ſachkundiger Arzt dürfte es jedoch eher wagen, dergleichen verdächtige Subjecte zu impfen, indem er sich etwa fähig fände, mit Arzeneimitteln zu rechter Zeit noch zu helfen. Der unbefugte Arzt würde sich wohl als Impfer hierin nicht mehr zu helfen und zu excusiren wissen. Ich hatte den 6. Juni 1802, 5 Stunden von hier zu *Balsfeld* unweit Horrenberg, wo ich laut oben ſo viele Kinder mit Keichhuſten geimpft hatte, an dem 1 jährigen Kinde und Säugling des *Joh. Peter Epps* ein ſchönes Beiſpiel hierüber. Dieſer bat mich nehmlich, ſein Kind, welches ebenfalls am Keichhuſten ſchon lange gelitten hatte, etwa auch zu impfen, indem ich doch auch andre mit dieſem Huſten ſo glücklich geimpft hätte. Als ich in deſſen Haus kam, traf ich das Kind an der Mutter Bruſt liegend äuſserſt elend an. Es hatte wegen ſeinem Keichhu-

ſten von einigen Feldſcherern immer wiederholte Laxanzen bekommen, und war ſo abgemagert, blaſs und ſchwach, daſs es kaum mehr huſten konnte. Die Augen waren mehr geſchlossen, als offen, die Bruſtwarzen zog es vor Schwäche nicht mehr an, der Pulsſchlag wimmelte nur, und beſtändig röchelte es, als wenn es dem Sterben ſchon nahe wäre, jedoch ſchluckte es noch die Milch, die man ihm mit dem Löffel eingab. Ich verordnete ein, ſeiner ſo ſehr erſchöpſten Erregbarkeit noch verhältniſsmäſsiges, Reizmittel, aus *aq. cinnamom. Extract. chin. Syrup. cort. aurant. et laudan. liquid. Sydenh.* ſtündlich einen Theelöffel voll zu geben. Das Kind besserte sich ſo merklich hierauf, daſs der Bauer auf meine weitere Verordnung mit allem Willen (was ſonſten in dieſen Gegenden ſelten geſchieht) dieſe Mixtur wiederholte. 7 Tage darnach, als ich das Kind ſelbſt wieder ſah, hatte es sich ſo an Fleiſch und besserem Ausſehen erholt, daſs ich es faſt nicht mehr gekannt hatte. Es trank wieder an der Mutter Bruſt, der Puls ging wieder gleich, obwohl noch ſchwach, der Huſten war beinahe hinweg. Nur hatte es sich an Kräften noch nicht ſo erholt, daſs ich es impfen konnte. Ich verſtärkte daher die Gaben der obigen Mixtur, beſonders das *Extract. chin.* mit *aq.*

cinnamom. und 7 Tage darnach war das Kind ſo wohl, daſs ich es ohne Anſtand glücklich geimpft habe.

Ich hoffe nun, daſs man auch meinen Bemerkungen hierüber die Aufmerkſamkeit nicht entziehen werde, die ſowohl zur Berichtigung meiner Beobachtungen, — als auch zur Verbesserung meiner etwanigen und anderer Irrthümer — nach mehr geprüften Erfahrungen abzwecken ſollen.

2.

Noch etwas von den Hautausſchlägen nach der Vaccine, ihre Verhütung, und von Benutzung der Vaccine zur Heilung der Hautkrankheiten.

Nachdem ich bei vielen, theils von mir ſelbſt, theils von andern Aerzten vaccinirten Kindern Nachſuchung angeſtellt habe, kann ich jetzt beſtimmt versichern, daſs die mehr oder weniger hartnäckigen Hautausſchläge nach den Kuhpokken, von denen ich vor einigen Monaten in dieſem Journale ſchrieb, häufiger Statt finden, als ich glaubte. Sogar bei zwei Kindern verſchiedener Eltern, die nur eine unvollkommene (unächte) Vaccine bekamen,

weil sie die natürlichen Pokken höchst wahrscheinlich schon gehabt hatten (worüber die Eltern zweifelhaft waren), stellte sich einige Wochen nachher ein häufiger, zum Theil in dicken, eiternden Beulen, mehrentheils aber in kleinen Pusteln bestehender Ausschlag, vorzüglich im Gesichte, ein, der mit vieler Mühe durch Abführungen, Aachner Schwefelbäder (die Kinder waren in Aachen), Kräuterthee von *Viol. tricol. Tussilag. sem. foenic. Lign. sassafr. rad. liquir.* und durch *Aethiops miner.* gehoben wurde. Nie hatten diese Kinder vorher irgend einen Hautausschlag gehabt. Solche Fälle waren der Triumpf der gegen die Vaccine gestimmten Aerzte. Man sieht daraus offenbar, sagten diese, daſs durch die Vaccine dem Körper ein schädlicher Stoff mitgetheilt wird, der in der Folge nachtheilige und gar nicht zu berechnende Wirkungen äuſsert. Ich kann indessen versichern, daſs alle Kinder, an denen ich jenen Hautausschlag bemerkte, jetzt davon befreiet sind, und nicht die geringsten übeln Folgen nach der Vaccine weiter empfunden haben.

Kortum.

Ich habe öfters die nehmliche Bemerkung gemacht, wie der würdige Herr Verfasser. Die nachfolgenden Ausschläge hatten sämtlich

ein herpetiſches Anſehen, entweder trocken, oder mit ſchwärenden und oft lange dauernden Puſteln untermiſcht. Doch habe ich gefunden, daſs meiſtens dieſe kleine Unannehmlichkeit nicht länger, als 4, höchſtens 6 Wochen dauert, und daſs sie verhütet werden kann, wenn man den Vaccinirten nach Endigung der Krankheit, alſo nach dem 12ten Tage, *Calomel mit Jalappe*, in ſolcher Dosis, daſs sie einigemal purgiren, giebt, dies nach Verlauf von 2 Tagen zum erſtenmale, und nach Verlauf von 3—4 Tagen zum zweitenmale wiederholt, und ihnen einen Tag um den andern (die Purgirtage ausgenommen) ein laues Bad von Seife und Kleyen machen läſst, ſo daſs sie etwa 6 bis 7 Bäder nehmen.

Zugleich aber iſt dieſe Erſcheinung ein Beweis, wie ſtark und ſelbſt nach der Krankheit fortdauernd die Wirkung dieſer Infection auf das Hautorgan iſt, und wieviel sich alſo davon zur Heilung chroniſcher Hautkrankheiten erwarten lasse, nach dem wahren und practiſch ſehr wichtigen Prinzip, daſs diejenigen Mittel zur Heilung der Krankheiten vorzüglich wichtig sind, welche im geſunden Zuſtande ähnliche Krankheiten zu erregen vermögen. Denn dies beweiſst immer eine ſpezifiſche Beziehung theils auf den Theil, theils auf die qualitative Ausartung der organiſchen

Materie, die bei der Krankheit zum Grunde liegt.

Einigemal habe ich ſchon geſehen, daſs Hautausſchläge, die lange vorher ſchon exiſtirt hatten, nach überſtandener Vaccine von ſelbſt vergingen.

D. H.

3.

Neue Erfahrung von der Entſtehung der Schutzpokken, aus der Javarre der Pferde.

Die Kuhpokken-Einimpfung macht in der Italieniſchen Republik die gröſsten Fortſchritte, durch die unermüdete Thätigkeit des Hrn Doctor *Sacco*, der als General-Director der Kuhpokken-Inoculation ſchon über 21000 damit inoculirte. Er hat die Vaccine ſehr vielen Thieren eingeimpft, die sie alle bekamen. — Der Zufall, der oft die gröſsten Entdekkungen veranlaſst, iſt auch dem Hrn Doctor *Sacco* behülflich geweſen, um den wahren Urſprung der Kuhpokken zu beſtimmen.

Dieſer ſcharfsinnige Forſcher hatte ſchon mehrere und wiederholte Verſuche gemacht, um die *Jenneriſche* Meinung zu beweiſen, daſs

die Jauche der an Javarre kranken Pferde ſowohl den Menſchen, als den Kühen die Pokken, welche man jetzt Vaccine nennt, mittheilen könne. Achtzehn Subjecten, und 27 Kühen wurden von ihm zu verſchiedener Zeit, und mit einer in verſchiedenen Epochen von den Javarre hergenommenen Jauche, inoculirt. Seine Unterſuchungen entſprachen doch nie der Erwartung; und es ſchien, als wenn die Natur dem forſchenden Auge der Philoſophen sich hätte entziehen wollen, um sich als Beherrſcherinn nach Ihrem Belieben und Laune einſtens deutlicher zu äuſsern.

Ein *Stallknecht*, Namens *Carlo Beretta*, der ein an Javarre krankes Pferd des Herrn *Sacco* beſorgte, bekam einige Blatter-Puſteln an den Händen. Er zeigte sie ſeinem Herrn, der sich überzeugte, daſs sie aus keiner andern Urſache herrührten, als von der Krankheit des Pferdes, welches er pflegte. Kurz darauf bekam Herr *Sacco* noch eine andere Gelegenheit, einen Mann zu beobachten, der an den Händen mehrere Puſteln hatte, die den wahren Charakter der Vaccine darſtellten. Er war Kutſcher des Bürgers *Clari* von Mailand, und beſorgte ſeit mehreren Wochen verſchiedene, mit Javarre behaftete, Pferde. — Bei dieſer Gelegenheit ſuchte Herr *Sacco* Perſonen von Kenntniſsen zuſammen zu bringen,

um

um den erwähnten Fall gemeinschaftlich mit ihnen zu beobachten und zu untersuchen. Das geschah den 26sten Februar 1803, wo ich eben in Mailand war, und glücklicherweise dazu gerufen wurde.

Unter den versammelten Personen befanden sich mehrere Männer aus Pavia, Bologna, Mailand, Wien, und verschiedene geschickte Ärzte, sowohl Mailändische als fremde, die alle darin übereinstimmten, dass die Pusteln die wahre Vaccine darstellten.

Diese zwei interessanten Fälle, die durch einen glücklichen Zufall dem Herrn Doctor *Sacco* vorgekommen sind, bewogen denselben, verschiedene Experimente mit der Materie dieser Individuen anzustellen, und es wurden einige Kinder und Kühe damit inoculirt.

Die Resultate dieser Experimente sind von der grössten Wichtigkeit, und man hofft, dass Herr *Sacco* die Erwartung des Publikums hierüber bald befriedigen wird. Inzwischen weiss ich schon als Augenzeuge, dass die Materie, aus den Pusteln des Kutschers genommen und einigen Kindern inoculirt, solche Würkungen bei ihnen erregte, die denen von der wahren Vaccine vollkommen ähnlich waren.

Aus diesen Beobachtungen wird man auch bestimmen können, ob die Materie des

Javar allein, und ohne durch die Kühe zu wandern, uns vor den gewöhnlichen Blattern wird schützen können. *)

D. Malfatti.

*) Man vergleiche hiermit die Erfahrungen, die Herr D. *Gautieri* zu Novara hierüber im *Journal der ausländ. mediz. Literatur*, 1803. *Februar*, bekannt gemacht hat.

d. H.

III.

Ist das Abfchneiden des Haupthaares und des Bartes eine der Mode zu überlassende gleichgültige Sache?

von

Carl Chriftian Matthäi.

Seit ich gewohnt war, über Gegenftände der thierifchen Ökonomie nachzudenken, die Grundfätze zu prüfen, aus denen die Rathfchläge fliefsen, die wir Ärzte unfern Mitbürgern im kranken und gefunden Zuftande ertheilen, war ich überzeugt, es gehöre der Satz: das Scheeren des Haares ift eine gleichgültige Sache, und kann der Willkühr eines jeden überlassen werden, zu den fchädlichften Vorurtheilen. Ich erlaubte daher nie, dafs meinen Kindern die Haare, es fei aus welchem Grunde

es wolle, geschnitten wurden. Auch bei andern Eltern suchte ich, durch Gründe, Beispiele und Überredung, dies so allgemein herrschende Vorurtheil zu bestreiten. Man hörte nicht; und wie ich so weit ging, selbst das Rasiren, besonders in frühen Jahren, zu verdammen, lachte man über mich. Man nannte es Sucht und Haschen nach Paradoxien. Wahrlich! es war dies nicht; sondern *innige* Überzeugung von dem schädlichen Einflusse, den diese Mode auf die Aus- und Fortbildung des Menschen, und selbst der Menschheit haben muss, und sicher auch hat.

Ich glaube, eine der Menschheit reellen Nutzen bringende Arbeit zu übernehmen, wenn ich hier die Gründe entwickele, die mich, und sicher mit mir viele Ärzte, zu der obigen Überzeugung brachten. So viel es in meinen Kräften gewesen ist, habe ich diese Gründe mit Deutlichkeit entwickelt, die Erfahrungen und Thatsachen, die mir bekannt waren, zusammengestellt, und nur solche Resultate herausgezogen, die mir vollkommen begründet zu seyn schienen. Unvollkommen bleibt dieser Versuch, das fühle ich wohl. Ich konnte indessen, meiner Lage nach, besonders nicht die von andern Schriftstellern angeführten Thatsachen häufen, die für den Nachtheil des Haar- und Bartscheerens spre-

chen, und keine andere Erklärung zulassen. Und doch kann dies nur für viele Menschen entscheidend seyn. Indessen, habe ich nur die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand erregt, so mag meine Absicht erfüllt heissen. Ärzte und Erzieher werden den hier vorgetragenen Ideen schon mehr Klarheit, Bestimmtheit und Beweiskraft zu verschaffen wissen, und so den Eingang beim grösseren Publikum erleichtern, befördern.

Ist es nun wirklich für Gesundheit, Geistes- und Herzensbildung eine so gleichgültige Sache das Haar- und Bartscheeren, wie man gemeiniglich glaubt? Darf der Arzt ein ruhiger Zuschauer bei einem solchen herrschenden Gebrauche bleiben? Und müssen nun beide Fragen mit *Nein* beantwortet werden; aus welchen Gründen muss und kann der Nachtheil abgeleitet werden, den man so oft darnach entstehen sah; und welche Thatsachen kann man zur Unterstützung dieser Gründe anführen? — Dies ist genau der Gegenstand dieser Untersuchung.

Noch einmal! Ärzte, Erzieher! für Euch zunächst ist diese Abhandlung bestimmt —; fühlt Ihr die Wichtigkeit der Gründe —, und thut ihr es nicht, so liegt die Schuld nicht an diesen Gründen selbst, sondern an der geringen Kraft und Deutlichkeit des Vortrages —;

seht Ihr folglich den Nachtheil ein, den das Haar- und Bartscheeren in der Jugend auf die Entwickelung des Menschen, seine geistigen, moralischen und körperlichen Kräfte, selbst auf die Fortbildung des Menschengeschlechts hat; so nehmet die Scheere, ein gefährliches Werkzeug, aus den Händen der Mütter, der Kinderwärterinnen; entreisset das Scheermesser dem, zum mannbaren Jüngling sich entwikkelnden, Knaben. Es ist nicht Scherz, was ich behaupte; nein! innige, durch unzählige Gründe befestigte Überzeugung. Möchte meine Darstellung derselben deutlich, lebendig und eindringend genug seyn, um meinen Gründen die Kraft der Überzeugung zu leihen. Krankheiten mancherlei Art, Geistesstumpfheit, Hang zur Wollust, würden dann seltener unter den Menschen seyn. Und würden dann nicht die Fortschritte in der moralischen Kultur beschleunigt werden? Würde unsere Nachkommenschaft nicht kräftiger gedeihen an Leib und Geist? Wer vermag die Folgen zu übersehen, wer sie zu entwikkeln, die aus einer so geringfügig scheinenden Sache entstehen können, müssen und werden?

Um indessen unsern übrigen Gründen und Entwickelungen einen sichern Gang zu verschaffen, ist es unumgänglich nöthig, mit leichter Hand die Gründe und Thatsachen

auszumahlen, aus denen man mit entſcheidender Gewiſsheit ſchlieſsen kann und muſs, daſs die Haare nicht allein belebt sind und von dem Ganzen ernährt werden, ſondern daſs sie auch rückwürkend einen beſtimmten Einfluſs auf das Ganze haben und haben müssen. Wir könnten nun aber

1. die nothwendige allgemeine Ansicht und Bedingung eines jeden Organismus, und namentlich des thieriſchen, ſehr gut und entſcheidend zu unſerm Zweck benutzen. Da dies aber einer weitläuftigen theoretiſchen Unterſuchung und Ableitung aus höhern Gründen bedürfen würde, die sich für den Zweck der gegenwärtigen Unterſuchung nicht eignet, ſo begnügen wir uns nur, das Reſultat einer ſolchen Unterſuchung hier zu berühren. Bedingung eines jeden Organismus iſt, daſs alle einzelne Theile desselben in einer thätigen Wechſelwürkung unter und zu einander ſtehen, ſo daſs die Functionen eines jeden einzelnen durch die Functionen aller übrigen beſtimmt und unterhalten werden, und daſs alle nothwendig von der normalgemäſsen Art und Stärke abweichen müssen, ſobald eine abweicht. — Wir lassen dies, und ſchlagen den entgegengeſetzten Weg ein, um den obigen Satz zu beweiſen; einen Weg, den man in neueſten Zeiten nur als für Schwach- und

Dummköpfe, oder wie sie jezt in Landshut mit einem Namen — Empiriker — genannt werden, brauchbar bezeichnet hat. — Was kümmert es uns. Es haben nun aber

2. Versuche und Beobachtungen erwiesen, dass die Haare Röhrchen sind, in denen Säfte zirkuliren. Diese können sie nun entweder aus der Gesammtmasse aller Säfte im thierischen Körper erhalten, oder aus der Luft, um sie dem Organismus mitzutheilen. In beiden Functionen sind sie aber dem Ganzen nothwendig, indem sie theils aus dem Körper Säfte entfernen, theils ihm welche zuführen. Das Übergewicht bei diesen entgegengesetzten Functionen neigt sich indessen wohl auf die Seite der Absonderung, und es könnte in Zweifel gezogen werden, ob die andere Art von Thätigkeit wirklich statt fände. Dass aber wirklich irgend eine Flüssigkeit die Haare von der Wurzel bis an die Spitze durchströmt, kann erwiesen werden durch nachfolgende Thatsachen.

1) Man bemerkt an einer weissen Wand deutlich einen Schatten von dem dampfartigen Ausströmen der Haare.

2) In der Kälte steigt ein sichtbarer Dunst auch von dem Theile der Haare auf, der nicht unmittelbar den Kopf berührt; am

sichtbarsten ist dies, wenn sich jemand stark in Schweiss arbeitet.

3) Zu Zeiten bricht der Schweiss sehr deutlich an den Haaren früher aus, ehe er noch am übrigen Körper bemerkt wird.

4) Vielen Menschen sind die Haare sämmtlich schmierig und wie mit Öhl eingerieben.

5) Kämme, Mützen, Wäsche werden durch die Berührung der Haare schmutzig, und dies geschieht bei der Wäsche immer früher an den behaarten Stellen des Körpers.

6) Bei blonden Menschen, mit röthlichen Haaren, schwitzt bei heisser Witterung unter den Achseln ein klebrichtes, röthliches Pigment aus, das ohnstreitig für die Haare zum Absondern und zur Nahrung bestimmt ist. Etwas ähnliches bemerkt man bei einigen Thieren, z. B. auf dem gelben Fleck des *Didelphus marsupialis Lin.* *). Man will ausserdem noch behaupten, dass die rothen Haare einen eigenthümlichen, unangenehmen Geruch hätten, der die rothhaarigen Schönen zu einem doppelten Aufwande in wohlriechenden Salben und Wassern nöthigte **).

*) *Autenrieth* Handbuch der Physiol. §. 800.

**) Journal des Luxus und der Moden. 1789. März. p. 109.

7) Drängen nicht von den Wurzeln der Haare nach den Spitzen Säfte, so würde man das Wachsthum derselben überhaupt nicht begreifen, denn dieses geschieht immer durch neue Spitzen, wie der Augenschein sehr deutlich beweiset.

8) Mikroskopische Untersuchungen haben den röhrigten Bau der Haare ausser allem Zweifel gesetzt *).

9) Durch Versuche ist es ausgemacht, dass die abgeschnittenen Haare, ins Wasser gesetzt, noch fortwachsen; was auch geschieht, wenn sie an einem schon todten Körper sitzen bleiben. Sie saugen dann, nach bekannten Gesetzen, noch immer Feuchtigkeiten ein, die dieses Wachsthum unterhalten.

10) Ich habe es oft an meinen eignen Haaren bemerkt, dass einzelne an den Spitzen grau werden, während der übrige Theil noch immer seine braune Farbe behält. Andere Schriftsteller haben dasselbe bemerkt **).

11) Endlich werden in der Folge noch Krankheitsphänomene angeführt, die hier benutzt werden können und müssen.

*) *Leuvenhoek Anat. rerum Microscop delect. p.* 32.

**) *Encyclopedie — Poil.*

3. Durch Krankheiten des ganzen Organismus, an denen die Haare nicht selten grofsen Antheil nehmen, ist es ausgemacht, dafs die Natur im Stande ist, die Säfte in gröfserer oder geringerer Menge nach den zur Ernährung und Wachsthum der Haare bestimmten Organen zu führen, als im gesunden Zustande gewöhnlich geschieht. Einige hier unter vielen.

In Polen, und, wiewohl sehr selten, in andern Gegenden, kommt eine Krankheit vor, die sich durch ein besonderes Phänomen der Haare auszeichnet, und die dieses am meisten hervorstechenden Symptoms wegen Weichselzopf genannt wird. Nachdem eine Zeitlang mehrere Zufälle, die auf ein allgemeines Leiden des Organismus schliefsen lassen, als abwechselnder Frost und Hitze, Beklommenheit, Schmerzen in den Gelenken, Mattigkeit, Kopfweh vorhergegangen sind, fangen einige Büschel der Haupthaare an übermäfsig zu wachsen, sich in einander zu verwirren und, ihrem Durchmesser nach, dicker zu werden. An den Seiten der Haare schwitzt eine klebrichte Feuchtigkeit hervor, die alle einzelnen Haare zu einer gleichsam festen Masse vereinigt. In einzelnen Fällen dringt Blut aus den äufsersten Enden dieses Wulstes, wenn man einen Theil davon abschneidet. Das Wachsthum nimmt

bis zu einer ungeheuren Länge dieser kranken Haare zu. Man findet Beispiele bei den Schriftstellern aufgezeichnet, wo ein solcher Weichselzopf bis 5 Ellen lang geworden ist. Der ganze Körper leidet so lange sehr, bis der Wachsthum dieses Zopfes aufhört; dann befinden sich aber die Menschen wieder wohl. Doch dürfen sie es nie wagen, diese oft so lästigen Wülste abzuschneiden; es *erfolgen* sonst die gefährlichsten Zufälle. Selbst dann, wenn sie von freien Stücken abfallen, empfinden die Menschen die üblen Folgen, die nicht selten in einer tödtlichen Lungensucht bestanden haben sollen.

Hufeland erzählt in diesem Journale *): Ein Mann von 50 Jahren litt oft an heftigen Kopfschmerzen; so oft ein solcher Anfall eintrat, fingen sich seine Haare an zu kräuseln, zu verwirren, nach oben zusammen zu ziehn, und bildeten einen Wulst, als wenn sie toppirt wären. Mit dem Schmerz verlor sich auch dieser Zufall.

Nach hitzigen Krankheiten werden die Haare nicht selten ganz weiss, wenn sie vorher von dunkler Farbe gewesen waren, nehmen auch ihre ehemalige Farbe nie wieder an **)

*) Band 4. Stück 1. p. 151.

**) *Salmuth obs. med. c. II. obs.* 26.

Auch sind die Fälle nicht selten, dass nach Krankheiten jemanden über den ganzen Leib alle Haare ausfallen, und entweder überhaupt nicht wieder wachsen, oder doch in einer andern Form und Farbe.

Ein Prediger, *J. B. Riquier*, kränkelte lange. In einer Nacht verlor der Kranke im Schlaf den Bart, die Augenbraunen, Augenwimpern, kurz, alle Haare auf dem ganzen Leibe. Man denke sich den Schrecken dieses Mannes, wie er alle Haupthaare zusammt den Wurzeln zugleich mit der Nachtmütze abnahm. Alle jungen Haare, die wieder hervorsprossten, waren statt schwarz, blendend-weiss *).

Es ist den Perückenmachern eine bekannte Erfahrung, dass die Haare, welche von Leichnamen geschnitten sind, die an zehrenden, langedauernden Krankheiten starben, nicht gut zu behandeln sind. Grössere Sprödigkeit, Trockenheit macht sie fast ganz unbrauchbar und völlig glanzlos.

4. Die Haare empfinden den Einfluss solcher Reize, die den ganzen Erregungszustand, und folglich alle Thätigkeiten des Körpers schnell abzuändern im Stande sind; eben

*) Berlinische Samml. zur Beförd. der Arzneiwissensch. Bd. 3. p. 272. Ein anderer Fall steht bei *Heister* med. chir. Wahrnehmungen p. 169. Siehe auch *Nova act. Acad. nat. curios.* Tom. I. 1757. p. 103.

nicht als dem Organismus fremd und nutzungslos angesehen werden dürfen, die man nach Belieben, so wie es gerade die Mode befiehlt, von sich werfen kann. Sind sie aber Theile des Organismus, deren Functionen durch den Einfluss des Ganzen geleitet werden, und diesen wieder leiten, beschränken und bestimmen, so müssen sie auch derselben diätetischen Aufmerksamkeit gewürdiget werden, der andere Theile des Organismus sich zu erfreuen haben; und man darf sich nicht verführen lassen, weil die Folgen des Haarabschneidens meistens so wenig auffallend sind, sie auch wirklich für so gering und gleichgültig zu halten.

Die bisherigen Thatsachen, Erfahrungen und Erläuterungen könnten eigentlich schon hinlänglich seyn, um die Wichtigkeit eines ungestörten Haarwuchses und den Nachtheil eines unzeitigen Schneidens einleuchtend zu machen. Da wir uns aber eigentlich vorgenommen haben, hauptsächlich der Mode des anhaltenden und frühzeitigen Scheerens bei Kindern Einhalt zu thun, und die Gründe vor den Augen des Publikums zu entwickeln; so müssen wir noch einen Schritt weiter gehen und einige, aus der Erfahrung abgeleitete, durch Übereinstimmung mit höhern Gründen einer wahren Naturphilosophie bestätigte oder,

wenn

wenn man lieber will, zur Evidenz erwiesene Grundſätze, nach denen der Organismus handelt, anführen.

I. Jeder Reiz, der auf den lebenden thieriſchen Körper einwürkt, ſpornt denſelben zu Gegenwürkungen an, und zwar am meiſten an der Stelle, wo er zuerſt und geradezu einwürkt.

II. Dieſe vermehrte Gegenwürkung an der unmittelbar gereizten Stelle iſt Urſache, daſs die Säfte theils ſchneller, theils in gröſserer Menge hierher geführt werden.

III. Iſt nun der Zufluſs der Säfte zu einem Theile gröſser, ſo muſs er um ſo viel geringer zu einem andern ſeyn.

IV. Aller Wachsthum, Reproduction und Bildung iſt beſtimmt: eineſtheils durch den Grad der allgemeinen organiſchen Thätigkeit, und beſonders in den hierzu mitwürkenden Organen; anderntheils durch die Beſchaffenheit und Menge der dahin geleiteten Säfte.

V. Folglich muſs eine gröſsere Reitzung eines Organs einen gröſseren Zufluſs von Säften, eine gröſsere Thätigkeit und eine gröſsere Ausbildung zur Folge haben, als die normalgemäſse Harmonie des Einzelnen zum Ganzen erfordert.

Auſser dieſen Sätzen iſt es der Erfahrung gemäſs, daſs bei Entwickelung und Ausbildung

der einzelnen Organe des thierischen Körpers eine gewisse regelmäßsige Stufenfolge beobachtet wird, von der die Natur nur gezwungen abweicht. Das späte Ausbrechen der Haare des Kindes im Mutterleibe ist ein Beweis, dafs nur der Theil von Kräften zur Hervorbringung der Haare und Nägel verwandt wird, der ohne Nachtheil den übrigen Organen entzogen werden kann. Dies wird durch die späte Entstehung des Barthaars und den geringen Wachsthum der Haare des Kindes, wenn sie nicht gereizt werden, bestätigt.

Diesem Allen zufolge müssen die Säfte, oder, allgemeiner gesprochen, die Kraft, die zur Entwickelung und Ausbildung irgend eines Theiles in gröfserer Menge verwandt wird, dem übrigen Organismus und einem bestimmten, mit jenem in genauern Zusammenhange stehenden, Theile am meisten entzogen werden. Unzählige Thatsachen sprechen auch für diesen Satz, und erheben ihn zu einer Erfahrung, die allgemein in der organischen Natur als gültig angesehen werden muss. Werden z. B. die Gänse stark gerupft, so kränkeln sie, werden mager, und es ist eine sehr bekannte Haushaltungsregel, sie beim Mästen nie zu rupfen. Sie ersetzen freilich, bei gutem Futter, die Federn schnell wieder, aber sie nehmen dafür desto weniger an Fleisch

und Fett zu. Derselbe Fall ist es mit den Schaafen, Hunden, wenn sie geschoren sind. Ich will mich nicht auf die Erscheinungen des Mausern bei den Vögeln, des Haaren der Pferde berufen, weil dies periodisch zurückkehrt, und folglich eine innere Veränderung des Organismus ist, deren Bedingungen uns unbekannt sind.

Hat man wohl irgend einen Grund gegen die Anwendung des Gesagten auf die Menschenhaare? Werden diese nicht geschnitten, so wachsen sie freilich fort, aber zu keiner gröfseren Länge, wie es das Gleichgewicht unter den Reproductionskräften des Körpers erlaubt. Sie treiben Spitzen, die sich endlich spalten, und nun ist das Wachsthum zum Ende. Der junge Anwuchs kömmt nur langsam herauf. Schneidet man sie aber auf der Haut ab, was unwissende und thörichte Erzieher sogar mit dem Scheermesser zu thun erlauben *), so zwingt man den Organismus, eine weit gröfsere Anstrengung, eine gröfsere Menge von Säften auf die Reproduction derselben zu wenden, wie eigentlich, dem Verhältnifs des Ganzen nach, geschehen konnte und sollte. Müssen nun nicht andere Organe diesen

*) Journal des Luxus und der Moden. 1789. Merz. p. 109.

gröſseren Aufwand nachtheilig empfinden? Und nicht ſelten sind die Folgen ſehr beträchtlich. Es ſcheint oft unbegreiflich, woher Kinder die blöden, ſchwachen, triefenden Augen, den ſtinkenden Ausfluſs aus den Ohren, die geſchwollenen, entzündeten Drüſen am Halſe, und überhaupt den Zuſtand, den man gewöhnlich unter ſcrophulöſer Anlage, Skrofeln zuſammenfaſst, haben. Man kann keinen Grund in der Lebensart auffinden, und gemeiniglich ſchiebt man die Schuld auf die Eltern, oder Groſseltern. Es iſt angeboren, ſagt man. Und doch lag die Urſache zu Zeiten ſo nahe — in dem von Jugend auf geſchornen Kopfe. Nicht ſelten waren Aerzte unwissend genug, was Urſache des Uebels war, als Heilmittel ferner anwenden zu lassen. Wie konnten sie sich aber denn wundern, wenn das Uebel ſo hartnäckig blieb und nicht eher wich, bis die Mode in ſpäteren Jahren es erlaubte, daſs der Organismus ſeine Thätigkeit auf die Organe richten konnte, denen man sie entzogen hatte. Ein Engliſcher Arzt, *Ed. Barry*, empfiehlt daher auch, geſtüzt auf richtige Grundſätze, ſehr dringend in der Atrophie der Kinder den ungehinderten Haarwuchs, und verwirft das Schneiden als ſehr nachtheilig *).

*) *A treatiſe on the three different Digeſtions and dis-*

Was aber die wichtigſte Folgerung aus den obigen Geſetzen der organiſchen Thätigkeit iſt — Muſs nicht bei Kindern die organiſche Ausbildung des Gehirns leiden, wenn die Natur gezwungen wird, unverhältniſsmäſsig viel Säfte auf die Bildung und Reproduction der äuſserſten Bedeckung des Scheitels zu verwenden? Hängt nun aber nicht von der vollkommenen und normalgemäſsen Bildung des Gehirns die Anlage zu groſsen Seelenkräften allein ab? Und kann man dies nicht leugnen, wer wird dann nicht meiner Behauptung beiſtimmen, wenn ich die ſo häufigen Klagen über die geringe Ausbreitung gröſserer Geiſtesenergie unſeres Zeitalters dem ſo häufigen Scheeren des Haupthaares in der Jugend gröſstentheils zuſchreibe? Und rechnet man hinzu, daſs die jetzige Mode unſerer Jünglinge auch ſelbſt dem ſchon, ſo weit es unſere Erziehung erlaubt, ausgebildeten Gehirn die nothwendigen Säfte entzieht; ſo iſt hier abermals ein Grund von den vielen zu ſuchen, daſs ſo oft Tituskopf, Brutuskopf,

charges of the human body, and the diſeaſes of their principal organs. Lond. 1759. *p.* 222. Dieſer Schriftſteller trägt überhaupt mehrere, der Erfahrung abgeborgte, Rathſchläge über das Haarabſchneiden vor, die Beherzigung verdienen. Er iſt der Meinung, daſs nur ſtarke Kinder es ohne Nachtheil ertragen.

Dummkopf, Synonymen sind. Alſo auf, Ihr allerneueſten Philoſophen! Ihr naturphiloſophiſchen Aerzte! klagt nicht weiter über das Nichtverſtehen Eurer Schriften, ſucht vielmehr der verderblichen, geiſtabſtumpfenden Mode des Haarſcheerens in den Kinderſtuben, auf Univerſitäten, Einhalt zu thun, ehe Ihr Euren tief gedachten und vorgetragenen Sätzen Eingang zu verſchaffen ſucht.

Doch, um mich gegen den Vorwurf der Uebertreibung und der zu groſsen Aengſtlichkeit zu ſchützen, will ich das Verdammen des Scheerens der Haupthaare nicht auf ältere Subjekte ausdehnen; wenn ich ſchon überzeugt bin, daſs es ſelbſt in ſpäteren Jahren, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, nicht gleichgültig iſt. Hat ſich der Verſtand erſt ausgebildet, ſo möchte es für dessen Funktionen weniger ſchädlich ſeyn, wenn die Säfte nach der äuſsern Peripherie geleitet werden. — Freilich wird man mir, aus der Erfahrung, Beiſpiele genug zur Entkräftung meiner Behauptungen anführen. Man wird mir Männer nennen, deren Haare in früher Jugend geſchoren waren, und die nachher beſtändig den Kopf kahl trugen, die aber durch Geiſt und Kenntnisse ſich auszeichneten, ſich ſelbſt über ein ganzes Zeitalter erhoben. Man wird mich an die Zeiten erinnern, wo das Tragen der

Perucken ſo allgemein war. Dieſe Beobachtungen, auch als wahr zugegeben, können nichts gegen die obigen Behauptungen beweiſen. Denn erſtlich kann der Möglichkeit nicht widerſprochen werden, daſs dieſe Männer noch ſcharfsinniger u. ſ. w. ſeyn könnten; und zweitens haben dieſe sich ohnſtreitig unendlich viele Mühe gegeben, ihren Geiſt zu kultiviren. Aber gerade hierdurch iſt der Organismus genöthigt worden, die Ausbildung des Seelenorgans auf Koſten des übrigen Körpers zu befördern. Gewiſs leiden ſolche Männer an mancherlei körperlichen Beſchwerden, die ihren Grund in einer unvollkommenen Ausbildung und Reproduction in irgend einem Organe haben. Und wäre auch dies nicht der Fall, ſo giebt es einige Organismen, die ſelbſt die widersinnigſte Behandlung ohne sichtbaren Nachtheil zu ertragen ſcheinen. Der zweite, von dem groſsen Scharfsinn unserer Perücken tragenden Väter hergenommene, Grund trifft überhaupt unſere Behauptungen nicht, da die Mode damals nicht befahl, auch den zarteſten Kindern den Kopf zu ſcheeren.

Doch nicht das Gehirn beſonders des Kindes, empfindet den nachtheiligen Einfluſs dieſes gewaltſamen Hinlenkens der Reproduction auf einen Theil; es giebt Umſtände und Zeiten, wo die nachtheiligen Folgen des Haar-

abſchneidens der ganze Körper ſchmerzlich empfindet.

Viele der aufmerkſamſten praktiſchen Aerzte verboten ſehr dringend einem Kranken, der sich von einer ſchweren Krankheit erholte, dessen Körper noch ſchwach, einer beträchtlichen Reproduction bedurfte, die Haare zu ſchneiden. Man findet bei den Schriftſtellern viele Fälle beſtimmt und genau aufgezeichnet, wo die heftigſten Zufälle nach dem Abſchneiden der Haare eines Reconvalescenten unmittelbar erfolgt sind, von deren plötzlichem Entſtehen keine andere Urſache aufgefunden werden konnte. Auch ſelbſt vorher geſunde Körper litten nicht ſelten Zufälle, die den Grund zu einem anhaltenden Uebelbefinden legten, wenn sie, unbeſonnen genug, ein von Jugend auf unbeſchnittenes und gehegtes Haar plötzlich abſchneiden lieſsen. Die neueſte Mode bei den Damen hat hierzu traurige Beiſpiele genug geliefert. Endlich muſs ich hier noch einmal an die nachtheiligen Folgen, die man immer nach dem Abſchneiden eines Weichſelzopfes entſtehen ſah, erinnern.

Von wie groſsem Einfluſse das Haarabſchneiden aus den eben entwickelten Geſichtspunkten ſchon ſeit langer Zeit von den Aerzten gehalten wurde, kann man leicht aus den Schriften der aufmerkſamſten Beobachter

und glücklichſten Praktiker beweiſen. So gebrauchte man es vielfältig wie ein Heilmittel; und dann ſcheint es beſtimmt eben ſo, wie ein Spaniſches Fliegenpflaſter, durch Hinleitung der Reproductionskraft, auf eine beſtimmte Stelle zu würken. *Sydenham* *) empfiehlt bei der Phrenitis, einer ſtheniſchen Krankheit, wo das Gehirn beſonders leidet, die Haare abzuſchneiden, um eine Revulsion von den innern Theilen zu machen. Schon *C. Aurelianus* gab dieſen Rath **). Sie bemerkten jedesmal eine groſse Veränderung des Kranken, unmittelbar nach der Anwendung. Es wurde nehmlich hierdurch die Form der Krankheit verändert. Das Gehirn war nun nicht mehr der am meiſten und auffallendſten leidende Theil. *Van Swieten* erwähnt ***), daſs *Aretäus* die Veränderung, die unmittelbar nach dem Scheeren entſtand, für zu groſs gehalten habe, um es zu wagen, die Haare auf einmal abzuſchneiden; er gebe daher den Rath, sie, wenn sie lang wären, nur halb abzuſchneiden. *Sydenham* will hierin keinen Unterſchied bemerkt haben, und rühmt immer den beſten Erfolg. *Celſus* iſt ſogar ſo

*) *Op. Om.*

**) *Acut. morl. lib. I. cap. IV. p.* 30. *Ed. Haller.*

***) *II. p.* 283.

weit gegangen, dafs er vorfchlägt, die Haare bei entzündlichen Krankheiten früher zu fchneiden, ehe noch die Wuth eingetreten fey *). Ein Rath, der aber keine Nachahmung verdient. Bei derfelben Gelegenheit giebt diefer Arzt auch den Rath, bei langwierigen Augenentzündungen die Haare zu fchneiden, und meint, es fey dies oft das einzige Mittel, dem ein guter Erfolg entfpreche.

Aus dem bisher Vorgetragenen fliefsen ungezwungen folgende diätetifche Grundfätze.

1) In früher Kindheit hat das Haarabfchneiden die nachtheiligften Folgen für die Entwickelung und Ausbildung der übrigen Organe, insbefondere des Gehirns. Es ift alfo fchlechterdings nicht zu erlauben.

2) In den Jünglingsjahren erträgt der Organismus das öftere Haarabfchneiden ohne fehr in die Augen fpringende Folgen. Aber die physiologifche Wahrheit, dafs die Haare belebte Theile des Organismus sind und ihre beftimmten Functionen haben, und die zu Zeiten unmittelbar nach dem Schneiden bemerkten Zufälle beweifen, dafs es eigentlich besser wäre, die Haare überhaupt nicht zu fchneiden, oder befiehlt es die Mode oder der Anftand fchlechterdings, es nie auf einmal, fondern nur nach und nach zu thun.

*) *Lib.* III. Cap. 18. p. 160. *Ed. Bipont.*

3) Besonders aber nie ein bisher Jahrelang gehegtes und gepflegtes langes Haar bis auf den Scheitel zu schneiden. Nicht selten waren Epilepsie, Convulsionen mancherlei Art, schlimme Augen, Ausschlag im Gesicht, anhaltendes Kopfweh unmittelbare Folgen. Ich brauche nur an die Mode der Damen, Tituskӧpfe oder Perucken zu tragen, zu erinnern, und die bei dieser Gelegenheit gemachten, oft traurigen, Erfahrungen.

4) In Krankheiten, sie seyen von welcher Art und Natur sie wollen, oder kurz nach deren Verlauf, muss Niemand sein Haar schneiden, es sey denn im ersten Fall, ein vernünftiger Arzt halte es zur Veränderung der Krankheitsform für nöthig. Denn in Krankheiten wird der Verlauf gewaltsam gestört, und in der Reconvalescenz wird entweder eine neue Krankheit erweckt, oder der Kräfte-Ersatz wird beträchtlich aufgehalten.

5) Von dem Nachtheil, den die mit dem Haarschneiden verbundene plötzliche Entblössung eines bisher anhaltend und beträchtlich bedeckt gewesenen Theils haben muss, will ich nichts sagen, da dieser Gesichtspunkt schon oft und eindringend genug verfolgt ist.

So viel von dem Haarabschneiden und seinen Nachtheilen im Allgemeinen. Nun kommen wir zu dem wichtigsten, am meisten

überſehenen Punkt, auf den Einfluſs, den das Scheeren des Bartes auf die Entwickelung des Organismus und die Functionen desselben insbeſondere haben muſs und hat.

Freilich, allgemein betrachtet, kann das Rasiren nicht von dem wichtigen Einflusse ſeyn, wie das Scheeren der Haupthaare, da der Bart erſt ſpät hervorkommt, wenn ſchon der Körper gröſstentheils ausgebildet iſt. Aber der Einfluſs iſt um ſo wichtiger, den diejenigen Organe empfinden, deren Entwickelung und Ausbildung in dieſelbe Zeit trifft, und die in der genaueſten Verbindung mit dem Barte ſtehen — die Genitalien.

Ehe wir einen Schritt weiter gehen, müſſen nothwendig die Thatſachen aufgezählt werden, die dieſen genauen Zuſammenhang zwiſchen dem Entſtehen und Wachſen des Bartes, der Functionen der dem Barte nahen und mit ihm in unmittelbarem Zuſammenhange ſtehenden Organe, und der Ausbildung der Mannheit beweiſen. Hierher gehören

1) Die Zeit des Ausbruchs der erſten Haare am Kinn trifft mit dem Erwachen der Mannbarkeit zuſammen. Der Knabe wird zum zeugungsfähigen Jüngling. Die Schaamhaare kommen mit dem Barte zugleich hervor.

2) Caſtraten empfinden die Veränderung,

die die entstehende Mannbarkeit im Körper hervorbringt, überhaupt nicht. Sie bekommen keinen Bart, und ihre Stimme geht nicht vom kindischen Discant zum männlichen Bass über.

3) Krankheiten, die am Halse, unter dem Kinn, im Halse entstehen, und die an den Genitalien ausbrechen, haben den bestimmtesten Einfluss auf einander. So hat eine venerische Ansteckung an den Genitalien bald eine ähnliche Krankheit im Halse zur Folge, und hier wird der Einfluss derselben am ersten und bestimmtesten empfunden. Umgekehrt theilen sich Krankheiten des Halses leicht den Genitalien mit. Es giebt eine Entzündung der Halsdrüsen, die von den Engländern oft beobachtet und unter dem Namen *Mumps* beschrieben ist, die mit Geschwulst der Hoden abwechselt. Vielfältige Beobachtungen bestätigen es, dass häufige Erectionen des männlichen Gliedes unter die Zufälle der Hundswuth gehören. Wirkt eine verdorbene Phantasie auf die Genitalien, sey es durch's Andenken an genossene Freuden, oder durch die Gegenwart eines schönen Frauenzimmers, so wird der Hals trocken, man hört den Wollüstling oft niederschlucken, und er ist nicht im Stande auszuspucken. *Ovid*, dieser geübte Kenner, rechnet daher auch mit Recht

die Trockenheit des Halses unter die Kennzeichen der sich nähernden Begierde nach Genuss.

Aus diesen Thatsachen, die sich leicht vermehren liessen, thäte es Noth, fliesst doch wohl ungezwungen der Erfahrungssatz: Was Reiz für einen Theil ist, ist es auch für den andern. Wer sich also früh rasirt, und welcher Jüngling thut das jezt nicht? zwingt die Natur, einen grösseren Zufluss von Säften nach dem Kinn und Halse zu schaffen, um die abgeschnittenen Haarspitzen zu reproduciren, und folglich, der Sympathie wegen, auch nach den Genitalien. Wer wird es *aber* leugnen, dass im 14ten Jahre, wo noch niemals die Vernunft auch nur beschränkte Herrscherin ist, jeder absichtliche oder zufällige Reiz auf die Genitalien von den wichtigsten Folgen ist? Wird man es übertrieben finden, wenn ich behaupte, dass die so allgemeinen Klagen der Erzieher und Aerzte über das zerstörende Laster der Onanie in der Periode der Entwickelung der Mannbarkeit, grösstentheils von dem frühen Cultiviren des Barts abgeleitet werden muss? Und sollte es selbst das angenehme, kräftige Gefühl, was jeder Mann nach dem Rasiren, besonders wenn er einen Tag über die gewohnte Zeit den Bart stehen liess, empfindet, nicht einestheils in der

consensuellen Thätigkeitsvermehrung der Genitalien, oder in einer häufigern Einsaugung des Saamens seinen Grund haben? Und sollten deswegen nicht auch Jünglinge so sehr auf das Rasiren erpicht seyn? — Sehet es also nicht so gleichgültig an, wenn der, dem Knaben kaum entwachsene, Jüngling mit dem Seifenpinsel und Rasirmesser vor dem Spiegel steht. Freilich, sein Bart wächst schnell heran, aber auch sein Zeugungsvermögen und sein Hang zur thierischen Wollust. Werden aber nicht abermals beide Organe auf Kosten der übrigen zu sehr begünstigt? Es ist uns Aerzten eine bekannte Sache, dass man ein jedes Organ, durch öftere Anstrengung, dahin bringen kann, dass es unendlich viel mehr absondert, wie es, seinen Verhältnissen zum Ganzen nach, sollte, und die Virtuosen in der Onanie und Beischlaf geben ein redendes Beispiel. Aber was empfindet der übrige Körper dabei? Nichts hält hier gleichen Schritt, wie Stimme und Bart. Wie bleiben nicht die Geisteskräfte zurück? Dies ist der Erfolg, wenn das Laster so weit getrieben ist, dass weder Ursachen noch Folgen länger verheimlicht werden können. Aber, wenn auch weniger, muss dasselbe bei geringerer Uebertreibung geschehen. Jeder Saamenverlust vor dem 20sten Jahre, in unserm Clima, trägt mit

dazu bei, daſs Gehirn und übrige Organe an Energie verlieren. Der Eintritt des Saamens in die allgemeine Säftemasse iſt eine nothwendige Bedingung zur Ausbildung der übrigen Organe, beſonders zur Entwickelung jener Körper- und Geiſtesſtärke, die den Mann characterisirt. Vermehrt nun das Rasiren den Reiz zu wollüſtigen Empfindungen, erleichtert es der Phantasie, der in den erſten Jahren der Vernunftentwickelung thätigſten Seelenkraft, auf die Genitalien, ſo muſs es auch nothwendig, aus diätetiſchen Gesichtspunkten, als keine gleichgültige Sache angeſehen werden. Es verdient hier erwähnt zu werden, daſs ſchon ein älterer Schriftſteller dem Rasiren Schuld giebt, es reize zur Wolluſt. *Rangius* *) macht sich über den *Hospinianus* luſtig, daſs er dem Rasiren einen ſolchen Einfluſs zugeſchrieben habe, und führt aus dieſem als Sprichwort an, dem er freilich die Wahrheit abſpricht, das aber doch hier angeführt werden muſs. *Qui non poteſt indulgere Veneri, radatur.*

Unſere Vorfahren befolgten lange Zeit einen Gebrauch, der ſehr zur kräftigen, vollſtändigen Entwickelung der Jugend mitwürkt. *Taci-*

*) *De Capillam. cap. 9. n. 7. p. 207.*

Tacitus *) ſagt von den Katten, die Jünglinge hätten Haare und Bart, als ein verpflichtendes Gelübde der Tapferkeit, ſo lange ungehindert wachſen lassen, bis sie einen Feind erlegt hätten. Auch die Sitten der Römer erlaubten es einem Jünglinge nicht, sich vor dem 21ſten Jahre zu rasiren. Die erſte Bartabnahme war immer mit vielen Ceremonien verbunden, weil nun der Jüngling unter die Zahl der Männer aufgenommen wurde. Die nächſten Verwandten und genaueſten Bekannten wurden dazu eingeladen. Die Vornehmern ſchlossen dieſe Erſtlinge des Bartwuchſes in eine goldene oder silberne Kapſel ein, widmeten sie irgend einer Gottheit, gemeiniglich dem *Jupiter Capitolinus* **). *Sueton* ***) ſagt von dem *Nero*, er habe ſein erſtes Haar im 21ſten Jahre

*) *De morib. German.* cap. 31. Vergl. *Meiners* Aufſatz über das Haar- und Bartabſcheeren bei verſchiedenen Völkern, im neuen Götting. hiſtor. Magazin, 1. Band. St. 3. p. 456.

**) *Alex ab Alex lib.* 5. *cap.* 18. *Macrobius in ſomno Scip.* ſagt: *ter ſeptenarium numerum requirit ad radendam barbam.*

***) *Vita Neron cap.* 12. *Dio* ſagt *lib.* 48. vom *Octavianus: Ceſar tum primum barbam radens, et ipſo diem eum plane feſtum habuit, et aliis publicam feſtivitatem indixit, atque ex eo etiam genas ſuas laeves habuit ad exemplum reliquorum.*

in eine goldene Kapfel eingefchlossen und dem *Jupiter Capitolinus* geweihet. *Martial* *) erwähnt eines Freigelassenen des *Germanicus*, Namens *Farinus*, er habe feinen Knabenbart dem *Aesculap* geweihet; und in einer andern Stelle **) läfst er einen Jüngling klagen, er habe fchon ein langes Haar am Kinn und fey noch nicht Mann. In frühern Zeiten der Republik trug jedermann ungefchornes Haar, und dies dauerte bis 454, nach Erbauung der Stadt, da *P. Ticinus* Scheerer mit aus Sicilien herüber brachte ***). Nach dem 40ften Jahre durften die Römer sich nicht mehr rasiren †). Die Griechen hatten denfelben Gebrauch, wovon noch nachher die Rede feyn wird.

Freilich follten Männer sich überhaupt nicht rasiren. Denn aufser dem allgemeinen Nachtheil, den alles Haarabfchneiden überhaupt hat, kömmt hier noch in Betracht, dafs bei nunmehro ausgebildeten Zeugungstheilen die Natur gezwungen wird, einen Theil des fecernirten Saamens auf die Reproduction des Bartes zu verwenden. Wenn nun fchon hier felbft wieder der Grund einer häufigern Abfonderung gefucht werden mufs, fo ift doch

*) *Epigr. lib.* 9. *epigr.* 17.

**) *lib.* 9. *ep.* 37.

***) *Alex ab Alex. lib. V. cap.* 18.

†) *Aul.* Gellius *Noct. Att. lib.* 3. *cap.* 4.

auch gewiſs, daſs dieser Saame, der Qualität nach, nicht von derſelben Beſchaffenheit ſeyn kann, als wenn er sich länger in den Saamenbläschen aufhalten könnte. Dieſer erzwungene Aufwand zur Hervorbringung des ſo oft geſchornen Bartes iſt nicht ſo geringe, wie es auf den erſten Blick ſcheint. Rechnet man, daſs man jedesmal beim Rasiren alle zwei Tage einer Linie Länge Barthaare abſcheeret, ſo bringt dies ohngefähr des Monats 1½ Zoll, alſo auf das Jahr 1½ Fuſs. Hätte man aber die Haare ungereizt dem Wachsthum überlassen, ſo würden höchſtens das erſte Jahr 6 Zoll, und die andern Jahre viel weniger hinzugewachſen ſeyn. Iſt es nun, um nur eine Folgerung hieraus zu ziehen, ein erfahrungsmäſsiger Satz, daſs der Muth, männliche Stärke und Ausdauer eine Folge des Ueberganges des Saamens in die Säftemasse iſt, was die Feigheit und übrigen weibiſchen Eigenſchaften der Verſchnittenen wohl auſser allem Zweifel fezt; ſo kann, wenigſtens mit einiger Wahrheit, der Unterſchied, den man in Rücksicht dieſer Qualitäten unter der jetzigen Generation und unſern Vorfahren bemerkt haben will, im Rasiren geſucht werden. Es war daher ein ſehr vernünftiges Geſetz unter den Israeliten, wie sie die Absicht hatten, sich ein neues Land zu erobern, das das Rasiren un-

tersagte *). — Und sollte nicht aus diesem Grunde der Nutzen der Schnurrbärte beim Militär erwiesen werden können? Ein Gedanke, der durch die Erfahrung eine, wenn auch nur geringe, Stütze erhält, da die schnurrbärtigen Grenadiere immer die muthvollsten Soldaten waren.

Aber auch die Erfahrung giebt Fälle an die Hand, aus denen mit Recht gefolgert werden kann, dass das Rasiren nicht immer, selbst in späteren Jahren, ohne auffallenden Nachtheil ertragen wird, und also, in diätetischer Hinsicht, keine so gleichgültige Sache ist, wie man gemeiniglich glaubt.

So erzählt *Bartholin* **), ein sehr glaubwürdiger Beobachter, ein Benedictiner-Mönch verlor jedesmal, wenn er sich rasirte, sein Gesicht; je länger er aber den Bart wachsen liess, je besser sah er. Sein Prälat musste ihn daher vom Rasiren dispensiren. Beim *Isibord* ***) befindet sich ein Beispiel, dass einem französischen Mönch nach dem Rasiren die Zähne heftig schmerzten; was sich aber verlor, sobald der Bart wieder herauskam.

*) *Levit.* 19. 17.

**) *Epist. med. cap. III.* 67. *p.* 275.

***) *Breviar. rer. memor. num.* 30. Vergl. *Act. nat. curios. Dec.* 3. *an.* 9. *obs.* 229.

Es müſsten die nachtheiligen Folgen des Rasirens viel mehr in die Augen ſpringend, viel häufiger und allgemeiner ſeyn, wenn man die Menſchen überreden wollte, es ſey ihrer moraliſchen und physiſchen Vervollkommnung ſehr zuträglich, sich überhaupt nicht zu rasiren. Alſo bis dahin darf ich meine Wünſche nicht ausdehnen. Aber wenn ich den Vätern, Aerzten und Erziehern dringend ans Herz lege, nicht zu erlauben, daſs ein Jüngling früher ein Scheermesser an ſeinen Bart bringt, als bis Grundſätze bei ihm ſtark genug sind, dem nachtheiligen, mit dem Rasiren verbundenen, ſo ſehr lockenden Reize entgegen zu würken; ſo darf ich doch wohl nicht den Vorwurf, die Sache übertrieben zu haben, fürchten? Gewiſs wird, bei ungereiztem Bartwuchs, ein Jüngling dem 22ſten Jahre ſehr nahe kommen, vielleicht noch älter, ehe, auch bei unſern jetzigen Sitten, der Anſtand ihm durchaus befiehlt, ſein behaartes Kinn zu reinigen; und es wäre ſehr wünſchenswerth, wenn in dieſer Hinsicht die Gebräuche unſerer Vorfahren oder der Römer wieder bei uns eingeführt würden. Freilich wird dann ein 21jähriger Jüngling noch immer einem Knaben gleichen. Aber was ſchadet es? Doch besser, dem Anſehen nach ein 21jähriger Knabe, und den Geiſtes- und Körperkräften

nach ein Mann, als dem Ansehen nach ein Mann, und dem Geiste nach ein Knabe.

Belege, Folgerungen, Thatsachen.

Es schien mir zweckmäfsig, die, gröfstentheils historischen, Bemerkungen und Erläuterungen, die eigentlich in die Abhandlung selbst verwebt werden sollten, davon zu trennen, und hier als Anhang beizufügen. Das Ganze würde ein gar zu buntscheckigtes Ansehen bekommen haben, besonders da die Fäden, mit denen manche Idee, manche Thatsache mit dem Hauptgedanken zusammenhing, oft gar zu zart waren. Ich werde alle Reminiscenzen meiner Lektüre, seit der Zeit ich durch äufsere Veranlassung bestimmt wurde, meine für paradox ausgeschrienen Behauptungen einem gröfseren Publikum zur Prüfung vorzulegen, unter einige allgemeine Gesichtspunkte ordnen. Es wird so einem jeden Unterrichteten sehr leicht seyn, die Belege, wenn es nöthig seyn sollte, aus eigner Erfahrung und Lektüre zu vermehren. Man wird mir hier freilich vorwerfen, ich habe einen Caussalnexus gesucht und angenommen, unter Thatsachen und meinen Behauptungen, wo nur ein bloses Aufeinanderfolgen statt gefunden habe. Ich kann diesen Vorwurf auch nicht völlig von mir ablehnen. Ich bitte aber

den Leſer, zu bemerken, daſs, wo dieſer Vorwurf zu treffen ſcheint, ich nur unter den vielen Momenten, die die Urſache einer Begebenheit bildeten, dem Haar- und Bartſchneiden einen, wenn auch nur kleinen, Platz anweiſen wollte.

I. Die Haupthaare wurden in älteren Zeiten von den meiſten Völkerſtämmen, in den neueſten von ſolchen, deren Sitten durch die Sucht, ſich durch irgend etwas auszuzeichnen, noch keine Veränderung erlitten, als ein Schmuck und eine Zierde betrachtet.

Die Griechen weiheten, in den ſchwierigſten und gefährlichſten Lagen ihres Lebens, was ihnen am liebſten war, ihre Haare den Göttern. *Petronius* (*cap.* 63.) nennt das Abſcheeren der Haare *naufragiorum ultimum votum.* Man war der Meinung, es könne Niemand ruhig ſterben, wenn er nicht wenigſtens einige ſeiner Haare den Göttern geweihet hätte. Daher ſtellt Euripides den Tod mit dem Schwerdte in der Hand vor, um einige der Haare der Alceſtis abzuſchneiden, welche nach dem Willen des Schickſals ſtatt ihres Gemahls Admetus ſterben ſollte. (*Alceſt. vſ.* 74.) Der Tod ſagt: »Dieſe Frau »wird zu den unterirdiſchen Wohnungen her»abgehen. Ich begebe mich jezt zu ihr, ſie »mit dem Schwerdte einzuweihen. Denn wes-

»sen Haupthaar dieses Schwerdt geweihet hat, »der ist den unterirdischen Göttern gewid»met.« *Virgil* sagt von der *Dido* (*Aen.* 4 *vs.* 693 *sq.*), sie habe eine Zeitlang mit dem Tode gerungen, den sie absichtlich suchte, weil die *Proserpina* ihr das Haar nicht geschnitten habe. Die *Juno* schickte endlich die *Iris*, die ihr diesen Liebesdienst erweisen mufste.

Bei einem Trauerfalle rauften sich die Griechen die Haare aus, oder schnitten sie ab, zu Zeiten bis auf den Scheitel. Die *Electra* macht der *Helena* beim *Euripides* (*Orest. vs.* 128.) den Vorwurf, sie habe ihre Locken geschont, und dadurch die Verstorbene hintergangen. Starb ein vornehmer Mann, so geschah das Haarabschneiden von allen denen, die ihn gekannt, geschäzt und geachtet hatten. Die Leiche des *Patroklus* wurde ganz mit Haaren bedeckt (*Ilias* 23. *vs.* 155.). Auch verbrannte man die Haare mit, und weihete sie irgend einer Gottheit. *Achilles* warf die seinigen mit auf den Scheiterhaufen, und weihete sie dem Flufsgotte *Sperchius* (*vs.* 141.). *Alexander* schnitt sich, beim Tode des im betrunkenen Muthe von ihm selbst getödteten Lieblings *Häphästions*, die Haare ab. Man trieb dieses Haarschneiden oft so weit, dafs bei einem wichtigen Trauerfalle sogar den

Thieren die Mähnen geschnitten wurden. Beim Tode des *Pelopidas* schnitten die Thessalier nicht allein sich selbst die Haare ab, sondern auch ihren Pferden *). Die Römer hatten denselben Gebrauch. So bejammert die *Canace* beim *Ovid* (*Heroid. Epist. II.*), daſs sie nicht im Stande gewesen sey, ihre Haare auf das Grab ihres Geliebten zu tragen **). Auch bei den Israeliten war das Scheeren ein Zeichen der tiefsten Betrübniſs ***).

Die Israeliten sahen die Haare als ein vorzügliches Zeichen der Schönheit an †). So wurde (2. *Sam.* 14, 25. 26.) die Schönheit *Absolons* besonders aus seinem langen Haar bewiesen. Auch die Griechen hatten dieselbe Meinung. *Anacreon* liebte den *Bathyllus*. *Polycrates*, Tyrann von Samos, war hierüber eifersüchtig, und lieſs dem Knaben die Haare abschneiden ††). Die alten Weltweisen setz-

*) Beim *Potter* Griech. Archäologie. Ausg. von *Rambach*. 2. Th. p. 520. findet man viele hierher gehörige Beispiele.

**) Vergl. *Kirchmann de funer. Rom. lib.* 2. *cap.* 13.

***) *Jerem.* 41, 5. 48, 37. *Mich.* 16, 1. *Mos.* 1, 41. 14. *Es.* 9, 3. *Hiob* 1, 20.

†) *Richt.* 16, 22. *Dan.* 4, 30. 7, 9. *Hohesl.* 4, 1. 6, 4. 7, 5.

††) *Aelian. var. hist. l.* 9. *cap.* 4. *Atheneus l.* 12. *cap.* 9.

ten in ein langes Haar und einen langen Bart einen Theil ihrer Würde und ihres Ansehens *). *Homer* (*Ilias* 1, 529.) legt dem *Jupiter* selbst ein schönes langes Haar bei. **).

Die Indianer fast aller Völkerstämme, haben fast dieselben Begriffe von dem Werth der Haare. Wollen sie jemanden beschimpfen, so schneiden sie ihm die Haare ab. Dies widerfährt namentlich den Weibern, wenn sie auf einer Untreue ertappt werden. Auch berauben sie sich die Haare zum Zeichen der Betrübniss ***).

Bei den Franken waren, während der Regierung des Marowingischen Stammes, lange fliegende Haare Zeichen der königlichen Abkunft, woran sie unter den Erschlagenen erkannt wurden. Wollte man einen König oder Königssohn des Throns unfähig erklären, so wurde ihnen dieser Schmuck genommen. Man vergleiche *Meiners* angeführte Abhandlung. Fast allgemein erlaubte man den *Skla-*

*) *Diog. Laert. VIII.* 47. *Philostratus de vita Apollonii lib.* 1. *c.* 6. *VII.* 8.

**) Andere Stellen bei den Alten über die Achtung, in der ein langes Haar stand. *Virg. Aen.* 3. *vs.* 405. *Plutarch Numa.* 45. *Juven. sxvi. vs.* 31.

***) *Mackenzie* Reise p. 107., und viele andere Reisebeschreiber.

ven nicht, ihr Haar wachſen zu laſsen, ſondern sie muſsten es ſchneiden.

II. **Häuſiges Haar iſt ein Zeichen von Stärke und Kraft.**

Eine tägliche Erfahrung lehrt, daſs trokkene Körper, die in der Regel die kraftvollſten sind, auch ſtärkere, häuſigere und längere Haare haben. Dieſe Erfahrung iſt auch in der vegetabiliſchen Natur beſtätigt. So weiſs jeder Botaniker, daſs Pflanzen, die an einem trocknen Orte wachſen, in ihren Beſtandtheilen immer ausgearbeiteter sind, weil sie mehr Härchen hervortreiben, als ſolche, die an feuchten Orten wachſen, wenn dieſe gleich ſaftvoller sind.

Ueberläſst man daher das Wachſen der Haare der Natur, ſo wird man immer auch die Beſtätigung des obigen Satzes ſinden. Die Menſchen sind dann die ſtärkſten, die ein ſtarkes Haar tragen, vielleicht auf dem ganzen Leibe rauh sind. Ihr Gemüth iſt auch wilder; sie sind zum Zorn und allen heftigen Leidenſchaften geneigt. Es liegt daher dem Sprichworte, *vir piloſus et fortis, et luxurioſus,* viel Wahrheit zum Grunde. Die Männer in den Maldiven sind über den Leib ſehr ſtark behaart, was sie als ein Zeichen von

Stärke ansehen; wer dies weniger ist, wird von ihnen als weibisch verachtet *).

Die ältere und neuere Geschichte spricht in vielen Beispielen für die aufgestellte Erfahrung. Die ungeheure Stärke des biblischen *Simson* stand mit seinem starken und langen Haar im genauesten Verhältniss. Wie es ihm durch die List seiner Beischläferin *Delila* abgeschnitten war, verlor er einen grossen Theil seiner Stärke, so dass die Philister sich seiner bemächtigen und ihn binden konnten, was sie vorher oft vergeblich versucht hatten. Man hat bei Erklärung dieser Thatsache viele Schwierigkeiten gefunden, und sie nicht selten geradezu für ein Wunder erklärt. Denkt man sich aber, dass *Simson* in der Zeit durch Wollust entnervt war, und wendet man die obigen Grundsätze der thierischen Oekonomie darauf an, so verschwinden alle Schwierigkeiten leicht. Je stärker und länger das abgeschnittene Haar war, je sorgsamer er, aus religiösen Gründen, es genährt und gegen Verletzung gesichert hatte, je nachtheiliger musste sein Körper das schnelle Abschneiden derselben empfinden. Der grössere Aufwand von Lebenskräften, den die Natur zu der Reproduction dieses Verlustes machen musste, konnte nur auf Kosten des übrigen Körpers erlangt

*) *Meiners* a. a. O. pag. 474.

werden; und Schwäche des Körpers, Kränklichkeit, Stumpfheit des Geistes mussten die nothwendige Folge seyn. Den kranken *Simson* konnten die in grosser Zahl angreifenden Philister nun leicht überwältigen. Wie aber sein Haar reproducirt war, kehrte Munterkeit des Geistes und Körpers nach und nach zurück, und er vergalt es seinen Feinden reichlich wieder, was er durch sie gelitten hatte.

Eine in einigen Merkmalen ähnliche Geschichte erzählt *Marescotti*, ein Professor in Bonn *). Ein Prediger, der ein sehr langes Haar trug, litt die heftigsten Kopfschmerzen, und zeigte eine fast übermenschliche Stärke. Wie ihm der Kopf geschoren war, erhielt er seine gewöhnlichen Kräfte wieder.

Der gute Erfolg, den man bei Wahnsinnigen, die nicht selten eine ausserordentliche Stärke zeigen, unmittelbar nach dem Haarabschneiden entstehen sah, bedarf hier nur einer Erwähnung.

III. Der ungehinderte Haarwuchs, wenn man sonst das Schneiden gewohnt war, vermehrt alle Thätigkeiten im Körper, macht den Menschen kräftiger, thätiger, ausdauernder. Die Geschichte lehrt, dass oft Männer bei schwierigen Unternehmungen gelobten, nicht eher das Haar zu schneiden, den Bart zu

*) *De variol. tract. Bon.* 1723. 4. *p.* 40.

scheeren, bis sie ihren Zweck erreicht hätten. Und wir finden auch, daſs gemeiniglich ihre Kräfte bei den gröſsten Anstrengungen nicht ermatteten, und daſs sie mit einem glücklichen Erfolg gekrönt wurden.

Wie *J. Cäsar* eine Niederlage (*Clades Tituriana*) erlitten hatte, lieſs er Haare und Bart wachsen, nahm beides auch nicht eher weg, bis er sich gerächt hatte (*Suet. vit. J. Cäs. pag.* 67.). *Tacitus* sagt von dem Anführer der Bataver, *Cirilis* (*histor. lib.* 4. *cap.* 61.): *barbaro voto post capta adversus Romanos arma, propexum rutilatumque crinem, patrata demum cede legionum, deposuit.*

Lycurgus, dessen einziger Zweck bei seinen auſserordentlichen Staatseinrichtungen nur Tapferkeit und ausdauernder Muth war, hatte unter andern hierzu zweckmäſsigen Gesetzen auch verordnet, daſs die Bürger, sobald sie gegen den Feind ausziehen sollten, das Haar nicht weiter schnitten (*Alex ab Al. lib. V. c.* 18.). Man war freilich späterhin etwas von diesem Gesetze abgewichen, und hatte nur das Hinterhaar wachsen lassen, das Vorderhaar aber geschnitten. Es gehörte auſserdem zu den kriegerischen Gebräuchen dieses einzigen Volks, in der Nähe des Feindes ihr Haar zu kämmen und zu schmücken. Dies täuschte die Perser in den engen Pässen von

Termopylä so sehr, dass sie die heldenmüthige Schaar des *Leonidas* als weibisch und verzärtelt verachteten; sie wurden bekanntlich bald eines bessern belehrt.

IV. Das ungewohnte Schneiden des Haares hat, in so fern man nach dem Erfolg urtheilen darf, Muthlosigkeit, Mangel an Kraft und Ausdauer zur Folge gehabt.

Wie die Lacedämonier nach der ersten Unterjochung der Messenier einiger Ruhe genossen, benuzten sie diese, um alte Grenzstreitigkeiten mit den Argiern hervorzusuchen, und diese aus dem Besitz von Thyrea zu vertreiben. Die Argier rükten ins Feld, und wie der Streit durch ein Gefecht von 600 aus beiden Heeren ausgesuchten Streitern nicht entschieden wurde, erfolgte ein äusserst hartnäkkiges Treffen, in dem endlich die Argier überwunden wurden. Bei dieser Gelegenheit, erzählen *Herodot* (*lib.* 1. *cap.* 82.) und *Plato* (*Phaedr.* 1. *p.* 89.), schnitt sich das noch übrig gebliebene Heer der Argier die Haare ab, und verwünschte aufs Feierlichste jeden Mann, der früher sein Haar wieder wachsen liesse, ehe Thyrea den Spartanern entrissen sey. Hingegen die Lacedämonier gelobten, sie wollten sich überhaupt die Haare nicht, selbst nicht von dem Vorderkopfe, schneiden, bis sie die Argier gezwungen hätten, von der

Eroberung von Thyrea abzuſtehen *). Die Gelübde von beiden Seiten mögen wohl das ihrige beigetragen haben, daſs die Argier ihren Zweck nie erreichten **).

Es iſt auffallend, daſs die Mode der Römer, sich täglich zu rasiren, gerade in den Zeitpunkt fällt, wo der erſte Grund zum Verfall der römiſchen Alleinherrſchaft geſucht werden muſs. *Plinius* (*lib.* 7. *cap.* 59.) bemerkt, daſs *Scipio Africanus* der erſte geweſen ſey, der sich täglich rasirt habe. Vom *Jul. Cäſar* erwähnt *Sueton* (*cap.* 45.) dasselbe, und ebendaſelbſt (*cap.* 12.) auch vom *Otto*. Dieſer Gebrauch, der eigentlich 454 anfing, da nach *Varos* Bericht (*de re ruſt.* 2.) die erſten Scheerer aus Sicilien gebracht wurden, blieb auch bis auf den *Hadrian*. Dieſes öftere Rasiren war freilich ſchon eine Folge der eingerissenen Weichlichkeit, Bequemlichkeit und Wolluſt; aber es trug ſeinerſeits, wenn ſchon wenig, dazu bei, diese Zerſtörer aller Reiche und Herrſchaften zu vermehren.

Man könnte es vielleicht unter die Ursachen der allgemeinen Herrſchaft der Geiſtlichen

*) *Herodot. lib. I. cap.* 82. *Plutarch* im *Lyſandro*. *Alex. ab Alex. genial. dier. lib.* 5. *cap.* 18.

**) Vergl. *Mitford* Geſch. Griechenlands. Uberſ. von Eichſtädt. B. 1.

lichen im Mittelalter rechnen, daſs sie es durch vielerlei Kabale dahin brachten, daſs Jedermann Haar und Bart ſcheren muſste. *Wilhelm*, Erzbiſchof von Rouen, brachte es 1096 auf einem Concilio in Frankreich dahin, daſs man den Schluſs faſste, wer lange Haare trüge, ſollte während ſeines Lebens von der Kirche ausgeſchlossen ſeyn, und nach dem Tode ſollte für ihn nicht gebetet werden. Aber man empörte sich damals noch faſt allgemein. Hingegen bewies der berühmte Erzbiſchof von England, *Anſelm*, die Verdammlichkeit des Haartragens ſo beredt, daſs die jungen Hofleute ſelbſt sich die Haare ſchnitten, und es ſo zur Mode machten. *Ludwig* der siebente ſchlug denſelben Weg ein, und lieſs sich ſelbſt Haare und Bart ſcheren. Welchen Einfluſs dies auf ihn hatte, läſst sich einigermaaſsen aus dem nachherigen Betragen ſeiner Gemahlin muthmaaſsen. Sie ergab sich andern Liebhabern, und lieſs sich nachher gar von ihm ſcheiden *).

Das ſchon angeführte Beiſpiel von *Simſon* iſt hier noch der ſprechendſte Beleg.

V. Das Kämmen und Scheiteln der Haare gehört zu den körperlichen, wollüſtigen Empfindungen. Der Zuſammenhang, worin überhaupt der Haarwuchs, beſonders der Gegend

*) Vergl. *Meiners* p. 465.

des Nackens, der Schläfe, des Kinns, mit den Genitalien steht, kann dies weniger auffallend machen. Ich höre von Männern, die selbst die Erfahrung gemacht haben, daſs diese Art von Wolluſt in Frankreich unter den höhern Ständen sehr gemein war. Lieſse sich vielleicht auch hieraus die Mode unserer heutigen Elegants, sich die abgeſtuzten Haare durcheinander und mit allerlei Flüssigkeiten zu reiben, ableiten?

VI. Das Rasiren hat zu Zeiten auf die Augen und die benachbarten Organe den bestimmtesten, theils wohlthätigen, theils nachtheiligen Einfluſs gehabt *). Einem Juden, der seit vielen Jahren seinen Bart ungehindert hatte wachsen lassen, und der an einer langwierigen, allen Mitteln widerſtehenden Augenentzündung litt, rieth ich, sich den Bart oft kurz abzuscheren. Die zu groſse Thätigkeit im Auge bekam nun eine andere Richtung zur Reproduction der oft abgeschnittenen Haare, und die Augenentzündung verlor sich ohne alle weitere Mittel. Schon oben sind einige Beispiele des nachtheiligen Einflusses des Rasirens angeführt. Was aber theils als würksames Heilmittel, theils als Krankheiten erzeugend angesehen werden muſs, wie kann das eine völlig gleichgültige Sache seyn?

*) Vergl. *Eph. n. c. VII. Dec. obſ.* 275.

VII. Der Bart war und ist bei allen den Völkern, denen die Mode statt der ursprünglichen, der Natur gemeiniglich abgeborgten Gebräuche noch keine dem Körper nachtheilige untergeschoben hat, einer der geachtetsten Theile des menschlichen Körpers gewesen. Wie war dies auch anders möglich? ist er nicht das ausschliessliche Zeichen des Männlichen, Kräftigen, Starken? Wie vernünftig war daher nicht die Antwort, die *Diogenes* Jemanden gab, der ihn frug, warum er den Bart wachsen liesse: *ut eam intuens virum me esse meminerim.*

Die Longobarden schoren den Sklaven die Bärte und das Haar; auch die Griechen thaten in frühern Zeiten dasselbe. Man nahm ihnen so das Charakteristische des männlichen Geschlechts und machte sie den Weibern gleich, die fast immer in einer Art Sklaverei schmachteten. Beim *Aristophanes* (*in avib.*) frägt ein Freier einen Sklaven: Wie kömmst Du zu dem Rechte, den Bart zu hegen und zu pflegen? Der König *David* nahm das Scheeren seiner Gesandten vom *Hanno*, dem König der Ammoniten, für einen so grossen Schimpf, dass ein Krieg deswegen ausbrach; und dass er nicht erlaubte, dass die Gesandten in einem solchen Aufzuge nach Jerusalem kamen, sondern ihnen befahl, zu Jericho zu

Körper, die der Regel nach nicht die ſtärkſten sind, den ſpärlichſten Bart, und das emsigſte Rasiren vermag ihnen kein martialiſches Anſehen zu geben. Hingegen die mehr trocknen, ausgearbeiteten, derben, durch keine übermäſsige Saamenergieſsung geſchwächten Körper haben ein dichtſtehendes Barthaar. Was würde aus einem ſolchen Manne nicht geworden ſeyn, hätte er nie ein Scheermesser an ſeinen Bart gebracht?

In den Breſslauer bekannten Sammlungen iſt eine Geſchichte erzählt *), die hier ſtatt eines Beleges dienen kann. Kaiſer *Maximilian II.* hatte einen Kriegesrath, *Rauber*, der bei einer Gröſse von beinahe 7 Fuſs einen Bart hatte, der über die Füſse herabhing, und beim Gehen zu beiden Seiten, wie ein Paar Fahnen wegflog. Ein Jude, der auch einen ſehr langen und ſtarken Bart hatte, rühmte sich einſt einer übernatürlichen, unerreichbaren Stärke. Erzherzog *Carl*, neugierig, wer von dieſen beiden wohl der Stärkſte ſey, überredete sie, sich mit einander zu messen. Es wurde ausgemacht, daſs einer dem andern eine Ohrfeige geben ſollte. Um den Anfang wurde geſpielt. Der Jude fing an und gab dem Kriegsrath einen ſo harten Schlag, daſs

*) Verſ. 24. p. 74. Aus *F. W. Valvaſor* und *E. Franciſi* Ehre des Herzogthums Crain III.

dieser zu Boden fiel und noch lange nachher krank war. Wie er sich endlich erholt hatte, wickelte er sich den Bart des Juden 2mal um die linke Hand, und schlug mit der rechten so hart darauf, daſs er den Bart sammt der untern Kinnbacke in der Hand behielt. Nach dem Wunsche des Kaisers selbst muſste nachher dieser Kriegsrath mit einem starken Spanier auf eine besondere Art um ein Fräulein streiten, welches sie beide zu besitzen wünschten. Es wurden ihnen 2 Säcke von passender Gröſse gegeben. In des Kaisers Gegenwart muſsten sie sich anstrengen, einer den andern hinein zu stecken. Nach einem langen, belustigenden Kampfe siegte der Kriegsrath, und erhielt den Preis. Er zeugte nachher 8 Paar Zwillinge mit seiner Frau.

Ob *Simsons* Bart von besonderer Gröſse gewesen, findet man nicht erwähnt. Es ist aber sehr wahrscheinlich, da er aus religiösen Gründen sein Haar nie schnitt, folglich auch seinen Bart nicht; da er ein sehr starkes Haupthaar hatte, und auſserordentlich stark war. Es ist auch sehr zu vermuthen, daſs seine Buhlerin ihm den Bart mit wegschnitt, da der Einfluſs des Scheerens so nachtheilig auf seinen Körper wirkte.

IX. Bei vielen Völkern des Alterthums, und noch jezt bei den Morgenländern, wurde

ein langer Bart als ein sicherer Beweis der Stärke, des Muths und der ausdauernden Tapferkeit angesehen. Wie *Alexander* die Baktrianen und Scythen angreifen wollte, so rieth einer seiner tapfersten Feldherrn, *Parmenio*, er möchte den Angriff des Nachts machen lassen, damit nicht seine Soldaten durch den Anblick der außerordentlichen Bärte muthlos gemacht würden, und früher die Flucht ergriffen, ehe sie noch einmal Handgemein geworden wären *). *Julius Cäsar* sagt von den Brittanniern **), daſs sie mit ungekämmten, fliegenden Haaren und langen Bärten ins Treffen gingen, um dem Feinde einen desto größern Begriff von ihrer Tapferkeit beizubringen. Wie diese in späteren Zeiten von den Schotten in einem grofsen Treffen, trotz der langen Bärte, überwunden wurden, wurde folgendes Spottgedicht auf sie gemacht.

Quid juvat, o stulti, tantam promittere barbam
Plurima promittens, quae nihil ipsa fecit
Caedibus ex vestris non fidere discite barbae
Non fortes animos pendula barba facit.

X. Kinder sind desto stärker, gesunder und mit guten körperlichen Anlagen versehen, je

*) *Curtius lib. IV. cap.* 13. §. 5.
**) *lib.* 5. *p.* 171.

mehr Haare sie mit zur Welt bringen. Der Haarwuchs im Mutterleibe ist ungereizter Trieb der Natur; denn bis dahin kann die tyrannische Mode nicht vordringen. Der kleine Organismus muſs noch viele Kräfte übrig haben, die nicht weiter zur Ausbildung der übrigen Organe erforderlich sind, und daher zu einem starken Haarwuchs benutzt werden können. Daher steht die Menge der Haare, die ein Kind mit zur Geburt bringt, im genauesten Verhältniſs mit der Vollkommenheit des übrigen Organismus. Noch nicht völlig ausgetragene Kinder, deren Organismus also noch nicht den gehörigen Grad der Ausbildung erlangt hat, kommen ohne Haare und Nägel zur Welt; da hingegen völlig ausgetragene und durch eine gesunde Mutter gut genährte Kinder beständig ein feines Haar auf dem Kopfe haben, was um desto länger und stärker ist, je derber, gesunder und stärker sie zur Welt kommen.

XI. Bei Menschen, denen der Trieb der Säfte nach der Haut sehr stark ist, wachsen die Haare in einer gegebenen Zeit länger, wie unter andern Bedingungen. Daher befördert der Schweiſs so sehr das Wachsthum der Haare. Hierauf gründet sich auch der Rath verschiedener Schriftsteller, zur Hervorbringung eines neuen Haarwuchses auf einer so-

genannten Glatze durch ein ſpaniſches Fliegenpflaſter die Oberhaut zu trennen, und die Stelle lange in einem gereizten Zuſtande zu erhalten. *Heliodorus* *) rühmt von dieſer Methode, die er genau beſchreibt, den beſten Erfolg.

*) *Graecorum chirurgici libri. Ed. A. Cocchius Florent.* 1754. *p.* 126. Die Stelle iſt in *Vogel's* neuer medic. Bibl. Bd 4. p. 202 wieder abgedruckt.

IV.

Einige Ideen über die Extirpatio Uteri, als das vielleicht einzige Heilmittel des Gebärmutter-Krebſes; nebſt der Abbildung des Inſtruments.

Den Gebärmutterkrebs, eine der fürchterlichſten Krankheiten, der, nebſt ſo vielen andern Leiden, das arme weibliche Geſchlecht zum voraus für das männliche bedrohet, zählet der Arzt noch unter diejenigen Krankheiten, die bis jezt unſere Kunſt nicht besiegen, und für die er weiter nichts, als den Troſt der Hoffnung und der Religion nachweiſen kann.

Das Heer der unſäglichen Schmerzen, den Ekel, der die arme Leidende gegen sich ſelbſt ergreifen muſs, und die grauſende Aussicht des gewissen, ſchmerzhaften Todes, vielleicht

von allen Gegenständen ihrer Liebe geflohen, will ich, des Raumes wegen, nicht schildern, da man es vollständiger und besser in jeder guten Pathologie finden kann.

Die specielle Therapie giebt uns zwar auch gegen diese Krankheit einige Mittel an, und es fehlt auch nicht an Aerzten, die behauptet haben, diese Krankheit schon geheilt zu haben; indessen, wie viel man auf diese Versicherung bauen kann, und dafs man demohnerachtet dieselbe unter die absolut tödtlichen Krankheiten rechnen mufs, darf ich wohl den denkenden Aerzten, die es würdigen, diese Zeilen zu durchlaufen, nicht erst näher darthun. Meine eigene traurige Erfahrung, die ich bei drei unglücklichen Weibern machte, bei denen ich alles versuchte, was die neuern und ältern Aerzte empfahlen, und endlich sogar der blinden Empirie mich in die Arme warf (die wir oft, wenn Menschenelend unserer technischen Behandlung nicht weichen will, voll Verzweiflung ergreifen), wo ich doch am Ende den fürchterlichen Tod der Armen mit beschämter, wehmüthiger Empfindung, dafs ich nicht helfen konnte, mit ansehen mufste, brachte mich schon damals auf die Idee: »Ob vielleicht nicht auch hier die Chirurgie uns da noch leiten könne, wo die Medicin beschämt zurücktreten mufs? —«

Vielen meiner Freunde äuſserte ich ſchon meine Ideen hierüber; viele gaben ihnen ihren Beifall, viele aber verlachten sie auch. Miſstrauiſch gegen mich und meine wenigen Einsichten, wage ich es deshalb, nachſtehende Zeilen einem gröſsern Publiko vozulegen, um durch das Urtheil erfahrner Aerzte meine Ideen berichtigt zu ſehen.

Die Extirpation der krebshaften Bruſt, die auch oft da noch mit glücklichem Erfolg angewandt wird, wo alle innerliche Hülfe vergeblich war, leitete mich analogiſch auf die Extirpation des Uterus. Die Gebärmutter correſpondiret in ſo vielen andern Stücken mit der Bruſt (z. B. die Schwängerung, die Mannbarkeit), daſs es wohl erlaubt zu ſeyn ſcheint, hier einen anologiſchen Schluſs zu ziehen; und die Erfahrung lehrt uns auch, daſs die Extirpation des Uteri ſo gut möglich, als die der Bruſt ſey.

Daſs die Extirpation des Uterus wirklich auch ſchon gemacht ſey, davon finden wir in ältern und neuern Schriftſtellern auch eine Menge von Beiſpielen. Beſonders merkwürdig iſt aber eines, welches der Herr Hofrath *Wrisberg* zu Göttingen beſchrieben hat *):

*) *Heinr. Aug. Wrisberg Commentatio de uteri mox poſt partum naturalem reſectione non lethali obſervatione illuſtrata, ed. Göttingen 1787.* 4 — 32 L.

Hier, wo eine rohe, unwissende Wehmutter den nach der Geburt vorgefallenen Uterus, welchen sie für ein Gewächs hielt, mit einem gewöhnlichen Brodmesser abſchnitt, und der gütigen Natur die Heilung dieſer Operation überließs, die auch die Wunde vernarbte, ſo daſs ich im Sommer 1799, wo ich mich in Göttingen aufhielt, durch die Güte des Herrn Professor *Osiander* Gelegenheit bekam, die Operirte im Geburtshauſe zu unterſuchen *).

Dieſes einzige Beiſpiel allein könnte uns ſchon überführen, wie wenig gefährlich dieſe Operation ſey, wenn man nicht ſchon längſt auſserdem davon überzeugt geweſen wäre.

Von dieſer Seite betrachtet, fänden sich freilich keine Schwierigkeiten; wie leicht aber von einer andern deſto gegründetere? Viele behaupten nehmlich, daſs bei jedem Gebärmutterkrebs auch eine Verwachſung desselben mit den nahegelegenen Theilen vorhanden ſey; iſt dies wirklich der Fall, alsdann iſt freilich keine Operation möglich. Andre hingegen aber läugnen wieder dieſe Verwachſung und behaupten, sie nie bei den Leichenöff-

*) Der Vorfall iſt ohngefähr 20 Jahr her, und die Perſon versicherte, daſs sie bei der Beiwohnung ihres Mannes noch immer etwas empfunden hätte (wenn er es nehmlich mäſsig getrieben), obgleich nur bloſs noch ein Theil der Scheide übrig geblieben.

nungen der an dieſer Krankheit Verſtorbenen gefunden zu haben. Ich ſelbſt habe nie Gelegenheit gehabt, mich von der einen oder der andern Meinung zu überzeugen, und muſs alſo dieſe Auseinanderſetzung gelehrteren und erfahrneren Aerzten überlassen.

Geſezt aber, die Verwachſung wäre nicht vorhanden; auf welche Art würde alsdann die Operation zu vollziehen ſeyn?

Sollte es nicht vielleicht auf folgende Art möglich ſeyn?

Die Operation ſelbſt kann nicht eher geſchehen, als bis ein *Prolapſus Uteri* vorhanden iſt. Einmal habe ich denſelben bei einem Gebärmutterkrebs wahrgenommen; iſt dies aber nun nicht der Fall, ſo würde die erſte Aufgabe des Operateurs die ſeyn, denſelben durch die Kunſt hervorzubringen. Bei jedem Krebs der Mutter sind die Bänder derſelben erſchlafft und lax, und es würde alſo von dieſen wenig Hinderniſs zu beſorgen ſeyn.

Zu dem Ende würde ich einige Wochen vorher lauwarme Halbbäder und gewärmte Injectionen von Eibiſchwurzel und Mohnſaft empfehlen. Wenn alsdann die Theile gehörig erweicht wären, ſo würde ich, um dieſen erſten Schritt zur Operation zu thun, das Inſtrument *A* empfehlen. Es iſt von Stahl, 1 Fuſs

lang, die Branchen sind abgerundet und polirt, das Schlofs ift wie bei einer Osianderfchen Geburtszange und 1½ Zoll lang; unten ift daffelbe mit Fingergriffen, wie eine Scheere, verfehen, am obern Ende aber sind die Knöpfe gepolftert, und der obere Theil der Branchen läuft vom Schlofs an, von innen nach aufsen gelinde gebogen, fo, dafs wenn unten die Branchen an einander gedrückt werden, oben noch ein Zwifchenraum von 1¼ Zoll bleibt.

Um nun den Prolapfus zuwege zu bringen, müfste die Kranke auf einen mit Betten bedeckten Tifch fo hingelegt werden, dafs sie auf Knie- und Ellbogengelenk ruhete. Die Schenkel würden etwas auseinander gefperret, fo dafs man mit dem Inftrumente zukommen könnte. Der Operateur fezte sich alsdann davor und brächte nun die einzelnen Branchen des Inftruments wie eine Geburtszange ein, nachdem sie gehörig, wie diefe, mit Oel beftrichen wäre; die gepolfterten Knöpfchen müfste er in den geöffneten Muttermund zu bringen fuchen *), und alsdann das Inftrument, wie die Osianderfche Geburtszange, fchliefsen, die beiden Zeigefinger in die dazu beftimmten Griffe *x* legen, die Däume gegen die Punkte *u* drücken, und die Mittelfinger gegen die Punkte

*) Ich habe ihn wenigftens immer geöffnet gefunden.

Punkte *o* anbringen, und ſo das Inſtrument geſchlossen erhalten. Täglich würden alsdann einige 20 halbzirkelförmige Tractionen gemacht, bei denen die Kranke hin und wieder ruhte, und sich ein erwärmtes Malvendecoct mit Mohnſaft einſpritzen lieſs. Die nun nach und nach ſo hervorgezogene Portion des Uterus und des obern Theils der Scheide müſste man nun fleiſsig mit Oel beſtreichen, und durch eine gelinde angelegte weiche Bandage (bei einer ruhigen Lage der Kranken) in ihrer Lage zu erhalten ſuchen. Wäre nun der Uterus ſo viel wie möglich hervorgebracht, ſo würde ich das gebogene Messer *B* empfehlen, um mit dieſem durch einen Zirkelſchnitt die Vaginal-Portion und den vorgefallenen Hals des Uterus zu durchſchneiden, den nun aber vorne gelösten, hinten jedoch an ſeinen Bändern noch feſtsitzenden Uterus, würde ich mit einer ſtumpfen Pinzette fassen, nach und nach weiter hervorziehen und von ſeinen Bändern trennen, wenn ich zuvor die Gefäſse der Vagine unterbunden hätte; die zurückgebliebene Portion der Scheide müſste man auswärts zu erhalten ſuchen, theils um die Heilung durch einen trockenen Verband zu beſorgen, theils, damit keine Blutergieſsungen in den Unterleib entſtünden.

Dies wären die wenigen, zwar gestehe ich gern, sehr unvollkommenen, Vorschläge zu dieser Operation, die vielleicht in der Anwendung nicht möglich sind. Indessen dies ist auch nicht der Hauptzweck dieser Zeilen; vielleicht dass ich denkendere Leser dadurch wecke, die mit mehrern Kenntnissen und Geschicklichkeiten zweckmässigere Operationsmethoden empfehlen. Warmes Gefühl für die Leiden des armen weiblichen Geschlechts gaben mir die Feder in die Hand, und aus diesem Gesichtspunkte, bitte ich, diese wenigen Zeilen zu beurtheilen.

Einige praktische Beobachtungen.

1.

Ein Knabe von 11 Jahren ward diesen Sommer plötzlich sehr heftig krank; man rief den Arzt, der Folgendes wahrnahm: Sein Puls war hart und voll, seine Augen funkelten, sein Gesicht war roth und heiss (ohne Schweiss) und aufgetrieben, der Mund fest geschlossen und schäumte, die Respiration sehr rasch und kraftvoll; zuweilen eröffnete der Knabe den Mund, um zu beissen, und man sah die Zunge roth, so wie den ganzen Gaum,

völliges Delirium war eingetreten, und man konnte den Knaben nur mit Mühe im Bette erhalten; die Hände und Füſse zuckten oft krampfhaft. Der Knabe war vor 1½ Stunde noch ganz wohl gewesen, und die Eltern wuſsten keine Ursache anzugeben. Der Arzt, der schon die Mutter des Knaben öfters an einem periodischen Wahnsinn behandelt hatte, erklärte auch diese Zufälle als Erbfolge der Mutter, oder suchte diese Erscheinungen sich durch genossene Gifte zu erklären; genug, er wuſste selbst nicht (wie er sagte), was er schlieſsen und welche Indication er wählen sollte. Endlich entschloſs er sich zu einem Brechmittel; er gab eine Dosis *Tart. emet.*, und nach einer halben Stunde erfolgte ein starkes Erbrechen. Das Kind brach beinahe ¼ Metze Pflaumensteine aus, war ruhiger, schlief ein, und war binnen einigen Stunden völlig geheilt. Die Erklärung dieser Krankheit ist sehr leicht, wenn man den hohen Grad der Erregbarkeit betrachtet, die wahnsinnige Mütter gewöhnlich auf ihre Kinder überpflanzen. Hier war keine belegte Zunge, und doch gewiſs Unreinigkeiten in den ersten Wegen! —

2.

Einer Frau von mittlern Jahren, die an asthenischen Krankheiten oft mit erhöhter Reiz-

barkeit (irritabler Schwäche) litt, und besonders eine ausserordentliche Erregbarkeit des Auges besass, so dass bei dem geringsten Lichtstrahl sich die Pupille so verengte, dass sie ganz blödsichtig ward, liess ich von folgendem Decoct täglich einen Tropfen ins Auge bringen.

℞. *Herb. Belladonn.* gr. x
coq. c. ▽ font. q. S.
colatur. ℥iij;
adde:
mucil. gumm. arabic. ℥ß

Sie that es zuerst des Morgens, und bekam sogleich Schwindel und Ohnmachten bis zum Erbrechen, und war beinahe völlig blind. Ich erklärte es aus Ueberreizung, liess noch ℥ij *Aqu. destillat.* zusetzen, und die Kranke konnte es zwar nun ertragen, aber spürte doch noch immer nach dem Gebrauch eine Beklommenheit des Kopfes, ob es ihr gleich sehr gut bekam und die Erregbarkeit des Auges sich sehr verminderte und die Pupille viel erweiterte. Man kann (besonders beim weiblichen Geschlechte) nicht vorsichtig genug mit den Gaben flüchtiger Reize umgehen; denn schon oft habe ich bei den kleinsten Dosen, die weit unter jeder Angabe der geringsten in der Materia medica standen, Ueberreizun-

gen gesehen, die dem praktischen Arzte leicht Unannehmlichkeiten zuziehen *).

Carl Struve,
der Arznei- und Wundarzneikunst Doctor
und Stadtphysicus
zu Neustadt-Eberswalde.

*) Diese Abhandlung erhielt ich schon im vorigen Jahre von dem Herrn Verfasser. Ihr Abdruck aber wurde durch die verspätete Abbildung und andere Hindernisse bis jezt verzögert. Ich freue mich, dadurch in den Stand gesezt zu seyn, die Anzeige damit zu verbinden, dafs Herr Prof. *Osiander* in Göttingen obigen Vorschlag wirklich ausgeführt hat.

Ich füge hier das bei, was derselbe darüber im Reichsanzeiger bekannt gemacht hat:

Heilung des Mutterkrebses und krankhafter Auswüchse aus der Gebärmutter, durch den Schnitt.

Mutterkrebse, schwammige und feste Auswüchse aus der Gebärmutter mit breiter, nicht polypenartiger Basis, begleitet von den gefährlichsten Folgen öfterer Blutflüsse, Eiterung, Harn- und Stuhlbeschwerden, schleichendem Fieber und Auszehrung, scheinen mir, der Erfahrung zufolge, heutiges Tages bei verehlichten und unverehlichten Frauenspersonen noch eben so häufig zu seyn, als sie wohl je unter dem weiblichen Geschlechte gewesen seyn mögen; aber sie werden nur gar zu oft lange mifskannt, und haben alsdann immer den elendesten Tod zur Folge. Seit zwei und zwanzig Jahren meiner Praxis und der zehnjährigen Direction eines klinischen Instituts und eines Hospitals, hatte ich oft Gelegenheit, bei solchen Kranken

alle diejenigen Mittel anzuwenden, welche die Aerzte als in einzelnen Fällen erprobt angaben. Aber nie habe ich, bei der unverdrossensten Mühe, etwas anders, als eine Verzögerung der Fortschritte des Uebels und eine Minderung einzelner Umstände bewirken können. Ich wagte daher endlich, was vor mir meines Wissens niemals ein Arzt oder Wundarzt gewagt hatte, solche Uebel auf eben die Weise, wie den Lippen- und Brustkrebs zu heilen, nehmlich *das Krebshafte der Gebärmutter bis auf das Gesunde auszuschneiden*; und eben so, *nicht krebshafte, aber lebensgefährliche Zufälle erregende Steatome der Gebärmutter* selbst von solcher Gröſse, daſs sie über fünf Viertel Pfund wogen, *durch den Schnitt auszurotten.* Nachdem ich diese Operation nun zu wiederholten malen unter den Augen mehrerer kunstverständigen Zeugen, namentlich des Leibmedicus *Althof* in Dresden, des Leibmedicus *Wardenburg* in Pohlen, des D. *Fischer* in Münden und D. *Langenbek* allhier verrichtet habe, und mir solche nicht nur jedesmal ohne Lebensverlust der Operirten, sondern selbst, und noch neuerlich, mit einer über alle Erwartung schnellen Herstellung der Gesundheit der Operirten gelungen ist: so achte ich es für Pflicht, dies zum Besten der Menschheit um so mehr bekannt zu machen, als die meisten Aerzte diese Uebel für unheilbar halten, und diese an sich neue Operationen nicht jeder Wundarzt übernehmen kann, noch gern übernehmen wird. So weit es die Pflichten und Geschäfte meines Lehramtes erlauben werden, will ich mich gern der ferneren Hülfe solcher Kranken unterziehen; nur muſs ich entfernte Kranke bitten, daſs sie mir ihren Zustand von einem Arzt oder Wundarzt untersucht und beschrieben zusenden, damit ich, ohne vielen Zeitverlust mit Hin- und Herschreiben, sogleich mit einiger Sicherheit urtheilen kann, ob eine Operation noch statt finden möge oder

nicht. Für Aerzte und Wundärzte werde ich mein Verfahren und meine, bei solchen Operationen gebräuchlichen, Werkzeuge bald öffentlich bekannt machen.

Göttingen, im Mai 1803.

D. *Osiander*,
ord. Professor der Medicin und
der Entbindungskunst.

Heil den würdigen Männern, die diesen wichtigen Fortschritt der heilbringenden Kunst bewirkten, und für eins der scheufslichsten, und leider bisher unheilbaren, Uebel der Menschheit Hülfe fanden! Sie verdienen eine Ehrensäule neben *Ed. Jenner*.

d. H.

V.

Nachricht
von einer dem Seewasser ähnlichen Soole
auf der Saline zu Schönebeck.

Deutschland hat jezt mehrere Seebäder, es ist also der so oft geäusserte Wunsch nach einer solchen Anstalt erfüllt und die heilsamen Würkungen, die wir jährlich davon erfahren, widerlegen die Zweifel derjenigen, welche weder die Ostsee noch die Nordsee zur Anlegung eines Bades geschickt hielten. Bei alledem ist aber das Zeitbedürfniss grösser, als dass es durch die bis jezt existirenden Anlagen könnte befriedigt werden. Vielen, tiefer auf dem festen Lande Wohnenden, ist der Zugang zu einem entfernten Seebade durch mancherlei Umstände verschlossen, da mit dem Bedürfniss zu einem solchen reizend-stärkenden Hülfsmittel nicht zugleich das Vermögen

ſteigt, um eine weite Reiſe zu der Seeküſte unternehmen zu können.

Der Wunſch, das Seebad vervielfältigt zu ſehen, iſt alſo noch immer gerecht, da die künſtliche Bereitung desselben noch nicht die gehoffte Würkung hervorgebracht hat, auch an sich mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden iſt.

Glücklicherweiſe iſt die Erfüllung dieſes Wunſches nicht ſo entfernt, als man glaubt, indem uns die Natur auf dem feſten Lande in den Salzſoolen ein eben ſo kräftiges Badewasser bereitet hat, als wir nur immer aus der Nord- oder Oſtſee ſchöpfen können.

Deutſchland hat ſo viele Salinen und noch mehr unbenutzte Salzquellen, die mehr oder weniger dem Seewasser gleich kommen, manche es ſogar an wirkſamen Beſtandtheilen übertreffen, daſs es zu bewundern iſt, warum man sie bisher bei dem ſo allgemeinen Rufe der Seebäder ſo wenig benuzt hat. Nach *Trampels*, *Giraults* und andern Verſuchen kann ich mir die Vernachlässigung dieſer Quellen nur aus localen Hindernissen erklären. Dem ſey wie ihm wolle, ſo sind gewiſs wenige Salinen einer Badeanſtalt günſtiger, als die bekannte bei Schönebeck im Magdeburgiſchen. Hier quillt neben der reichen, zum Gradiren und Versieden beſtimmten Soole.

eine ärmere, die wegen ihres geringen Salzgehaltes nicht siedenswürdig ist, und ungenutzt abfliefst, aber eben dadurch dem Seewasser ähnlicher und zum Baden geschickter wird.

Es ist eine klare Flüssigkeit, von salzigbitterem Geschmacke, hepatisch-stechendem Geruche, und sezt in den Röhren, durch welche sie läuft, etwas röthliche Erde ab.

Nach der, auf die gewöhnliche Art angestellten, chemischen Untersuchung des Herrn Fabriken-Administrator *Hermann* enthalten 100 Pfund dieser Soole:

Salzsaures Natrum (Kochsalz) .	14698 Gr.
Schwefelsauren Kalch (Selenit) .	248 —
Schwefelsaures Natrum (Glaubersalz) . . .	180 —
Salzsaure Bittererde (Bitterkochsalz)	168 —
Schwefelsaure Bittererde (englisch Salz) . . .	30 —
Salzsaures Kali (Digestivsalz) .	12 —
Schwefelsaures Kali (vitriolisirter Weinstein) . . .	5 —
Kohlensaurer Kalch . .	6½ —
Kohlensaures Eisen . . .	2½ —
Summa	15350 Gr.

oder 1 Pfund, 15 Unzen, 7 Drachmen, 50 Gr. feste Bestandtheile.

Aufserdem einen grofsen Antheil geschwefeltes Wasserstoffgas und Kohlenstoffsaures Gas.

Jeder praktische Arzt wird aus den angegebenen Bestandtheilen sehen, dass sich dieses *muriatisch - eisenhaltige Schwefelleber - Luftwasser* nicht nur mit Ehren neben das Seebad, sondern neben jedes mineralische Wasser stellen darf, und dass ich aus der Analogie nicht zu viel folgere, wenn ich alle die Wirkungen von ihm erwartete, die man uns von dem Seewasser rühmt. An zwei mit scrophulösen Geschwüren behafteten Personen äusserte das Bad eine so augenscheinlich gute Wirkung, obgleich die Einrichtung in nichts besserem, als in einer im Freien angebrachten und mit Brettern verschaalten Grube bestand, dass mir nichts als ein bequemeres Badehaus zu wünschen übrig blieb. Mehrere, die an Rheumatismen und überhaupt an einer solchen kränklichen Empfindlichkeit litten, dass jede Witterungsveränderung sie unangenehm afficirte, fanden sich hier befreit und gestärkt. Bei hartnäckigen Hautausschlägen, Flechten und Krätze, bei einem verhärteten Bubo, gutartigem weissen Flusse und Knoten in der Lunge, sah ich die beste Würkung.

Das Königl. Ober-Collegium medicum et Sanitatis, dem auf Veranlassung des Königl. General - Salz - Departements eine Quantität dieser Badesoole zugeschickt wurde, hat dieselbe chemisch geprüft und nicht nur den oben

angegebenen Befund bestätigt, sondern auch zur Anlage eines Bades ermuntert, und besonders auf die darin enthaltenen Gasarten aufmerksam gemacht. Da zugleich die hiesigen Salzwirker, der Natur ihrer Beschäftigung gemäfs, sehr an Rheumatismen, und ihre Kinder an scrophulösen und herpetischen Uebeln leiden, so ist zuförderst beschlossen, für diese ein Badehaus von 4 Kabinettern zu erbauen, welches mir dann Gelegenheit geben wird, mehrere Erfahrungen über die Würksamkeit dieser Soole zu sammlen.

Aufser dafs die hiesige Soole schon, in Rücksicht der festen Bestandtheile, das Wasser der Ost- und Nordsee bei weitem übertrifft, fehlt hier nichts, was ein Seebad heilsames aufzuweisen hat. Der Anblick der unabsehbaren Meeresfläche gehört wohl nicht zu den Heilmitteln, sonst würde ich dagegen eine mit Städten und Dörfern belebte Landschaft anführen, und demjenigen auf das noch unermefslichere Firmament verweisen, der sich am Erhabenen zu laben suchte. Die Seeluft, dieser gewifs nicht mit Unrecht als wichtig gerühmte Bestandtheil der Seeküsten, haben wir hier so kräftig, und können sie mit weniger Veränderung und Schwierigkeit geniefsen, als am Ufer des Meeres. Das, fast eine Viertelmeile lange und 50 Fufs hohe, Gradirwerk

bietet eine künstliche Meeresfläche dar, auf welcher täglich 22,130 Kubikfuſs Waſser verdunsten, wodurch also die umgebende Atmosphäre (den Kubikfuſs Soole nur zu 25 Maaſs gerechnet) mit 553,250 Maaſs Flüssigkeit täglich angeschwängert wird. Dies ist gewiſs ein Duftkreis, den keine Seeküste bei der günstigsten Witterung aufzuweisen hat. Rechnet man noch dazu, daſs die Ausdünstung der Meeresfläche nichts, als mit etwas Salz angeschwängertes Wasser enthalten kann, hier aber das so kräftige, geschwefelte Waſserstoffgas und kohlenstoffsaures Gas verflüchtigt wird; so fällt in die Augen, wie viel wirksamer ein hiesiges Luftbad bei Engbrüstigkeit, bei Knoten in den Lungen, und selbst bei der anfangenden, eiternden Schwindsucht seyn muſs.

Dieser Ausdünstung der Soole, sowohl beim Gradiren als auch beim Versieden, schreibe ich es zu, daſs sich unter den Salinen-Arbeitern so selten ein Schwindsüchtiger befindet, obgleich übrigens diese Krankheit in hiesiger Gegend sehr gemein ist, oder wenn einer durch äuſsere Ursachen davon befallen wird, diese Kranken doch dabei ein hohes Alter erreichen. Ein Mann unter den Gradirern, dessen Brust durch äuſsere Gewalt gequetscht wurde, und zwei Weiber der Salzwirker, welche durch Tanzen und andere Ursachen, in

ihren früheren Jahren, den Grund zu einem Brustgeschwüre legten, bekamen schon seit mehrern Jahren jeden Winter, wenn die Siedung aufhört, offenbare Zeichen der eiternden Lungensucht, erholen sich aber jedesmal, wenn im Frühjahr die Siedung wieder angeht, und sie mit ihren Männern sich in den Kothen aufhalten, oder dieselben sich bei dem Gradirwerke beschäftigen. Das Angenehme bei diesem Lungen-Luftbade besteht darin, dass selbiges nicht, wie bei der Seeluft, von der Richtung der Winde abhängt, sondern dass man es geniessen kann, der Wind mag wehen wie und aus welchem Punkte er will, wobei nichts weiter nöthig ist, als dass man seine Promenade auf einer andern Seite des Gradirwerks anstellt, es auch, je nachdem die Lungen empfindlich sind, schwächer oder concentrirter einathmen kann, indem man sich der Ausdünstungsfläche mehr oder weniger nähert.

Ausser diesen so heilsamen Luftarten ist es gewiss ein sehr bedeutender Vorzug, den das hiesige Lokale nicht nur vor dem Seebade, sondern vor allen kalten Bädern gewährt, dass nehmlich die Erwärmung des Badewassers mit gar keinen besondern Kosten verbunden ist. Eine kräftige Dampfmaschine, die hier vom März bis November arbeitet,

braucht bekanntermaaſsen zu ihrer Bewegung viel ſüſses Waſser, welches durch die Hitze in Dampfgeſtalt aufgelöſt wird, und wenn es in dieſer Form ſeine Dienſte verrichtet hat, abfliеſst. Dieſes kochend heiſse, gleichſam deſtillirte Waſser giebt nicht bloſs dem Bade die nöthige Temperatur, ſondern iſt auch, ſeiner Reinheit wegen, geſchickter als jedes andere zur Bereitung künſtlicher Mineralbäder. Man kann alſo mehrere Zwecke auf das leichteſte und wohlfeilſte zugleich erreichen.

Ich trete den Seebädern an der Oſt- und Nordſee gewiſs nicht zu nahe, wenn ich ſage, daſs der eigentliche Vortheil, das unmittelbare Baden in der See ſelbſt, ſelten erreicht werden kann; rechnet man auch die Schwierigkeiten, die theils das Ufer, theils Ebbe und Fluth verurſachen, für nichts, ſo iſt doch unſer nördliches Klima, und die wenigen warmen Tage, welche uns daſselbe gewährt, ein groſses Hinderniſs bei dem regelmäſsigen Gebrauche. Mit der Küſte von England hat es freilich eine andere Bewandtniſs; der mehr unmittelbare Zuſammenhang mit dem Weltmeere erwärmt dort das Seewaſser gegen das Ende des Sommers; allein bei uns muſs das Badewaſser immer etwas erwärmt werden, welches Aufenthalt und Koſten verurſacht. Auf die in England gewöhnlichen Karren müſ-

sen wir daher Verzicht leisten, wenn wir uns auch ihre Unbequemlichkeit wollten gefallen lassen. Das Badeschiff wird auch wohl wenig Beifall finden; denn ob man darin gleich vor dem Schicksal des Propheten *Jonas* gesichert ist, so hat man desto mehr von der gewöhnlichen Seekrankheit zu befürchten, und eine solche Ausleerung, als diese zu bewürken pflegt, ist wohl schwerlich eine zweckmäfsige Vorbereitung zum Baden.

Endlich ist auch die Mischung und Löthigkeit des Seewassers niemals gleich, kann auch nie über den gegenwärtigen Grad nach Bedürfnifs verstärkt werden.

Alle diese Unbequemlichkeiten fallen bei dem hiesigen Bade weg, die Soole kann durch Zumischung des warmen Wassers immer eine gleiche Temperatur und Löthigkeit erhalten, ja auf jeden beliebigen Grad durch schwere Soole verstärkt werden. In der Wanne kann man beständig frisches, halb-warmes, halbkaltes Wasser zuströmen lassen, also einen dem Baden in der offenbaren See ähnlichen Vortheil genieſsen, ohne die schaukelnde, ekelerregende Bewegung des Schiffes zu fühlen, und zu dem unangenehmen Aufenthalte in dem Kasten gezwungen zu seyn.

Mein

Mein Wunſch bei dieſem Aufſatze war kein anderer, als auf dieſes bisher wenig geachtete Hülfsmittel aufmerkſam zu machen. Die nähere Auseinanderſetzung behalte ich einer kleinen Schrift vor, die nächſtens bei Herrn *Keil* in Magdeburg erſcheinen wird.

Dr. *Tolberg*,
Salinen-Arzt zu Schönebeck.

VI.

Merkwürdige Würkung der ausleerenden Methode; nebst einem Anhange des Hersausgebers.

Ein Bursche von 18 Jahren, der vorher zwar immer gesund, aber doch nicht einer der stärksten gewesen, wurde von einer Krankheit befallen, wobei er gleich so ängstlich war, dass er selbst auf das frühzeitige Herbeirufen des Arztes bestand. Man schickte zu mir. Bei meinem Besuche fand ich seine Krankheit gar nicht so bedenklich, wie er sich ängstlich darüber stellte. Die Haut war etwas trocken; der Puls kaum merklich vom gesunden abweichend, etwas hart und schnell; die Wärme des Körpers mäfsig; die Zunge feucht, roth, nicht belegt; Pat. klagte auch gar nicht über Durst. Sein einziges Leiden bestand in heftigem Kopfweh und Schmerzen an der linken

Lende, gerade auf dem *trochanter major*, worauf er Tages zuvor gefallen war.

Ich forſchte der Urſache ſeiner Krankheit nach, konnte aber gar nichts befriedigendes entdecken. Er verſicherte mich, daſs der Fall ſeinem Kopfe nicht habe ſchaden können, weil er bloſs aufs linke Bein gefallen, und die Erſchütterung beim Falle gar nicht ſo heftig geweſen ſey.

Es fehlten alle Zeichen, die auf verdorbenen Magen ſchlieſsen lieſsen; ſogar hatte der Kranke etwas Appetit. Die Hypochondrien und der ganze Unterleib waren weich, nicht heiſs, und bei der Berührung ſchmerzlos; Urin- und Stuhlausleerung hatten ihren regelmäſsigen Fortgang.

Es blieb mir nichts übrig, worauf ich die Krankheit und meinen Kurplan gründen konnte, als höchſtens eine Muthmaaſsung von Verkältung. Der Kranke war den Tag vorher im Schnee zu Holze geweſen; und da die herrſchende Krankheitsform zu dieſer Zeit katharraliſch war, ſo beſtärkte mich dieſes noch mehr in meiner Meinung.

Ich verordnete alſo eine diaphoretiſche Mixtur aus *Aq. fl. Samb.*, *Arcan. aplic.*, *Vin. antim. Huxh.* und *Syrup. papav.*, dabei ein zweckmäſsiges Verhalten.

Die Ausdünſtung zeigte ſich hiernach in

ziemlich hohem Grade, auch hatte die Mixtur einige flüssige Stühle bewürkt; der Puls war etwas schneller, aber weicher geworden, und Pat. hatte ziemlich stark aus der Nase geblutet. Doch alles dieses, ohne die mindeste Erleichterung des Kopfschmerzes.

Die erlittenen Ausleerungen, als: Nasenbluten, Diarrhoe, Schweisse, verglichen mit dem Bilde des Kranken, Blässe des Gesichts, mattes Aussehen der Augen, braune Lippen und Braunwerden der Zähne, liessen mich nun auf Asthenie, als Grundcharakter der Krankheit schliessen.

Theils gegen die Asthenie, theils aus Rücksicht auf Würmer, verordnete ich ein *Infus. rad. Valer.* mit etwas *Tart. tartaris.*, alle Stunden 1 Esslöffel voll; zugleich liess ich ein Zugpflaster in den Nacken legen, um das Kopfweh, dem sich jezt ein Brausen der Ohren zugesellet hatte, zu mindern.

Andern Morgens bei meinem Besuche hörte ich, dass der Kranke ziemlich ruhig geschlafen und zweimal Oeffnung gehabt hatte. Das Zugpflaster hatte eine Blase gezogen; die Kopfschmerzen waren aber, nach Aussage des Kranken, nicht um ein Haar vermindert. Der Appetit, den der Kranke überhaupt noch nicht verloren hatte, war noch immer ziemlich gut; der Puls etwas weniger frequent, wie gestern,

aber doch etwas härtlich. Im Allgemeinen glaubte sich der Kranke auch etwas besser zu fühlen. Ich ſezte nun die Erregung vermehrende Methode fort; und verordnete ein *Infuſ. rad. Serpent.*, mit etwas *♀rus ♀risat.* (um die erhitzende Eigenſchaft etwas zu beſchränken), alle 2 Stunden 1 Eſslöffel voll; zum Essen dünne Fleiſchbrühe, zum Trinken Brodwasser.

Bei meinem Beſuche am Abend fand ich den Kranken beträchtlich verſchlimmert; er ſchwizte ſo, daſs das Hemde durchgenässet war. Der Schweiſs war etwas klebrig und riechend; der Puls klein und frequent; Lippen und Zähne braun; die Augen bleich, ſtarr hinblickend; kurz, der Kranke war das Bild eines anfangenden Typhus. Er klagte noch immer über heftiges Kopfweh und Brauſen in den Ohren. Bei allen dieſen Symptomen, die ſchon auf einen beträchtlich hohen Grad der Krankheit hindeuten, war die Zunge noch immer feucht, in der Mitte etwas weiſs belegt, aber an den Seiten roth, und Pat. äuſserte wenig Durſt.

Ich hatte nun Recht zu ſchlieſsen, die Aſthenie habe zugenommen; um ſo mehr, da ich ihm heute die flüchtig ſtärkende Mixtur ſeltener hatte nehmen lassen.

Ich verordnete ein *Infuſ. Serpent.*, mit

wenig *Liq. anod. m. H.*, zu 1 Eſslöffel voll alle Stunde.

Andern Morgens traf ich ihn noch im nehmlichen Zuſtande. Die Nacht hatte er delirirt. Das Schlucken wurde dem Kranken jezt beſchwerlich, und man hörte ein Geräuſch dabei, wie gewöhnlich beim Typhus. Der Blick war ſtarr; auf die an ihn geſtellten Fragen antwortete er nicht; Reſpiration und Puls waren frequent.

Ich lieſs die lezte Mixtur fortſetzen; ein Zugpflaſter in den Nacken, und Sinapismi an die Waden legen.

Ein paar Stunden darnach wurde ich ſchleunig zu dem Kranken gerufen. Ich traf ihn auſser dem Bette, auf einem Stuhle ſitzend. Er hatte ſehr viel ſchwarzes Blut aus der Naſe verloren, und das Bluten hielt noch immer an.

Ich hielt dieſe Hämorrhagie, wegen des beſtändigen Kopfwehes und Delirirens, für heilſam, ſuchte sie alſo nicht zu hemmen, bis sie endlich von ſelbſt nachlieſs, und man den Kranken wieder ins Bett legte. Im Gesichte hatte er nun eine wahre Todtenfarbe. — Ich beſchloſs nun, nicht weiter etwas zu verordnen, bis ich den Erfolg des Naſenblutens geſehen hätte.

Nach einer guten Stunde ging ich wieder

zu dem Kranken und fand ihn, ganz gegen meine Erwartung, beträchtlich verſchlimmert. Er delirirte jezt beſtändig fort, und die Deliria waren nicht, wie in der vorigen Nacht, mit Sopor verbunden, ſondern der Kranke war immer unruhig, wälzte sich im Bette, und wollte immer aufſtehen. Sein Blick war ganz verſtört. Das Zugpflaſter ſo wenig, wie die Sinapismen, hatten gewürkt, und der Puls war ſehr zuſammengezogen und fibrirend.

Ich geſtehe aufrichtig, daſs ich jezt in Verlegenheit war, wie ich den Kranken behandeln ſollte. Die widerſprechendſten Symptome, z. B. die noch immer feuchte, in der Mitte etwas weiſs belegte Zunge, der Appetit des Kranken (der zwar freilich ſehr geringe war), die wenige Neigung zum Trinken, verglichen mit den übrigen, dem Scheine nach lebensgefährlichen Zufällen, lieſsen mich auf nichts Gewisses ſchlieſsen.

Ich richtete nun meinen Blick hauptſächlich auf Würmer, und wählte zu Beſeitigung derſelben hauptſächlich ſolche Mittel, die zugleich ſtark abführen, um eine Ableitung vom Gehirn zu bewürken. Ich verordnete alſo Pulver aus *Rad. Jalap.* gr. xii, ☿*ii dulc.* gr. iii, alle 2 Stunden 1 Stück zu nehmen.

Ich wählte dieſes Pulver um ſo lieber, weil es mir und andern Aerzten in einer ſeit

2 Jahren beinahe bei uns herrſchenden Krankheit, die hier unter dem Namen *Kopfkrankheit* bekannt iſt, weil sie mit Kopfſchmerzen anfängt, die ſehr bald enorme Grade erreichen, ausgezeichnete, und zur Rückführung der Geſundheit mehrentheils hinreichende Dienſte geleiſtet hat.

Bei meinem Beſuche am Abend ſfand ich den Kranken noch in eben dem Zuſtande, worin ich ihn verlassen hatte. Vier bereits genommene Pulver hatten ihm noch keine Oeffnung verſchafft. Sein Unterleib war indessen immer noch weich, und nicht *heiſs* anzufühlen. — Es war dem Kranken etwas geronnenes Blut aus dem Munde gekommen, das sich aber wohl wahrſcheinlich nach dem Naſenbluten in den Choanis feſtgeſezt haben mochte. — Zugpflaſter und Sinapismen hatten noch immer nicht gewürkt.

Um den Stuhlgang zu befördern, lieſs ich nun *Cataplasmata*, aus krampfſtillenden Kräutern, auf den Unterleib legen; ein Kliſtier von Kamillenabſud mit *aſa foetid.* und Glaub. Salz geben, und von den Pulvern zwei in einem Zwiſchenraume von einer Stunde, hernach alle 2 Stunden eins nehmen.

Die Nacht um 12 Uhr hatte der Patient Oeffnung bekommen, und bei meinem Beſuche, am Morgen um 8 Uhr, ſchon ſechs Stü-

sige Stühle gehabt, die schwärzlich und übelriechend gewesen.

Erst jezt hatte sich der Zustand des Kranken kaum merklich gebessert. Das Wälzen im Bette hatte nachgelassen, und der Kranke war etwas ruhiger geworden; obschon das Deliriren noch immer fortdauerte. Der bisher immer klar gewesene, röthliche Urin war etwas trüber; die Zugpflaster hatten die Haut etwas roth gemacht.

Am Abend hatte das Zugpflaster eine grosse Blase gezogen. Den Tag über war der Kranke an 16mal zu Stuhle gewesen; und seinen Zustand fand ich merklich besser. Er delirirte nur noch zuweilen; doch war er noch immer verstandlos. Er äusserte nun auch, durch beständiges Greifen nach den Beinen, dass ihm die Sinapismi schmerzten.

So besserte sich der Kranke von Tag zu Tag mehr, bei dem beständig fortgesezten Gebrauche obiger Pulver; versteht sich, dass bei der immer weiter rückenden Besserung der Gebrauch derselben immer mehr eingeschränkt wurde. Das schwärzliche Aussehen der Stühle verlor sich allmählig.

Erst liessen nun die Deliria völlig nach, und der Kranke lag ganz ruhig; dann fing er an, zuweilen etwas Vernünftiges hervorzubringen; *endlich* antwortete er auf die an ihn ge-

ſtellten Fragen immer: er könne es noch nicht ſagen. Es war alſo, als wenn der Kranke ein dunkeles Gefühl von dem wirklichen Mangel des Verſtandes, aber auch zugleich von der baldigen Rückkehr desselben gehabt hätte.

Zulezt kehrte der Verſtand völlig zurück, und die Krankheit haftete nur noch bloſs auf den Gehörnerven; Patient klagte über Harthörigkeit, welche sich denn auch ganz verlor.

Es waren dem Kranken zulezt 2 Würmer abgegangen, deshalb lieſs ich zu obigen Pulvern noch etwas *Sem. Santon.* ſetzen, es gingen aber keine mehr ab.

Dieſe Pulver beendigten nun die ganze Kur, und hoben ſeine Krankheit völlig. Etwas Schwäche blieb freilich noch zurück, wie sich leicht vermuthen läſst, wenn man erwägt, daſs der Kranke in Zeit von 5 — 6 Tagen gewiſs hundert flüssige Stühle gehabt hatte.

Zu bewundern iſt, daſs sich kein Speichelfluſs, ja auch nicht einmal die entfernteſten Vorboten desselben einſtellten, da der Kranke doch in fünf Tagen neun und vierzig Gran *merc. dulc.* genommen hatte; welches aber wohl freilich die häufigen Stuhlausleerungen verhindert haben.

Ich wollte hier nur bloſs eine treue Darſtellung von den Aeuſserungen dieſer Krank-

heit liefern; und das ist geschehen. Ich enthalte mich alles Urtheiles darüber, und überlasse es gern Andern, aus den widersprechendsten Symptomen etwas Bestimmtes festzusetzen.

Man kömmt freilich am geschwindesten dabei weg, wenn man die Krankheit schlechthin phrenitisch nennet. Indessen, von welcher Art war sie denn? War der Zustand des Gehirns sthenisch; warum erfolgte denn nach dem so copiösen Blutverluste aus der Nase Verschlimmerung? War er asthenisch; warum bewürkte denn die vorher örtlich und allgemein angewendete incitirende Methode keine Besserung, ja sogar Verschlimmerung? *Tertium non datur*, sagt der *Brownianer*; indessen, wie würde es um die Erklärung solcher Krankheiten stehen, wenn dieses wahr wäre?

Doct. *Westphalen.*

Anhang des Herausgebers.

Unstreitig beweisen solche Fälle, dass es eine Krankheitsklasse giebt, welche durch Gegenwart fremdartiger und schädlicher Stoffe oder Würmer im Darmkanal erzeugt wird, und also ursprünglich weder Sthenie noch Asthenie ist,

Extremen bedarf es nur Unvernunft, blinde Leidenschaft und mechanisches Nachbeten. Man will ja auch in der politischen *Welt* bemerkt haben, daſs die ärgsten Aristocraten immer die wüthendsten Democraten wurden.—

Derselbe Grund folglich, der mich vor 16 Jahren nöthigte, gegen den Miſsbrauch der gastrischen Methode zu schreiben, treibt mich jezt, ihre gemäſsigte Anwendung in Schutz zu nehmen; und dieser Grund heiſst: — von dem Geschrei der Menge nicht bethörte Wahrheitsliebe, und unbefangene Beobachtung der Natur.

Berichtigung.

Da ich höre, daſs meine im lezten Stücke dieſes Journals gegebene Nachricht von der Zubereitung und Unterſcheidung des *Hordeum praeparatum*, ganz wider meine Absicht, zum Nachtheile der nicht genannten hiesigen Herren Apotheker ausgelegt worden iſt; ſo erkläre ich, daſs ich Herrn Assessor *Roſe* und *Flittner* bloſs als diejenigen genannt habe, von denen ich wuſste, daſs sie zuerſt dieſes Mittel bereitet hatten, und alſo gewiſs Proben des ächten *Hordeum praeparatum* vorzeigen konnten: übrigens aber nicht zweifle, ja mich ſelbſt davon überzeugt habe, daſs mehrere der hiesigen Herren Apotheker es eben ſo gut bereiten; ſo wie ich überhaupt überzeugt bin, daſs man an wenigen Orten das Apothekerweſen in einem ſolchen Grade von Vollkommenheit finden wird, wie in Berlin.

d. H.

Anzeige
an die Herren Mitarbeiter
dieses Journals und der Bibliothek.

Ich habe hierdurch die Ehre, den sämmtlichen Herren Mitarbeitern des Journals und der Bibliothek anzuzeigen, dass die Honorarien für ihre Beiträge zum XIV. und XV. Bande des Journals, und zum VII. und VIII. Bande der Bibliothek, zu Ende des Monats Mai 1803 ausgezahlt und abgesendet worden sind; über deren richtigen Empfang ich mir Nachricht erbitte.

Berlin, den 30. Juny 1803.

Hufeland.

Inhalt.

Mit diesem Stücke des Journals wird ausgegeben:

Bibliothek der praktischen Heilkunde. Neunter Band. Drittes Stück.

Inhalt.

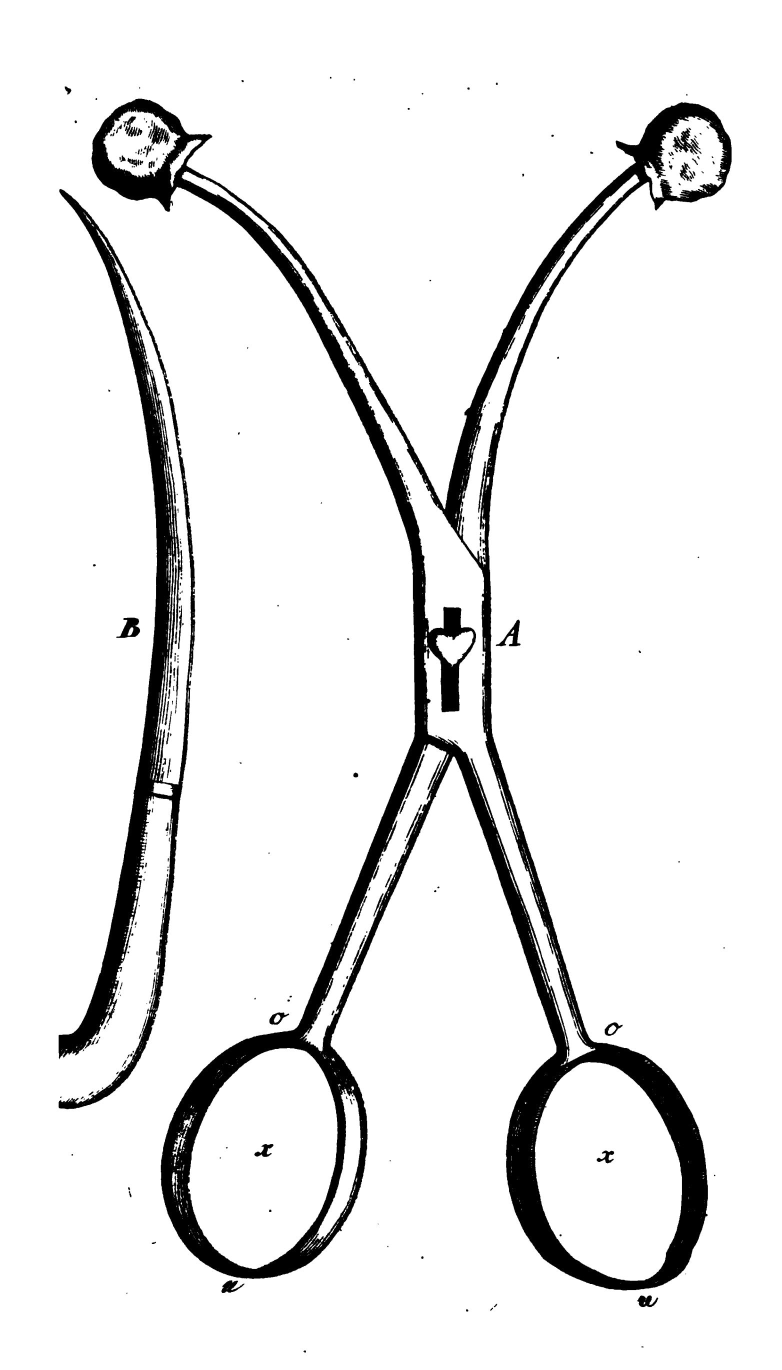
Anzeige für Aerzte.

Leipzig, bei Fried. August Leo ist erschienen:

Roose, D. Theod. G. A., Anthropologische Briefe. 8. 12 Gr.

Inhalt derselben:

1. Ueber einige elektrische Vorgänge im lebenden Körper.
2. Ueber den Hunger.
3. Ueber die physischen Würkungen des Willens.
4. Ueber den Schlaf.
5. Ueber die Willkühr bei dem Athemholen.
6. Ueber *Galls* Schädelphysiognomik.


B
A
o
o
x
x
u
u



Anzeige
für
Aerzte
und besonders für
Geburtshelfer.

Im Jahr 1791 ward auf höchsten Befehl Ihro Majestät der Kayserin aller Reußen ꝛc. zum Nutzen Ihres Reichs folgendes Buch verfaßt, und auf Ihre Kosten gedruckt:

> Abhandlung über die Entbindungskunst. Von Jos. Freyhr. von Mohrenheim, in 2 Theilen auf Royal-Papier. 139 Bogen Text 46 Kupfertafeln und 25 eingedruckte Vignetten.

Bey der ersten Erscheinung kostete dieses Werk einige 30 Thlr. — Für viele Aerzte ein zu hoher Preis für Ein Buch. — So lange ich es in Commission hatte, ward dieser Preis auf meine Vorstellung nur einmal moderirt. Jetzt habe ich das ganze Werk käuflich mir zu eigen gemacht,

und biethe es allen, welche sich diesem wohlthätigen Geschäfte für die leidende Menschheit widmen, für 2 Frd'or an. Dieser Preis gilt, bis noch 20 Exemplar übrig sind; diese mögen dann den alten Preis wieder annehmen, weil dieses kostbare Werk nie wieder gedruckt wird.

Wer sich in frankirten Briefen unmittelbar an mich wendet, dem verspreche ich prompte Bedienung und sorge für gute Emballage.

Leipzig im April
1802.

Heinrich Gräff.

Journal
der
practischen
Arzneykunde
und
Wundarzneykunst

herausgegeben
von

C. W. Hufeland,
Königl. Preuss. Geheimen Rath, Leibarzt, Director des Colleg. med. chirurg., erstem Arzt der Charité u. s. w.

Sechszehnter Band. Viertes Stück.
Mit einem Kupfer.

Berlin 1803.
In Ungers Journalhandlung.



I.

Vermischte Aufsätze und Beobachtungen

von

Adolph Friedrich Löffler,

der Arzeneiwissenschaft und Wundarzeneikunst Doctor, Russisch-Kaiserl. Hofrath, Ehrenmitglied des Reichsmedicinischen Collegiums in St. Petersburg, der freien öconomischen Gesellschaft daselbst, und der Medicinal-Verwaltung des Gouvernements Witepsk Mitglied.

1.

Milchkruste der Kindbetterinnen.

(Crusta lactea puerperae.)

Diese immer sehr lästige Krankheit ist, zum Glücke für die schon ohnedem genug geplagten Kindbetterinnen, selten und noch selt ner gefährlich; jedoch habe ich selbige seit einigen Jahren mehrmals beobachtet und in diesem Jahre zwei Fälle gesehen.

Ich will hier von dieser Krankheit kein vollständiges Gemälde, sondern nur das Vorzüglichste und Wissenswürdigste, das ich von

ihr wahrgenommen habe, mittheilen; es sind nur, so zu sagen, Materialien zu einem vollständigen Gebäude derselben, und hiernach bitte ich diesen Aufsatz zu beurtheilen.

Vielleicht giebt es mehr als eine Ursache, einen Urstoff, welche diese Krankheit hervorzubringen im Stande ist, oder ihr zu ihrer Entstehung, ausser der eigenen unbekannten Naturkraft sie zu schaffen, eine hülfreiche Hand bietet; nur nach meinen Erfahrungen sahe ich, dass eine verdorbene, ausgeartete oder fehlerhafte und gestörte Absonderung der Milch, immer die einzige Ursache derselben war. Diejenigen Kinder, deren Mütter oder Ammen den Milchschorf entweder schon hatten, oder ihn in der Folge bekamen, wären gewöhnlich krank, oder genossen nie so lange, als sie säuchten, und oft noch lange nach der Abgewöhnung, eine völlige Gesundheit. —

Die in den Brüsten solcher Personen vorhandene Milch war selbst bei geringen Veranlassungen leicht zu Stockungen geneigt, und böse geschwürige Brüste eine öftere Folge davon; es zeigte sich auch nach einem starken Milchfieber wenig oder gar keine Milch in den Brüsten, oder sie trat bei kleinen Ursachen in die Saftmasse zurück und wurde zur Schöpferin mancher Krankheiten, zumal eines geheimen auszehrenden Fiebers, oder auch

die, sich in fremden Canälen verirrte Milch wurde entartet, und als ein wohlthätiger Ausschlag nach der Oberfläche des Körpers getrieben; zuweilen aber auch entstand irgendwo eine Ablagerung derselben. Dafs sich dieser, durch die Milch entstandenen, Ausschlagsschärfe noch andere scharfe Stoffe zugesellen oder beimischen, und sie dadurch bösartiger machen, ist analogisch wahrscheinlich; auch litten kränkliche Personen von dem Milchschorfe mehr und häufiger, als ganz gesunde; und vorher kränkliche Personen wurden, nachdem sie den Milchschorf gehörig überstanden, gesünder. Man kann also wohl diese Erscheinungen als Beweise annehmen, dafs mittelst diesem Ausschlage noch andere, in den Säften verborgene, Schärfen mit weggenommen und fortgeschafft werden.

Bei Annahme dieser, fast zu sehr materiellen, pathologischen Meinung, bin ich dennoch geneigt zu glauben, dafs zwei verschiedene Ausschlagschärfen sich nie so innig vereinigen, dafs daraus nur eine Krankheit, eine Art Ausschlag entstehen könne; so genau und schwer unterscheidend dieses Zusammenfliefsen auch oft seyn mag, so hat doch jede Schärfe noch immer vieles von ihrem eigenthümlichen Wirkungscharacter an sich.

Unreinigkeiten in den Eingeweiden, vorzüglich in den sogenannten ersten Wegen, vermehrten diesen Ausschlag immer, und machten ihn oft hartnäckiger; und je gröber und deutlicher die Anzeigen davon waren, je bösartiger wurde gewöhnlich derselbe; alles, was diese wegschaffte, verminderte und ihrer neuen Entstehung vorbeugte, wirkte auf diesen Ausschlag fast sichtbar heilsam, und verkürzte immer die Kur desselben.

Man kann den Milchschorf füglich in zwei Arten oder Gattungen eintheilen, nämlich in den

a) gutartigen, und

b) bösartigen.

Der gutartige Milchschorf ist öfterer, der bösartige seltener vorhanden; jedoch beide Arten sind zuweilen so innig mit einander verbunden, daſs man nicht wohl völlig entscheiden kann, ob der Ausschlag ganz zu der ersteren oder zweiten Art zu zählen ist.

Aber auch die ganz richtigste Entscheidung und Auseinandersetzung beider Gattungen hat sowohl für den heilenden Arzt, als Kranken keinen wesentlichen grosſsen Nutzen, denn weder im ersten, noch zweiten Falle darf der Arzt mit dem Gebrauche der Arzeneien, und der Kranke mit Vernachläſsigung seiner Krankheit spielen, wenn jener seinen

Kranken bald heilen, und dieſer ſich nicht ſelbſt feindlich ſchaden will.

Der gutartige Milchſchorf, wovon die ſchlimmern und beſſern Variationen entſpringen, erſcheint und zeigt sich in folgender Geſtalt.

Den dritten, vierten oder fünften Tag nach der Entbindung, ſelten früher, öfter ſpäter, fängt die Kindbetterin an zu fiebern; es iſt ein eigentliches Gefäſsfieber, ohne Fröſteln oder Schaudern, ſondern entſteht immer mit allgemein über den Körper verbreiteter Hitze und Wallungen im Blute; hierdurch unterſcheidet es sich von dem Milchfieber, wenn ſolches noch nicht geweſen iſt, denn dieſes iſt gewöhnlich mit abwechſelnder Kälte begleitet.

Nachdem dieſe Fieberhitze einige unbeſtimmte Zeit gedauert hat, ſo wird die Haut trocken, ſpröde und gleichſam hart anzufühlen; in manchen Fällen ſcheint sie durch eine leichte Geſchwulſt in die Höhe getrieben, oder angeſpannt und ausgedehnt zu ſeyn; die ſonſt gewöhnlichen nächtlichen Schweiſse, oder Anfeuchtung der Haut, bleiben in dieſem Zuſtande faſt immer aus.

Endlich wird die Haut mit einer roſenartigen Röthe überzogen; gewöhnlich geſchieht dies Stellweiſe, ſelten über den ganzen Körper.

Innerhalb dieser Röthe bilden sich nach und nach kleine Bläschen, die ein gelblichtes Wasser enthalten, und die entweder ohne alle Zeichen wieder vergehen oder aufplatzen, und dann mit einem kleinen Schorfe bedeckt werden.

So wie einige Bläschen vergehen, und sich auf's neue immer mehrere erzeugen, so verschwindet auch nach und nach die Hautrose, und die Milchschorfblasen bleiben allein zurück.

Zuweilen bleibt die Hautröthe mehrere Tage allein stehen, vergehet dann und lässt die Haut rauch und sich abblätternd zurück; dann erst erscheinen die kleinen Grindblasen, die sich nach und nach in einen grindigen Schorf verwandeln.

Uebelkeiten, schlechte Verdauung, starkes Jucken und Brennen, das zumal des Nachts sehr unerträglich ist, sind die gewöhnlichsten begleitenden Gefährten des Milchschorfes.

Wird diese Krankheit gehörig und nicht pfuschermäßsig oder nachläßsig behandelt, oder sind mit derselben keine gefährliche Nebenzufälle verbunden; sind die Kräfte nicht erschöpft oder unterdrückt, alle zum Leben nöthige Geschäfte im richtigen Gange, und gehen alle Absonderungen und Auswürfe ungestört ihren Weg, so endigt sich der Ausschlag

bald und ohne Folgen; findet aber das Gegentheil von allen diesem statt; sind viele oder einige wichtige körperliche Verrichtungen fehlerhaft, und handeln Arzt oder die Kranke der Krankheit entgegen, so kann dieser, sonst gutartige, Ausschlag ein gefährliches Ende nehmen. Es gilt hier vorzüglich die Regel in der Ausübung:

Lieber Nichts, als viel Unrechtes thun.

Nimmt die Krankheit kein gewünschtes, sondern gefährliches Ende, so entstehen zuerst geschwollene Füſse, alsdann Husten, endlich die Auszehrung, die sich gewöhnlich mit dem Tode endigt.

Die zweite, oder bösartige Gattung dieses Ausschlages erscheint ohne viele gefährliche Vorbedeutung; die Hautrose findet hier sehr selten so ausgebreitet und in dem hohen Grade, als bei der ersten Art dieses Ausschlags statt. Die Schorfblasen entstehen hier in mehrerer Anzahl, sind gröſser und tiefliegender, auch das Jucken ist hier viel unerträglicher; und wenn sich die Kranke dabei nicht schont, es mit Geduld und Muth erträgt, sondern im Gegentheile brav schurrt und kratzt, so setzt sie sich der Gefahr aus, sehr üble, langsam heilende Geschwüre zu bekommen. Die Ausschläge nehmen zu, und das lästig quälende

Jucken nimmt ab; die Krankheit bekommt ein ſcheuſsliches Anſehen, die Ausſchlagsſchärfe gelangt zur Reife, sie trocknet zu einer dicken Grindrinde, die unter ihr befindliche aussiekernde Feuchtigkeit ſetzt als faule gährende Jauche ihre Verwüſtung fort, indem sie Geſchwüre macht, die tief bis in die Muskeln, ja zuweilen bis in den Knochen eindringen.

Sowohl die aus dem Hautgeſchwüre flieſsende Feuchtigkeit, als die getrocknete Kruste haben einen ſehr üblen Geruch, der einer faulenden Milch am ähnlichſten kommt.

Ohne gehörige und geſchickte Anwendung der nöthigen Heilmitel, hat ſelten der Milchſchorf in ſeinem höheren Grade einen glücklichen Ausgang.

Die ärztliche Behandlung deſſelben erfordert daher alle mögliche Gewiſſenhaftigkeit, Vorsicht und Genauigkeit, denn nicht immer gelingt auch die beſte Behandlung hier dem redlichſten Arzte; und wehe demjenigen, der sich dabei Vergehungen zu Schulden macht.

Oeftere Uebelkeiten, Ohnmachten und Kraftlosigkeit sind, auſſer der eigenen Läſtigkeit dieſes Ausſchlages, gewöhnliche Zufälle, die denſelben begleiten; nur ihre öftere oder ſeltenere Wiederholung, ihr längeres oder kürzeres Anhalten, und ihre Gröſse oder

Gelindigkeit beweisen den stärkeren oder gelinderen Grad seiner Bösartigkeit; denn er kann dem Ansehen nach von gelinder Art zu seyn scheinen, und doch im Inneren gefährliche Zerstöhrungen anrichten, die Nervenkraft unterdrücken, sich auf edle, zum Leben nöthige, innere Theile lagern, und so geheime, oder auch offenbare, aber unbezwingliche tödtliche Zufälle verursachen. Schlaffsucht, Convulsionen und das Zehrfieber als seine öftere Folgen, beweisen die Möglichkeit seiner inneren zerstörenden Kraft.

Am häufigsten nimmt dieser Ausschlag den ganzen Körper ein, zuweilen aber begränzt er sich bloss auf gewisse Gegenden; am häufigsten und gewöhnlichsten zeigt er sich im Gesichte, und dann leiden vorzüglich von ihm die Gegend um das Kinn, die Augenlieder und die Augen selbst.

Beide Gattungen dieses Ausschlages haben vorzüglich die Eigenschaft mit einander gemein, dass derselbe bald einmal gänzlich oder zum Theil verschwindet, und wieder auf's neue mit einigen Fieberzufällen zum Vorschein kommt.

So viel habe ich nur von den Erscheinungen und Zufällen dieser Krankheit, der Natur derselben abmerken können; ich glaube gerne, dass es noch weit mehrere giebt,

und es wäre zu wünschen, dass diejenigen Aerzte, die sie gesehen und behandelt haben, ihre Erfahrungen darüber mittheilen möchten, so liesse sich endlich aus allen Beobachtungen von dieser Krankheit ein vollständigeres und nützlicheres Gemälde, als dieses ist, davon entwerfen.

Da der Character der Krankheit schwächend ist (er ist ganz asthenischer Natur) so ist es eine Hauptregel bei der Behandlung solcher Kranken, dass man sie so viel als möglich bei Kräften zu erhalten sucht, und daher sorgfältig alles vermeidet, was schwächen kann; denn es ist noch eine Eigenheit der Krankheit, dass sie bei Vermehrung der Schwäche am leichtesten gefährlich wird.

So wie überhaupt keine Regel zur Extremität gemacht werden darf, so darf sie hier am wenigsten übertrieben oder hintangesetzt werden; man muss die Kranke nur nähren, nicht mästen, denn auch dieses letztere kann viel schaden, wenigstens führt es leicht zu Ueberladungen; starke, kräftige, wohl gar erhitzende Nahrungsmittel machen auch den Ausschlag stark und erhitzend, seine Heilung wird immer dadurch verlängert.

Physische und moralische Erhitzungen schaden bei diesem Ausschlage mehr, wie bei

vielen anderen; weit schädlicher aber ist eine starke Verkältung.

Reine und kühle Luft, reines und kühles Bettzeug, reine und gelinde erwärmende Kleidungen haben bei dieser Krankheit einen großen Vorzug vor anderen labenden und heilenden Mitteln.

Ich sah, wenn die Kranken nichts erleichterte, erleichterten diese immer, und zwangen gleichsam die Heilmittel, wenn sie schon zu versagen schienen, wohlthätiger zu wirken.

Nachdem man diese wichtigen Anzeigen zur Heilung so eingeleitet hat, dafs sie so wenig als möglich übertreten werden können, so schreitet man zum Gebrauch der Arzeneien.

Man darf in den ersten drei bis vier Tagen dieser Krankheit nichts anderes geben, als verdünnende, die Ausdünstung befördernde und gelinde abführende Mittel, keine Ausleerung muſs ihren Normalzustand viel übersteigen.

Sind offenbare Anzeigen von angehäuften faulen Cruditäten im Magen vorhanden, so ist, um diese wegzuschaffen, früher noch, als jene Mittel, ein Brechmittel nöthig.

So wie in allen andern Fällen, so muſs man auch hier von der gegebenen Regel eine

Ausnahme machen, wenn andere dringend zu hebende Zufälle zugegen sind, die ganz andere Mittel erfordern, als wider die Krankheit nöthig sind.

Die mit dem Ausschlage behaftete Kranke kann ganz dünne, fast zu aufgelöste Säfte haben; sie alsdann noch mehr zu verdünnen, noch mehr aufzulösen, würde die Gefahr der Krankheit in jedem Falle vermehren; die Kranke kann von nächtlichen colliquativischen Schweissen entkräftet werden, ihr in diesem Zustande Schweiss erregende Mittel zu geben, würde sie nicht heilen, sondern dem Grabe näher führen heissen; ein langwieriger und schwächender Durchfall würde in vielen Fällen die Abführungsmittel verbieten.

Zwar können dennoch diese Mittel bei den genannten Umständen in manchen Fällen nöthig seyn; da sie aber so sehr schwer von den gewöhnlichen und öfteren zu unterscheiden sind, so rathe ich angehenden Aerzten, dabei mit ihrer Anwendung sehr behutsam zu seyn.

So lange die Krankheit im Steigen begriffen ist, und das ist sie gewöhnlich nur in den ersten acht Tagen, lasse man der Kranken öfters eine Tasse eines Aufgusses von Chamillen- Flieder- und Lindenblumen trinken; zwischendurch lasse man des Tages,

nicht des Nachts, etwas *Spiritus Mindereri* nehmen.

Durch diese Mittel wird die Ausschlagsschärfe wohlthätig nach der Haut befördert. Um nun auch die im Magen und in den Gedärmen befindlichen Unreinigkeiten zu lösen und wegzuschaffen, damit der Ausschlag von hieraus keine Schärfe annimmt, und verschlimmert werde, so kann man theelöffelweise ein Electuarium aus Cassien- und Tamarindenmark und Manna, mit ein wenig *Aq. Bened. Rul.* geschärft, nehmen lassen.

Hat sich der Ausschlag vollkommen gebildet und seine Reife erlangt, oder bemerkt man, dafs weiter keine Ausschlagspusteln auf der Haut erscheinen, so ist es Zeit, den Anfang mit dem Gebrauche derjenigen Mittel zu machen, die ihn zu entkräften und abzutrocknen vermögen; und hierzu fand ich nichts besser und heilsamer, als die Schwefelblumen. Neben diesem, hier fast ebenfalls wie bei der Krätze, specifisch wirkenden Mittel, gebrauchte ich noch folgendes:

℞. *Rad. Valerian. Unc. Sem.*
HB. Fumar. Unc. Duas.
M. F. Spec. D. S. Zum Getränk.

Dieses Mittel wirkt den inneren Zerstöhrungen dieser Ausschlagsschärfe, nach meinen

Erfahrungen, am kräftigsten entgegen; ich lasse dasselbe gewöhnlich als Aufguſs, und zwar ſchon einige Tage früher, als den Schwefel nehmen.

Ist aber bei der Bösartigkeit dieſes Ausſchlags der Normalzuſtand der Säfte ſehr verarmt, sind die Kräfte verſchwunden, und Asthenie des Körpers in Gröſse unverkennbar, ſo muſs man, bei dem Gebrauche der ſchon empfohlenen Mittel, auch ſtärkende anwenden.

Am beſten erreicht man dieſe *Absicht* durch eine nahrhafte Diät; durch Fleiſch- Sago- und Weinſuppen, Hirſchhorngelee, ſüſse und nährende Gartengemüſse u. dgl.

Man gewinnt wenig oder gar nichts, wenn man damit die Kranke beſtürmen, und die Herſtellung ihrer Kräfte, ſo zu ſagen, mit Gewalt erzwingen will; es läſst sich dieſes eben ſo wenig, als mit der Erzwingung der Heilung der Krankheit ſelbſt thun: nur gelinde und langſame Fortſchritte in beiden Fällen, führen hier zum gewünſchten, ſtarke und hitzige Zwangsmittel aber zum unglücklichen Ende.

Man muſs daher eben ſowohl auf die Quantität, als Qualität der Speiſen ſehen; es iſt nicht genug, daſs sie gut zubereitet sind, ſondern es iſt nützlicher, sie oft und in klei-

ner Menge geniefsen zu lassen; jedoch mufs man wenigftens drei Stunden mit dem abermaligen Essen warten lassen, damit die erft genossenen Speifen gröfstentheils verdauet sind, und nicht durch die neu hinzugekommenen in dem Verdauungsgefchäfte zu fchnell geftört, und der Magen überreizt werde.

Zu den ftärkenden und erquickenden Speifen fügt man endlich noch den Gebrauch kräftegebender Mittel; unter diefen wandte ich nur das Isländifche Moos und die Chinarinde an.

Das Moos liefs ich immer früher, als die Rinde nehmen; fchon, fobald ich Schwäche des Körpers und Bösartigkeit des Ausfchlages wahrnahm, liefs ich den Anfang damit machen; dann erft fchritt ich zum Gebrauche der Rinde, wenn der bösartige Ausfchlag feinen Entzündungs- und Gährungs-Zuftand überftanden hatte, und abzutrocknen anfing. Liefs ich die Rinde nehmen, fo gefchah es immer in einem kalten Aufgusse; fo liefs ich sie einmal in Clyftiren bei einer Perfon anwenden, die fehr fchlimme Zufälle nach dem inneren Gebrauche derfelben bekam, und die ftinkende, jauchigte Ausfchlagsflüfsigkeit besserte sich in kurzer Zeit darnach.

Ich wiederhole es hier zum Beften angehender Aerzte, dafs sich diefer Ausfchlag fel-

ten ohne Schaden beeilen und abkürzen läſst; ich ſah ihn nach einer ſchnellen Abtrocknung mit viel ſchlimmeren Zufällen, als vorher, wiederkehren.

Ich habe daher bei dieſem Ausſchlage kein äusseres Mittel gebraucht, und warne vorzüglich vor einem Miſsbrauche derſelben; das beſte und heilſamſte äussere Mittel iſt — Reinlichkeit desjenigen, was den Kranken nahe und fern umgiebt, und Einfluſs auf ſeinen Körper hat.

Entſtanden groſse Geſchwüre, ſo bedeckte ich sie mit einer Salbe aus.

Wachs,
Honig,
Sauren Rahm (Schmant)

von jedem gleichviel.

Wenn die Haut nach der Heilung nach einer gelinden Reibung ſogleich roth wird, ſo iſt die Ausſchlagsſchärfé gewöhnlich nicht vollkommen getilgt, und man kann noch einige Zeit mit der Kur fortfahren; bleibt sie aber dabei natürlich von Farbe, ſo kann man hoffen, daſs die Heilung vollendet iſt.

II.

Bemerkungen über den Bruchſchnitt.

1. Vor der Operation.

Es giebt faſt keine Operation, welche dem Kranken ſchmerzhafter iſt, und die von dem Wundarzte, der sie nicht pfuſchermäſsig, ſondern kenntniſsvoll verrichten will, mehr Kenntniſs, Beurtheilungskraft, Aufmerksamkeit und Gegenwart des Geiſtes fordert, als dieſe.

Angehende Wundärzte ſollten daher dieſelbe nie früher unternehmen, als bis sie sich mit geſchickten und erfahrnen Wundärzten darüber berathet haben.

Der Fall, wo die Verrichtung dieſer Operation als nothwendig angezeigt iſt, iſt folgender:

Wenn man die bewährteſten, bekannten Hülfsmittel, um den eingeklemmten Bruch zurückzubringen, methodiſch, d. h. nach richtigen Anzeigen und mit Beharrlichkeit fruchtlos angewandt hat; und wenn die Zufälle der Einklemmung mehr zu- als abnehmen, und die Gefahr auf einen ſo hohen Grad geſtiegen iſt, daſs man nächſtens den Brand befürchten kann.

Die Frage, wie lange kann man sich ohne Gefahr auf die Wirkung der Arzeneien verlassen? oder, welches ist der rechte Zeitpunct, da man den Gebrauch der Mittel unterlassen und zu der Operation, als das noch einzige Rettungsmittel, Zuflucht nehmen muſs? Diese Frage, die so schwer bestimmt zu beantworten ist, gründet sich vorzüglich auf folgende Verschiedenheiten:

a. Art oder Natur der Zufälle;

b. Art der Einklemmung;

c. Wirkung der gebrauchten Mittel;

d. Kräfte und Zustand des Kranken.

Der Bruchschnitt ist also gegründet auf die

1. Natur der Zufälle:

Man glaubt gewöhnlich, daſs bei der Einklemmung eines Bruchs nichts mehr, als der Brand zu fürchten sey; daſs es also noch so lange Zeit mit der Operation habe, bis sich dieser erst genähert, und daſs die Kennzeichen, welche den Brand verkündigen, das wahre Zeichen zum Zeitpunct der Operation geben.

Allein diese Voraussetzung oder Annahme ist falsch und gefährlich; sie ist falsch, weil die Operation, wenn man durch sie den Kranken retten, und nicht blos noch mehr quälen will, verrichtet werden muſs, bevor der eingeklemmte Darm mit dem Brande bedrohet

wird — ja, es ist eine wichtige Regel, sie noch früher zu machen, ehe der Bruch stark entzündet ist, denn die Entzündung ist eben so gefährlich, als der Brand; ohne sie entstehet dieser nicht.

Jene Voraussetzung ist ferner gefährlich; denn es giebt einen gewissen Grad der Entzündung, der, wenn er statt findet, den Bruch unausbleiblich brandig macht, die Einklemmung mag durch die Operation gehoben seyn, oder noch statt finden.

Hat also der Bruch diesen Grad der Entzündung erreicht, so ist die Operation zwecklos, denn die Zufälle der Entzündung dauern auch noch nach derselben fort, und der Brand wird dadurch nicht verhütet, vielmehr schneller befördert durch Vermehrung des Reizes und Blosstellung der Luft.

Ich wiederhole es daher als eine Hauptregel des Bruchschnitts, wenn er gelingen soll, dass man denselben nicht allein früher unternimmt, ehe der eingeklemmte Darm brandig, sondern noch ehe er stark entzündet ist.

Sobald der Bruch sehr schmerzt, zumal wenn es mehr auf einer Stelle, als auf der ganzen Fläche desselben statt findet, und wenn sich diese Schmerzen durch einen sanften Druck stark vermehren, so ist es hohe Zeit, zur Operation zu schreiten; theils, weil der Bruch

alsdann schon stark entzündet, und der Brand nahe ist; und theils, weil man alsdann von dem Gebrauche der gelinderen Mittel keine Hülfe mehr erwarten kann.

Schiebt man zu dieser Zeit die Operation noch länger auf, so ist man nicht allein ein müfsiger und unbarmherziger Zuschauer der Zunahme der Zufälle, sondern man läfst auch die günstige Zeit zur Operation vorbei gehen.

Je geschwinder und stärker die Zufälle der Einklemmung zunehmen, je mehr hat der Wundarzt Ursache, mit der Operation zu eilen; machen sie aber im Gegentheile langsame und gelinde Fortschritte, so kann er mit derselben noch zögern, und seine Versuche, um die Einklemmung durch gelindere Mittel zu heben, fortsetzen.

Die Unternehmung dieser Operation gründet sich auf die

2. Art des Bruches und Art der Einklemmung desselben.

Kleine und frische Brüche, so wie auch diejenigen, welche lange Zeit durch ein Bruchband zurück gehalten worden sind, werden sehr leicht bei der Einklemmung heftig entzündet, und gehen bald in Brand über.

Der Wundarzt darf also mit der Operation bei der Einklemmung dieser Bruchartennicht lange warten; schon nach vier und zwanzig

Stunden ist es oft schon zu spät, sie zu verrichten.

Alte und grosse Brüche im Gegentheile, oder solche, welche oftmals vorgefallen und wieder zurück gebracht worden, werden nicht so leicht, als jene eingeklemmt, und drohen bei der Einklemmung nicht mit so schneller Gefahr; die Operation kann daher in diesem Falle etwas länger aufgeschoben werden.

Bei der entzündeten Einklemmung ist die Gefahr am grössten; bei der krampfhaften weniger; und bei der, die von Kothanhäufung und Würmer entstanden, ist sie am wenigsten drohend.

Brüche, welche langsam, ohne äusserliche Gewalt, gleichsam wie von selbst entstanden, haben gewöhnlich ihren Ursprung von einer vorhergegangenen Schwäche und Erschlaffung, werden selten eingeklemmt, und bei der Einklemmung langsam gefährlich; hier kann man ohne Gefahr mit der Operation zögern.

Diejenigen Brüche aber, welche plötzlich entstehen, und durch eine Gewalt hervorgebracht werden, werden fast immer sogleich eingeklemmt, und sind bei der Einklemmung mit starker und schneller Gefahr vergesellschaftet, der Wundarzt muss daher in diesem Falle mit der Operation eilen, wenn gelindere Mittel ihre baldige Hülfe versagen.

Die Gefahr ist am gröſsten, wenn ein kleines Stück Darm, geringer, wenn ein groſses Darmſtück, und am geringſten, wenn neben einem Darme zugleich ein Theil vom Netze mit eingeklemmt iſt.

Gegründet iſt die Unternehmung der Operation auf die

3. Wirkung der angewandten Hülfsmittel. Wenn man faſt alle wider die Einklemmung empfohlne Mittel ihrer Anzeige nach, und mit Beharrlichkeit gebraucht hat, und man noch keinen Schein der Besserung wahrnimmt, dann iſt es Zeit, den Bruchſchnitt ohne längeren Aufſchub zu unternehmen. Denn warum will man hier noch warten? — Auf Hülfe von der Natur? Sie iſt hier unwirkſam, und ihre anſtrengenden Kräfte, die Krankheit zu heben, vermehren nur die Gefahr der Zufälle. Auf Hülfe der wiederholten Arzeneien? Hierzu hat man keinen Grund, es zu vermuthen, denn mit welchem Rechte kann man erwarten, daſs die Mittel, die man heute fruchtlos gebraucht hat, morgen helfen werden. Im Gegentheile ſchadet das Warten auf Hülfe hier mehr, als anderwärts, denn die Zufälle, welche die Einklemmung begleiten, ſteigen mit jeder Stunde höher in der Gefahr. —

Heute war die Incarceration neu, mittelmäſsig ſtark und erſt Gefahr drohend; mor-

gen ist sie alt, heftig und schon gefährlich; die Arzeneimittel werden daher noch weniger wirksam seyn.

Aufschub der Operation ist also in diesem Falle Aufschub des günstigen Zeitpuncts der Anwendung des einzig sichern Rettungsmittels, und stellt die Kenntniss und Erfahrung des Wundarztes in ein schlechtes Licht, es beweisst wenigstens Mangel an Beurtheilung, oder Zaghaftigkeit.

Endlich gründet sich die Operation

4. auf die Kräfte und den Zustand des Kranken.

Die beständigen Schmerzen und Schlaflosigkeit, die schwächenden Arzeneien und stete Furcht eines schrecklichen Ausganges, das Fieber, und oft die Unmöglichkeit, Nahrungsmittel im Magen zu behalten, wenigstens, sie gut verdauen zu können, schwächen den Kranken, zumal wenn er schon alt und ohnedem schwach ist, so sehr, dass sie allein im Stande sind, den Kranken zu tödten, und also dazu nicht immer eine starke Entzündung, noch den Brand bedürfen.

Hat der Kranke nun alle diese Zufälle schon lange erlitten, so wird die Gefahr durch die Operation vermehrt und der Ausgang zum Guten dadurch misslicher.

Der gewissenhafte Wundarzt muss daher, wenn diese Zufälle eingetreten sind, und schon

etwas angehalten haben, eher mit der Operation eilen, als säumen; — sich mit derselben zu verspäten ist viel schlimmer, als sie zu früh verrichten.

Verschiedene Umstände, die den Bruch selbst betreffen, erlauben es nicht, dass man die Operation ohne Furcht und vorzüglicher Vorsicht unternimmt; ich rechne hierher vorzüglich folgende:

a. Wenn der eingeklemmte Bruch äusserliche Kennzeichen hat, dass ein grosser Theil des Darms verschworen, oder brandig ist;

b. wenn er sehr gross ist, und schon lange nicht hat zurück gebracht werden können, welches beweisst, dass derselbe angewachsen ist.

In diesen beiden Fällen darf der Wundarzt selten einen glücklichen Ausgang erwarten, und ist berechtigt, durch Warnungen seine Ehre zu sichern.

Ist der ganze Unterleib sehr schmerzhaft und geschwollen; kann der Kranke nur mit Mühe Athem holen; ist ein öfteres Schluchzen zugegen; ist der Verlust seiner Kräfte sehr geschwinde erfolgt und gross; der Puls klein; die Glieder kalt; fliessen grosse und kalte Schweisstropfen vom Gesichte herab, und sind mehrere von diesen Zufällen zu-

gleich vorhanden, auch dann hat der Wundarzt gegründete Urſache, die Operation zu fürchten, denn sie beſchleuniget gewöhnlich den Tod.

2. Bemerkungen nach der Operation.

Bei allen eingeklemmten Brüchen, ohne Unterſchied, findet zuweilen folgendes ſtatt:

1) In vielen Fällen umgiebt das Netz den im Bruche befindlichen Darm ſo ſehr, daſs er den Augen des Wundarztes verborgen bleibt, er ihn daher für einen bloſs einfachen Netzbruch hält, und ihn darnach behandelt; ihn entweder nicht mit der gehörigen Behutſamkeit zurück bringt, oder wohl gar das vermeintliche überflüſsige Netz wegſchneidet, um sich die Zurückbringung zu erleichtern. — In beiden Fällen kann das im Netze verhüllte Darmſtück leicht verletzt werden.

Vorsicht iſt daher eine weiſe Regel, deren Befolgung dem Wundarzte auch in den ſcheinbar leichten Fällen immer sicherer leitet, als Wagen und Gewalt.

2) Gedärme und Netz sind im Bruche in Unordnung durcheinander geſchlungen. Findet dieſer Fall nach der Bruchoperation ſtatt, und sind sie nicht zuſammengewachſen, ſo iſt es wohl möglich, daſs sich dieſelben nach der Zurückbringung entwickeln, und

ihre gehörige Lage annehmen. — Aber ein vorsichtiger Wundarzt darf sich auf die Möglichkeit nicht verlassen, wo er Hülfe leisten kann; — er muſs daher diese verwickelten Theile behutſam zu entfalten und entwickeln ſuchen, ehe er sie zurück bringt.

3) In einigen Fällen umgiebt das Netz den Darm ſo von allen Seiten, daſs es ſcheint, als wenn derſelbe darin wie in einem Sacke eingeſchlossen iſt.

Kann man, ſo zieht man den im Netze eingeſchlossenen Darm behutſam hervor; iſt dieſes unmöglich, ſo ſchneidet man den aus dem Netze bestehenden Darm mit aller möglichen Vorsicht auf, und befreiet ſo den Darm von ſeinem Einſchlusse. Bringt man Darm und Netz in dieſem Verhältnisse zurück, ſo kann dieſe Einſchlieſsung des Darms im Netze zur Urſache der Einklemmung noch in der Bauchhöle werden.

Der Fall iſt zwar ſehr ſelten, aber nicht ohne Beiſpiel.

4) Es kann der Fall eintreffen, daſs der Darm an der Stelle der Einklemmung ſo ſtark verengert worden iſt, daſs die in ihm befindlichen Unreinigkeiten wenig oder gar nicht durchdringen können.

Der Wundarzt glaubt durch den Bruchſchnitt und Zurückbringung des Darms die

Einklemmung gehoben zu haben, und ihre Zufälle dauern in diesem Falle dennoch fort.

Hat der Wundarzt nach diesen Kennzeichen den Zufall erkannt, so kann er nur auf zweierlei Art erleichterte Hülfe leisten; nämlich die verengerte Stelle des Darms wird in der Bruchschnittwunde zurück gebracht, wenn sie sich schon im Unterleibe befinden sollte, dann genau untersucht.

Vielleicht ist der eingeklemmt gewesene Darm durch die vorhergegangene Entzündung an der Stelle der Einklemmung nur zusammen geklebt, nicht verwachsen, verhärtet und knotig; in diesem Falle zieht man die verengerte Stelle mit den Fingern behutsam auseinander, damit man den Darm nicht zerreisst, und bringt ihn dann zurück.

Ist der Darm aber an der Verengerung verwachsen, so öffnet man ihn in der Nähe derselben, und untersucht ihre Grösse und Art; ist noch eine kleine Oeffnung in dem Darme vorhanden, so sucht man sie mit zusammengebundenen Darmsaiten oder einem Stücke Quellschwamm nach und nach zu erweitern; misslingt dieser Versuch, oder ist der Darm an der verengerten Stelle stark verwachsen, dick verhärtet oder callös, so bleibt kein anderes Mittel übrig, als dass man die Verengerung ganz wegschneidet, und dann

die beiden Enden des Darms zusammenheftet und zu heilen sucht; oder man öffnet den Darm oberhalb der Verengerung, und sucht einen künstlichen After zu bilden.

5) Das vorgefallene Netz ist zuweilen so groſs und verhärtet, daſs man es selbst durch den erweiterten Bauchring nicht zurückzubringen im Stande ist.

In diesem Falle geben einige Wundärzte den Rath, das überflüſsige Netz sogleich abzuschneiden und dann zurückzubringen; da das Netz kein überflüſsiger körperlicher *Theil* ist, und seinen bekannten Nutzen hat, so hat man wohl Ursache, jenen Rath noch aufzuschieben.

Mehr als eine Erfahrung hat es bewiesen, daſs das Netz eine lange Zeit ohne allen Nachtheil in der Bruchwunde zurück bleiben kann, und daſs es sich bei einer Lage auf dem Rücken nach und nach erweicht, verkleinert, und zum Theil oder ganz zum Unterleibe von selbst zurück begiebt, oder nach einiger Zeit leichter zurück gebracht werden kann.

6) Die Därme und das Netz sind zuweilen unter sich, an dem Bauchringe, am Ey, oder an dem Bruchsacke angewachsen. Diese Aneinanderwachsung ist in manchen Fällen nur fadenartig, oder sie sind nur gleichsam zusammen geklebt, und dann kann ihre Trennung

ung leicht mit den Fingern geschehen. Ist
ie Vereinigung aber fest und genau, so muss
an sie vorsichtig mit einem Messer, oder
cheere zu trennen suchen.

Wenn aber die Verwachsung so allgemein
nd stark ist, dass ihre Voneinanderscheidung
cht ohne Verletzungen geschehen kann; so
: es sicherer, wenn man nur die Einklem-
ung zu heben sucht, und die angewachse-
en Theile in Ruhe, und also ungetrennt
sst.

Man verbindet in diesem Falle die Wun-
trocken, und ohne viele drückende Ver-
ndstücke, läſst das Scrotum in einem Trag-
utel tragen, giebt dem Kranken eine mit
m Bruche erhöhte Lage, und läſst ihm eine
enge Diät halten.

7) Die in dem Bruche eingeklemmten
heile können brandig oder erstorben seyn.

Ist das Netz brandig, ohne angewachsen
seyn, so sucht man es zu entwickeln, in-
m man es behutsam auseinander breitet,
d dann schneidet man das Verdorbene in
r Nähe des Gesunden entweder mit einer
heere oder Messer weg, und bringt das
rige sogleich zurück.

Sollte aber von dem Netze viel und das-
lbe so stark angewachsen sey, dass die Ab-
nnung desselben mit groſsen Schwierigkei-

ten verbunden wäre, so läſst man es in dem Bruchsacke zurück, und sucht nur das Erstorbene von dem Gesunden so viel als möglich zu trennen.

Ist ein Darm im Bruche brandig, aber die Stelle des Brandes nur klein, so kann man denselben zurückbringen, vorausgesetzt, wenn er nicht stark und fest verwachsen ist; vorher aber umgiebt man ihn mit einem Faden, um ihn dadurch in der Nähe der Oeffnung und Wunde, und in Berührung mit dem Darmfelle zu erhalten.

Nimmt der Brand in dem eingeklemmt gewesenen Bruche eine groſse Stelle ein, und ist die Ersterbung durch den ganzen Darm hindurch gedrungen, so schneidet man erst das Verdorbene nahe am Gesunden weg, und befestiget ihn auf eben erwähnte Art, ehe man denselben zurückbringt.

Sollte aber ein ansehnlicher Theil im ganzen Umfange des Darms brandig seyn, so schneidet man alles Erstorbene nach gegebener Regel weg, und ist derselbe hierbei allenthalben angewachsen, so sucht man bloſs die beiden Darmenden in Berührung zu bringen, und zu erhalten; ist der Darm aber in diesem Zustande allenthalben los und frei, also nirgends angewachsen, so müssen die

beiden Enden des Darms nach *Rhamdors* Methode an einander befestiget werden.

8) Auch kann die Ursache der Einklemmung in der Höhle des Unterleibes im obern Theile des Bruchsackhalses befindlich seyn.

Die Gegenwart dieses Falles offenbart sich, indem die Zufälle der Einklemmung noch nach der Aufschneidung des Bauchrings fortdauren.

Man bringt einen Finger der linken Hand zwischen den Darm und Bruchsack bis zur verengerten Stelle desselben hinein, auf diesem leitet man ein dazu bequemes Bruchmesser, und erweitert damit die Verengerung mit aller möglichen Behutsamkeit.

Findet man bei der Untersuchung der verengerten Stelle einige Fäden, die den Darm an's Darmfell befestigen, und zugleich verengern, oder doch die Verhinderung des Darms sind, so versucht man selbige mit dem Finger behutsam abzutrennen, oder zu zerreissen; sollte aber dieses ohne grosse Gewalt nicht möglich seyn, so versucht man die Fäden mit einer stumpfen Scheere, die man auf dem Finger einleitet, zu zerschneiden.

9) In selteneren Fällen befindet sich die Ursache der Einklemmung in einer Verengerung der Scheidenhaut der Saamengefäfse.

Auch hier ist die Operation das Mittel

zur Hebung derſelben. Man bringt mit aller Vorsichtigkeit eine Hohlſonde zwiſchen dem Darm und der verengerten Stelle der Scheidenhaut ein, und zerſchneidet auf dieſer die Verengerung.

10) Es giebt Fälle, wo der Bruch keinen andern Bruchſack, als blos allein die äusseren Bedeckungen hat.

Vorzüglich findet dieſer Fall bei einigen Nabelbrüchen, und faſt immer bei den Bauch- und angebohrnen Brüchen ſtatt.

Der, einen eingeklemmten Bruch operirende, Wundarzt erinnere sich daher an *dieſe* Möglichkeit, und verrichte vorzüglich in dieſen Fällen die Einſchneidung der äusseren Bedeckungen mit vieler Vorsichtigkeit, damit er nicht in der Meinung, einen Bruchſack zu eröffnen, einen Darm einſchneide.

11) Die vorgefallenen Gedärme sind zuweilen ſo ſehr mit Koth oder Winden angehäuft, daſs sie sich weder durch die Oeffnung, wodurch sie vorgefallen sind, noch durch den erweiterten Bauchring zurück bringen lassen.

In dieſem Falle iſt mir einigemal folgender Handgriff geglückt: man fasse den Darm einen Finger breit vom Bauchringe mit zwei Fingern an, drücke ihn gelinde zuſammen, und ſchiebe dasjenige, was sich vor den Fingern befindet, ſehr behutſam zum Unterleibe

hinein. Gelingt auf diese Art die Gewinnung eines kleinen Raums, so fährt man stufenweise damit so lange fort, bis der Bruch geleert ist, und sich zurück bringen läßt.

Sollten sich die Gedärme in diesem Falle auf keinerlei Art zurück bringen lassen, so ist der Wundarzt berechtigt, den Darm absichtlich zu öffnen, und einen Theil, der darin enthalten ist, so gut als möglich auszuleeren, damit der zu stark angefüllte Darm dünner werde, und sich dann leichter zurückbringen läſst.

Ehedem suchte man diese Absicht mittelst vieler Nadelstiche zu erreichen; allein dieses ist sowohl schädlich, als nutzenlos: denn es verwundet den Darm an mehreren Stellen ohne allen Nutzen, indem sich die kleinen Oeffnungen sogleich wieder zuschlieſsen und zu wenig oder gar nichts durchlassen.

Besser und sicherer ist es, wenn man in den angehäuften Darm einen halben Zoll langen Einschnitt macht, vorausgesetzt, wenn die Zufälle der Einklemmung fortdauern, und daran keine mechanische Ursache in den Theilen des Bruchs befindlich ist, sondern wenn diese blos in einer widernatürlichen Anhäufung der Därme mit Koth und Wind besteht.

Nach der Einschneidung des Darms behandelt man den Bruch wie einen brandigen.

Ich habe dieſes mehrmals mit glücklichem Erfolge gethan. (S. meine Beiträge zur Arzeneiwissenschaft und Wundarzeneikunſt. 2ter Theil. Leipzig und Altona, bei Kaven 1791.)

12) Die Einklemmung hält zuweilen an, und der Bruch läſst sich nicht zurückbringen, obgleich der Bauchring erweitert, und keine von den' ſchon erwähnten Urſachen vorhanden iſt.

Sowohl an der Fortdauer der Zufälle der Einklemmung, als Hinderniſs der Zurückbringung, iſt in dieſem Falle der innere ſchräge und queerliegende Bauchmuskel ſchuld.

Man muſs mit einem Finger die Stelle, die die Einklemmung unterhält und die Zurückbringung nicht verſtattet, auf- und unterſuchen, und findet man dann, daſs die obengenannten Muskeln daran ſchuld sind, ſo muſs man den untern Rand derſelben mit aller möglichen Behutſamkeit, damit der Saamenſtrang nicht verletzt werde, zerſchneiden.

13) Es giebt Fälle, da der Bruch ſo groſs und die Bauchhöle ſo klein ſeyn kann, daſs die Zurückbringung der Gedärme unmöglich, und für den Kranken unerträglich iſt.

Hat man öftere behutſame, fruchtloſe Verſuche mit der Zurückbringung des Bruchs gemacht, und kann die verengerte Bauchhöle nicht alle vorgefallenen Gedärme faſsen, ſo

handelt der operirende Wundarzt sicherer, wenn er den Bruch zurück läfst, und ihn als einen vollkommen angewachfenen Bruch behandelt, als wenn er mit Gewalt die Reposition der Gedärme zu erzwingen fucht.

Sieht man diefen Fall voraus, z. E. an der Flachheit und Kleinheit des Unterleibes, der grofsen Niederhängung des Bruchs, die sich zuweilen bis über's Knie erftreckt, überhaupt an der widernatürlichen Gröfse und Dicke des Bruchs; fo werden die Bedeckungen desselben und der Bruchfack nur fo weit eröffnet, als nöthig ift, um den Bauchring fo tief einzufchneiden, dafs nur die Einklemmung gehoben ift.

14) Es giebt felten Fälle, da der Bruch in einer Verlängerung der Blafe befteht, und worin sich ein oder mehrere Steine befinden.

Ift man von dem Dafeyn eines folchen Bruchs überzeugt, fo öffnet man die Blafe, nachdem man den Bruchfchnitt gemacht, nimmt die in ihr befindlichen Steine heraus, bringt die Blafe zurück, und befördert den Abflufs des Urins durch Einbringung eines biegfamen Catheters; diefes letztere mufs auch dann beobachtet werden, wenn der eingeklemmt gewefene Theil der Blafe brandig geworden und weggefchnitten worden ift; fo auch, wenn die im Bruche befindliche Blafe angewachfen,

und weder zurück gebracht, noch mit einem Bruchbande unterstützt werden kann.

III.

Zertheilung einer Geschwulst durch ein künstliches Geschwür.

Im zweiten Theile meiner Beiträge, S. 61, habe ich bereits sechs Fälle über den grossen Nutzen künstlicher Geschwüre mitgetheilt. Seitdem habe ich mehreremale Gelegenheit gehabt, ihre grosse Wirkungen zu erfahren, und von den vielen Fällen theile ich hier nur einen Fall mit, um aufs neue zu ihrer Anwendung aufzumuntern.

Ein Mann hatte in der Beugung des Schenkels der rechten Seite eine handgrosse harte Geschwulst. Sie verursachte durch ihren Druck auf die Blutgefäfse und Nerven des Schenkels, Geschwulst und Schmerzen im Fusse.

Im Sitzen sah sich der Kranke genöthigt, den Fuss so gerade als möglich auszustrecken.

Die Geschwulst schien eine scirrhöse Leistendrüse und ein Ueberrest einer vor drei Jahren überstandenen venerischen Krankheit zu seyn.

Verſchiedene innere und äussere zertheilende Mittel, ſelbſt Quecksilber bis zum Speichelflusse, wurden, ohne die geringſte Verminderung der Geſchwulſt, eine lange Zeit gebraucht.

Ich entſchloſs mich daher, ein künſtliches Geſchwür auf die Geſchwulſt ſelbſt zu legen, und zu verſuchen, ob dadurch eine Verminderung derſelben bewirkt werden könnte.

Vermittelſt einer kleinen Kugel von ſpaniſchem Fliegenpflaſter, brachte ich eine Fontanelle zu Wege, die ich immer in ſtarker Eiterung erhielt, und bereits in der dritten Woche konnte man eine anſehnliche Verminderung der Geſchwulſt bemerken.

Nach drei Monaten war dieſelbe bis auf die Gröſse einer kleinen Bohne geſchmolzen. Im vierten Monate lieſs ich das künſtliche Geſchwür zuheilen, und der zurückbleibende Reſt der Geſchwulſt war kaum fühlbar.

Ich befürchtete zwar damals eine neue Vergröſserung der Geſchwulſt, und lieſs daher oft die Stelle mit kaltem Wasser waſchen; aber bis jetzt hat sich dieſelbe noch nicht vergröſsert.

IV.

Verbesserung des Hebels.

Ich habe mich bis jetzt immer nur der alten Art, oder des sogenannten Roonhuysischen Hebels, und zwar mit folgender Verbesserung oft und mit vielem Nutzen in der Laufbahn meiner practischen Geburtshülfe bedient:

Ich nehme ein starkes Zwirnband, das anderthalbmal so lang und ein wenig breiter, als der Hebel ist, lege das eine Ende einen Zoll lang um, und nähe die beiden Seiten zusammen; bilde also auf solche Art eine Kapsel oder einen kleinen Beutel, in welchen das Ende des Hebels paſst.

Ist nun der Gebrauch des Hebels bei einem Geburtsfalle angezeigt, so stecke ich ein Ende des Hebels in die Kapsel des Bandes, ziehe das Band der Länge des Hebels herunter, und bringe ihn solcher Gestalt dahin, wo er seine Kraft äussern soll.

In manchen Fällen (die ich in der Folge noch genauer bestimmen und anzeigen werde), bei schiefer Lage des Kindeskopfs und Einkeilung desselben, bringe ich den Hebel, mit dem Bande versehen, an der entgegengesetzten Seite ein, wohin ich den Kopf zu drücken oder zu heben denke, um ihn aus sei-

ner schiefen Stellung heraus in eine gerade zu bringen, und seine Einkeilung zu heben.

Ist dieses gehörig und nach der Regel geschehen, so fasse ich das untere Ende des Hebels mit der einen, und das untere Ende des Bandes mit der andern Hand an, und ziehe es nach der Seite hin, wohin es nöthig ist, den Kopf zu heben, indem ich zu gleicher Zeit das untere Ende des Hebels stark fest halte.

Bei dieser Einrichtung des Hebels ist es nicht immer nöthig, denselben so hoch einzubringen, daſs der Kopf in seiner Höhle zu ruhen kommt; ein Handgriff, welcher in manchen Fällen sehr beschwerlich, oft unmöglich, wohl gar gefährlich ist.

Der kunstverständige und practisch erfahrene Geburtshelfer wird es leicht einsehen, welche Vortheile die Verbindung dieses Bandes mit dem Hebel gewährt; nur den Anfängern in der Geburtshülfe gebe ich folgendes zu erkennen:

In den mehresten Fällen, in welchen der bloſse Hebel in der Heburtshülfe angewandt wird, wirkt derselbe stark auf die Theile des Kindes und der Mutter; aber vermittelst dieser Verbesserung, nämlich in Verbindung mit dem Bande, werden die Theile der Mutter gar nicht, und die des Kindes sehr wenig

und immer gefahrlos gedrückt; denn das Band wirkt nur ganz allein auf den Kopf des Kindes, und der Ruhepunct (Hypomochlion), wo die stärkste Gewalt des Hebels befindlich und der Druck am stärksten ist, befindet sich hier am obern Ende des Hebels, nämlich da, wo die Kapsel des Bandes über den Hebel gezogen ist und ihn bedeckt, und am untern Ende desselben.

Vielleicht werde ich nächstens eine Abhandlung über den Hebel mittheilen, und die Wichtigkeit dieser Wahrheit mehr auseinander zu setzen, zu bestimmen und zu verdeutlichen suchen.

Jetzt wünsche ich, dafs gelehrte und erfahrene Geburtshelfer diese meine Verbesserung des Hebels, bei Gelegenheiten anwenden mögen, um durch mehrere Erfahrungen ihren Werth zu bestimmen.

V.

Umkehrung der Gebärmutter.

Mit einem Kupfer.

Eine Frau, die mehreremale gebohren hatte, und die von einem ſchwammichten, fetten und erſchlafften Körperbau war, bekam bei ihrer letzten Entbindung, durch eine ungeſchickte und unvorsichtige Wegnahme der Nachgeburt, eine Umkehrung der Gebärmutter; ein geſchickter Arzt erkannte sie sogleich, brachte sie zurück, und empfahl nach dem eine ſtändige und lange Liegung auf dem Rücken; die Gebärmutter zog sich während dieſer Lage vollkommen gut zuſammen, und blieb auch in ihrem natürlichen Zuſtande nachdem die Perſon das Bette verlieſs, und zur Verrichtung ihrer gewohnten Geſchäfte überging.

Zwei Jahre ſpäter wurde dieſe Frau abermals ſchwanger, vollbrachte ihre Schwangerſchaft in Geſundheit und ohne Zufälle, und kam zu rechter Zeit mit einem geſunden Kinde nieder; die Geburt ging geschwind von ſtatten, und die Hebamme beging dabei noch den Fehler, sie ſo viel als möglich zu beſchleunigen, ſtatt sie zu verzögern.

Was bei der vorhergegangenen Entbindung

geschehen, und bei dieser zu fürchten war, geschah auch jetzt: nämlich der Boden der Gebärmutter sank einwärts gebogen, bis in den Muttermund hinab.

Da die Hebamme auch jetzt den Zufall erkannte, so wurde ich zur Hülfe gerufen.

Ich fand die Gebärmutter durch den Muttermund bis in die Scheide blutig, weich und wulstig vorliegend (*completa partialis inversio*); die Nachgeburt war schon abgegangen, und vorzüglich war es ein Glück für die Entbundene, daſs der Blutfluſs nicht heftig war; der Muttermund hatte sich etwas zusammen gezogen, und verursachte daher eine leichte Einklemmung der Gebärmutter.

Ich entschloſs mich sogleich, die Gebärmutter in der horizontalen Lage, worin sich die Wöchnerin befand, versuchen zurück zu schieben, und gelänge es mir so nicht, sie erst dann vorwärts auf die Kniee und Ellenbogen zu legen, und so den Versuch der Zurückbringung der umgekehrten Gebärmutter zu wiederholen.

Ich erreichte aber meine Absicht durch folgende Methode zwar nicht ohne Schwierigkeiten und Mühe, doch aber ohne viele Schmerzen und Gewalt:

Ich brachte meine rechte Hand zur Scheide bis zur Gebärmutter hinein, breitete die

Finger über derselben von allen Seiten aus, und liess, so zu sagen, den umgekehrten Boden der Gebärmutter in der holen Hand ruhen; so drückte ich sie gelinde zusammen, indem ich sie zu gleicher Zeit behutsam ein wenig hervor zog, und gleich darauf sanft und mit kleinen Aussetzungen zurück schob, welches mir nach einigen Wiederholungen gelang.

Nachdem der Boden der Gebärmutter durch ihren Mund geschlüpft war, verfolgte ich denselben mit der Hand, schob den Eindruck damit höher, hielt die Hand daselbst still, und erwartete so eine gleichmässige Zusammenziehung der Gebärmutter.

Allein nachdem ich auf diese Art länger als eine halbe Stunde darauf geharrt hatte, es doch nicht erfolgte, und ich es nicht mehr aushalten konnte, so zog ich die Hand zurück; wie dieses geschah, sank auch gleich der Boden wieder herab, und nur die Lage der Frau auf dem Rücken mit erhöhtem Becken, und ein, in den Muttermund eingebrachter, mit einem Bande versehener Schwamm verhinderte, dass er nicht durch den Muttermund hindurch schlüpfte.

Die Gebärmutter befand sich also in einer vollkommenen Atonie, welche die Hebamme hätte vielleicht verhüten können, wenn

sie die Gebärerin in einer horizontalen Lage hätte die Wehen gelinde verarbeiten lassen, das Wasser früher gesprengt, und den Kopf verzögernd durchgehen lassen.

Nachdem ich und die Kindbetterin etwas ausgeruht hatten, so machte ich kalte Einspritzungen in die Gebärmutter aus Weinessig mit Wasser verdünnt; mit dieser Mischung liefs ich auch den Unterleib oft mit einreiben, und bespritzte ihn zuweilen damit.

Da aber bei Anwendung dieser Mittel die Gebärmutter noch immer gelähmt blieb, und sich nicht zusammen zog, so nahm ich zu stärkeren Reizmitteln meine Zuflucht; ich machte nämlich Einspritzungen in die Gebärmutter von Branntewein, endlich gar von Salz- und Salmiacwasser, liefs den Leib mit Essig reiben und belegen, und der Kranken innerlich stärkende und reizende Mittel nehmen. —

Aber alle meine Mühe und Mittel fruchteten nichts; nach zwölf Stunden Anwendung befand sich die Gebärmutter in dem nämlichen gelähmten Zustande, als in der ersten Stunde.

Sollte ich nun die Einbiegung des Gebärmutterbodens der Natur überlassen, nur die gänzliche Herabsinkung desselben durch mechanische Mittel zu verhindern suchen? —

Dieses

Dieses war jetzt die Frage, die ich im Stillen ruhig überdachte, und das bessere Handeln zu wählen suchte.

Stärkere Reizmittel fürchtete ich in mehr als einer Hinsicht anzuwenden, denn ich kannte aus mehreren unglücklichen Erfahrungen die Gefahr einer Entzündung, ja, eines atonischen oder gelähmten Organs.

Durch welches Mittel sollte ich es zu verhindern suchen, dass der niedergesunkene Boden der Gebärmutter nicht durch den Muttermund hindurch und zur Scheide einsänke? Durch in den geöffneten Gebärmuttermund eingebrachte Tampons? Oder sollte ich nur durch ein gutes Pessarium, in der Scheide angebracht, die Kranke vor einer totalen Vorfallung der Gebärmutter zu schützen suchen? — Was sollte aber in diesen beiden Fällen derselben sicher stellen, dass sich in der Zukunft der Muttermund nicht zusammen zöge, und eine Einklemmung der Gebärmutter verursachte? —

Ich sah einen solchen traurigen Fall, der unter vielen und langwierigen Leiden tödtlich ablief.

Könnte ich im Gegentheile durch irgend ein mechanisches Mittel bewirken, dass auf eine leichte und bequeme Art der Boden der Gebärmutter vom Muttermunde entfernt, und

in die Höhe gehalten werde, so würde vielleicht die Natur und Zeit und der Gebrauch dienlicher Mittel, die Gebärmutter zur Zusammenziehung vermögen, und die Umkehrung derselben radical heilen.

Bei diesem gefasten Gedanken blieb ich stehen und entschloss mich, ihn zu realisiren.

Ich liess eine Röhre von Horn verfertigen, die so lang war, dass sie durch die Scheide und den Muttermund reichen, und den Boden der Gebärmutter hooh genug in die Höhe hielt; sie war nach der Axe des Beckens gebogen, hatte oben zwei Löcher, woran ich einen Schwamm befestigte; am untern Ende befand sich ein Loch, wodurch ein Band gezogen, das an eine um den Leib gelegte Binde befestiget wurde, und wodurch das Instrument in seiner Lage erhalten wird.

So ist das Instrument beschaffen, womit ich den Boden der Gebärmutter sanft aufwärts schob und so erhielt.

Das ganze Manuel endigte ich ohne grosse Schwierigkeiten und erhebliche Schmerzen in kurzer Zeit; auch, nachdem die erschlaffte Gebärmutter so mechanisch unterstützt und in ihrem Herabfalle verhindert wurde, empfand die Kranke keine Schmerzen, noch sonstige Unbequemlichkeiten, und die Lochien gingen ungehindert ihren Gang.

Da ich die Vorsicht gehabt hatte, die Gebärmutterstütze hohl machen und oben mit einigen Löchern durchbrechen zu lassen, so erlangte ich dadurch den Vortheil, auf eine leichte Art dadurch Einspritzungen in die Gebärmutter machen zu können; welches auch zweimal des Tages geschah, und wozu ich eine Abkochung der *Flor. Arnicae* wählte, um den erlöschenen Nervenreiz und die erlähmten Kräfte der Gebärmutter zu erhöhen und zu beleben.

Nachdem die Kranke ruhig und sich zu Bette haltend, die Stütze einige Tage getragen hatte, so empfand sie einige Schmerzen, die bei wenigem zunahmen, und die endlich in krampfartige Wehen mit Zusammenziehungen der Gebärmutter ausarteten, denn das Instrument wurde nach und nach abwärts, und zuletzt aus der Gebärmutterhöhle herausgedrängt.

Nachdem der Zurückhalter keinen Nutzen mehr leistete, so nahm ich ihn ganz heraus, und untersuchte im Innern genauer, denn schon äusserlich hatte ich gefühlt, dass sich die Gebärmutter zusammen gekugelt hatte; der Muttermund war fast ganz verschlossen, und nichts in demselben enthalten.

Mit Scheideneinspritzungen liess ich noch einige Zeit fortfahren, und dazu eine Abko-

chung der Bruchweidenrinde (*Cort. Sal. fragil.*) nehmen.

Die Gesundheit und Kräfte der Kranken nahmen zu, und es zeigte sich weiter kein Zufall an ihr, der ferner meine Hülfe erforderte.

Beigefügte Zeichnung giebt dem angehenden Geburtshelfer einen deutlicheren Begriff von der Anwendung der Gebärmutterstütze.

a. a. Der Mastdarm.

b. b. Die zerschnittene und getheilte Mutterscheide.

c. Der offenstehende Muttermund.

d. d. Die halb zertheilte Gebärmutter.

e. Das untere Ende des Instruments, womit die Gebärmutter zurück und in die Höhe gehalten wird.

f. Das obere Ende des Instruments, woran der Schwamm befestiget ist.

g. g. Ein Band, womit das Instrument befestiget wird.

h. h. Oeffnungen in der hohlen Stütze, wodurch die Einspritzung in die Gebärmutter fliesst.

i. Ein Theil des Schenkels.

Ich habe nachdem die Einrichtung oder Verbesserung mit dem Instrumente vorgenommen, dass ich auf dem untern Ende desselben eine Handhabe anlöthen liess, und da-

durch das Band zur Befestigung desselben zog; am Anfange der Stützröhre liefs ich eine Schraubenmutter anbringen, worin ich eine andere Röhre, mit einer Schraube verfehen, feft fchrauben konnte, an diefer befeftigte ich eine Blafe, worin sich die Flüssigkeit zur Einfpritzung befand; auf diefe Art gefchah folches leicht und bequem.

VI.

Scheinbare Ueberfchwängerung.

Einer Dame von fchwächlicher Gefundheit, reizbarem Temperamente und delicatem Körperbaue, blieb die Reinigung aus, sie glaubte daher fchwanger zu feyn; da sie aber nach einiger Zeit weder Zunahme des Leibes bemerkte, noch fonft die gewöhnlichen Zufälle, die immer ihre vorigen Schwangerfchaften zu begleiten und anzudeuten pflegten, empfand, fo wurde diefes Ausbleiben der Reinigung einer erlittenen Aergernifs und Verkältung zugefchrieben. Sie vertraute sich deswegen einem Ärzte an, der ihr dagegen mancherlei Mittel verordnete und nehmen liefs. Drei Monate lang wurde damit fortgefahren, und

die sich oft einfindenden krampfartigen Kreuz- und Weichenschmerzen liessen einen glücklichen Erfolg hoffen; — statt dem veränderte sich aber in kurzer Zeit die Krankheitsscene: nämlich der Leib schwoll innerhalb vier Wochen zu einer grossen Grösse an, und nun wurde diese Erscheinung einer wahren Schwangerschaft zugeschrieben. Vielleicht hätte früher und jetzt eine innere Untersuchung (das sogenannte Zufühlen) die Wahrheit entschieden, aber diese verstand ihr Arzt (er war ein katholischer Priester) nicht gehörig, und sie einem andern anzuvertrauen, hielt er für eine Beleidigung seiner medicinischen Kenntnisse.

Die Kranke fühlte sich nach und nach immer schwächer, der Leib wurde grösser, sie konnte endlich das Bette nicht mehr verlassen, der Puls schlug klein und unordentlich, die Gliedmassen waren abwechselnd kalt und warm, das erstere gewöhnlich mehr, auch dann noch, wenn die Kranke innere Hitze empfand, zuweilen nur fühlte sie ein kleines Frösteln, vorzüglich an den Füssen, sie hatte öftere Schweisse, selten Stuhlgang, Urin wenig, und das, was abging, war oft dick und roth, zwischendurch wasserhell, der Athem war kurz und ängstlich, die Zunge unrein und gallicht, Neigung zum Essen fehlte fast gänzlich, dabei schmerzte der Magen auch beim

gelinden Drucke, und widrig riechendes empfindliches Aufstofsen quälte die Kranke sehr oft. Der Leib war jetzt ungeheuer, fast bis zum Kinne aufgeschwollen, und die Füfse bis über die Kniee wassersüchtig und bis zum bersten dick.

So waren die Zufälle beschaffen, als sie ihr Arzt für wassersüchtig und eine Candidatin des Todes erklärte. Dieser Erklärung zu Folge, und vorzüglich der Nähe zum Grabe, hielt man es nun für erlaubt, zu anderer Hülfe Zuflucht zu nehmen.

Die Wahl traf mich. Um mich von dem innern Zustande der Gebärmutter zu überzeugen, so schritt ich zuerst zur Untersuchung; ich fand den Muttermund mehr als einen Zoll im Durchmesser erweitert, und wie einen etwas verzerrten, zusammen gekrümpften Ring; das Innere desselben füllte eine convex mit Wasser angefüllte und angespannte Blase an; so wie ich mit einem Finger dagegen andrückte, fühlte ich im Innern einen harten Körper, der im Wasser schwebte, sich wegschnellen liefs, und wieder zurück fiel.

Dafs hier eine widernatürliche Schwangerschaft zugegen war, schienen mir alle Zeichen, Zufälle und Umstände anzudeuten, nur entschieden sie nicht, von welcher Art sie seyn könnte.

Einige Blicke zurück. — Die letzte Geburt war langweilig und mühſam geweſen, beſonders ſchwer und ſchmerzend war die Gewinnung der Nachgeburt; vielleicht waren Stücken von derſelben zurück geblieben, und hatten Veranlassung zu einem Mola gegeben. Die Geſchwulſt des Unterleibes hatte ſchnell zugenommen, war egal ausgeſpannt und emporgetrieben, und die Kranke hatte niemals eine Bewegung eines lebendigen Kindes in der Gebärmutter ähnlich gefühlt; auch die Brüſte waren immer ohne Milch, und der Leib niemals ſo kalt geweſen, wie er es wohl bei einer todten Frucht zu ſeyn pflegt.

Alle dieſe Zeichen gaben der Vermuthung einer vorhandenen Mola mehrere Wahrſcheinlichkeit; und der erſtaunenswürdige aufgetriebene Unterleib, nebſt den ſtark angeſchwollenen Füſsen, lieſsen die Mitverbindung einer Wassersucht vermuthen.

Nach meiner Meinung war zur Heilung dieſer Kranken zuerst die Ausleerung der Gebärmutter angezeigt, und länger damit zu warten, ſchien mir die Gefahr zu vermehren; denn die Schwäche, Engbrüſtigkeit, das Magendrücken und Fieber nahmen ſtündlich zu. — Würde dieſe Ausleerung auch nicht alle Zufälle haben, ſo lieſs sich doch davon Verminderung derſelben, und ein sicherer Weg

zur Kurmethode erwarten. Der Muttermund war schwer zu erreichen, denn er stand fast über den Schaambeinen, zeigte also eine schiefe Lage der Gebärmutter nach hinten an.

Da der Muttermund im Umfange hart und gleichsam wie zusammengeschrumpft war, so suchte ich ihn vermittelst einer öfteren Einspritzung von Oehl und Opium zu erweichen und zu erschlaffen; innerlich zu nehmen verordnete ich eine hitzelindernde Opiatmixtur.

Zehn Stunden hiernach zersprengte ich die Blase mit meinem gabelförmigen Fingerbistourie, streifte ihn sogleich vom Finger herunter, und brachte zwei Finger in den Muttermund ein; das Wasser stürzte strohmweise hervor, und die Frau wurde ohnmächtig. — Um eine zu grosse innere Erschlaffung und vielleicht tödtliche Atonie der Gebärmutter zu verhüten, suchte ich den gänzlichen Abfluss des Wassers durch eine Tamponation zu vermeiden, und liess den jetzt zusammengefallenen und faltig gewordenen Unterleib mit kaltem Essig bähen; zur Stärkung liess ich der Kranken etwas Kraftsuppe mit Rheinwein nehmen. Da dieses geschehen war, so liess ich das Wasser bei wenigem nach und nach abfliessen, bis endlich nach anderthalb Stunden nichts mehr abfloss; nun schritt ich zur innern Untersuchung.

So wie ich mit der Hand zum Muttermunde halb eingedrungen war, fühlte ich im Innern der Gebärmutter einen harten Körper, den ich nach genauer Unterſuchung für einen Kindeskopf erkannte; ich ſuchte, und fand bald die Füſse desselben, bei denen ich das Kind kunſtmäſsig hervorzog.

Bei der Wendung dieſes Kindes fühlte ich noch eine andere blasigte, widerſtehende Geſchwulſt in der Gebärmutter, die ich nun auf- und genauer unterſuchte. Die Gebärmutter hatte jetzt eine gröſsere Thätigkeit erhalten, und zog sich wehenartig zuſammen. Da ich die erwähnte blasigte Geſchwulſt für ein zweites befruchtetes Ei erkannte, ſo zerriſs ich die Blaſe, es floſs eine ziemliche Menge ſtinkendes Wasser ab, und ich zog ein zweites Kind ohne groſse Schwierigkeit hervor.

Jedes Kind hatte ſeine eigenen Häute, Nabelſchnur und Mutterkuchen (Nachgeburt); alſo Zwillinge, wo jedes Kind für sich beſtand, und nicht, wie gewöhnlich, eine gemeinſchaftliche Nachgeburt hatten.

Beide Kinder waren todt, und zeigten nach einer genauen Uebersicht und Vergleichung gegen einander, eine Verſchiedenheit in der Ausbildung des Körpers, die man für zwei Monate annehmen konnte.

Da man dieſe Erſcheinung aus einer Ue-

berſchwängerung erklärte, und sie deswegen abermals für bewieſen in der Natur annahm, ſo hielt ich dieſen Gegenſtand einer genauern Prüfung werth.

Ich lieſs es daher nicht bei der äussern Uebersicht dieſer Verſchiedenheit bewenden, ſondern unterſuchte die kleinen Leichen in ihren inneren Theilen genauer.

Vorzügliche Aufmerkſamkeit muſste ich wohl den Knochen widmen, um aus ihrer mehreren oder wenigeren Verknöcherung richtiger die Verſchiedenheit ihres Alters beſtimmen zu können.

Im erſten Kinde fand ich:

a. Am Kopfe,

1) einen Verknöcherungshügel im Scheitelknochen;
2) das Hinterhauptbein war ſchon vollkommen gebildet;
3) der Jochfortſatz des Schlafbeins hatte ſeine Geſtalt;
4) auch das Stirnbein war ſchon ausgebildet;
5) die kleinen Flügel der Flügelknochen waren faſt verknöchert, und die groſsen Flügel fingen an ihre Geſtalt zu zeigen;
6) in den mehreſten Gesichtsknochen zeigten sich Verknöcherungsanfänge.

b. An den Gliedmaſsen:

7) In den Fingern befanden sich kleine länglichte Knochenſtücke;

8) die Mittelhandknochen waren ſchon verknöchert;

9) in der zweiten und dritten Zehe wurden im zweiten Gliede Verknöcherungen gefunden;

10) im Ferſenknochen zeigte sich ein ganz kleiner Verknöcherungspunct.

Aus allen dieſen Zeichen glaubte ich mit Recht ſchlieſsen zu müssen, daſs dieſer *Foetus* fünf Monate alt war.

Im zweiten Kinde fand ich:

a. Am Kopfe,

1) der Kopf war halb ſo groſs, als der ganze Trunkus;

2) der Durchmesser des Gesichts vom untern Rande der untern Maxille, bis zur Naſenwurzel genommen, maaſs die Hälfte der Höhe des Stirnbeins bis zum Scheitel;

3) in dem *parte orbitale* des Stirnbeins zeigte sich ein kleiner Verknöcherungspunct;

4) in den beiden Stücken des Stirnbeins, über dem obern Augenrande, waren ſchon ſehr deutliche Verknöcherungen vorhanden;

5) nach unten und hinten zeigten sich in dem Scheitelknochen Verknöcherungspuncte;

6) am untern Rande des Hinterhauptbeins, über dem *foramen magnum*, waren zwei deutliche Verknöcherungspuncte zu sehen;
7) in den drei einzelnen Theilen des Flügelknochens fing sich die Verknöcherung mit einem Puncte an;
8) in der *ala magna* wurde ein Knochenpunct gefunden;
9) auch sah man in der Mitte des *marginis orbitalis* der Jochbeine, den Anfang einer Verknöcherung;
10) der *Processus condyloideus* und *Coronalis* des Unterkiefers waren schon bemerkbar.

b. An den Gliedmassen:

11) In dem obern Theile des Darmbeins war ein kleiner Knochenkern enthalten;
12) auch das Schulterblatt hatte seine Verknöcherung angefangen;
13) im Oberarmknochen wurde ein cylindrischer Knochenkern gefunden;
14) in der Mitte des Knochens des Zeige- und Mittelfingers befand sich ein kleiner Verknöcherungspunct;
15) in dem Knorpel des zweiten Knochens des Mittelfusses hatte die Verknöcherung ihren Anfang genommen;
16) auch die Mittelhandknochen zeigten den Anfang ihrer Verknöcherung;

17) im zweiten Gliede der Finger befanden sich Verknöcherungspuncte;

18) der kleine Trochanter an dem Lendenknochen war bereits im Knorpel sichtbar.

Die andern Zeichen, die ich noch fand, will ich nicht anführen, indem diese zum Beweise genug sind, dafs dieses Kind drei Monate alt war.

Fast war auch ich jetzt geneigt, hier eine Ueberschwängerung statt finden zu lassen, zumal wenn ich in Ueberlegung nahm, dafs hier

a) jedes Kind seine eigenen Häute, Nabelschnur, und vorzüglich ganz seine eigene, allein für sich bestehende, Nachgeburt hatte; welches bei Zwillingen nie so vollkommen statt findet;

b) dafs mehrere glaubwürdige Männer, durch Erfahrungen geleitet, die sie sowohl an Menschen als Thieren, wo der Verdacht eines Betruges nicht statt findet, gemacht haben, eine Ueberschwängerung für möglich annehmen;

c) dafs hier, sowohl die äussere, als vorzüglich auch die innere körperliche Verschiedenheit, zumal in den sichersten Zeichen, nämlich den Knochen-Verknöcherungen, einen Unterschied von zwei Monaten anzeigten.

Wenn ich aber im Gegentheile daran dachte, dafs:

a) die Möglichkeit einer Ueberfchwängerung faſt unbegreiflich iſt;

b) dafs, fobald eine Empfängnifs gefchehen iſt, sich der Muttermund zufchliefst, das Ei sich an der innern Oeffnung desselben anlegt, alſo dadurch eine zweite Empfängnifs unmöglich macht;

c) dafs die fallopiſchen Trompeten zur Zeit der Empfängnifs ihre Richtung fo verändern, dafs deswegen keine Ueberfchwängerung ſtatt finden könne;

d) und dafs auch daher viele alte und neue Geburtshelfer sie nicht annehmen, einige von ihnen nur felbige

e) in einer doppelten Gebärmutter ſtatt finden lassen.

Wenn ich an alles dieſes dachte, und es mit jenen Widerſprüchen verglich, bald die Möglichkeit einer Ueberfchwängerung bezweifelte, bald sie für wahr hielt, fo fahe ich mich in ein dunkles Labyrinth verwirrt, aus dem ich mich nur fchwer herausfinden konnte.

Ich forfchte weiter, und fand Licht! — An dem dreimonatlichen Kinde war über der ganzen Fläche des Körpers eine Fäulnifs sichtbar, die felbſt in den inneren Theilen ſtatt fand; an dem älteren Kinde war keine

Fäulniſs zu entdecken, ſondern es war vollkommen geſund und friſch.

Hierdurch wurde es mir wahrſcheinlich, daſs durch irgend einen Zufall das jüngere Kind früher, als das ältere geſtorben iſt, und daſs dieſes noch zwei Monate länger gelebt, und alſo jenes im Wachsthume übertroffen hat; endlich hat auch dieſes gelitten, und iſt geſtorben.

Die Mutter dieſer beiden Kinder, die dem Tode ſo nahe zu ſeyn ſchien, wurde durch gehörige ärztliche Hülfe, Ruhe, Pflege und Diät bald geſund hergeſtellt; ſie hat ſeitdem einigemal glückliche Entbindungen gehabt, und geſunde Kinder gebohren.

VII.

Verbesserung des Boucherschen Polypeninstruments.

Herr Hofchirurgus *Bernstein* theilet in dem Loderschen Journale, 2ter Band, S. 620, ein Instrument zur Unterbindung der Mutterpolypen mit, das die Aufmerksamkeit der Wundärzte verdient.

Die in diesem Journale, S. 636, von dem Herrn Bernstein angeführten Mängel und Unbequemlichkeiten aller bekannten Polypeninstrumente, sollen durch das von ihm beschriebene Bouchersche Polypeninstrument, wovon der wesentlichste Theil aus, auf einer Schur gereihten, kleinen hohlen Kugeln besteht, abgeholfen werden.

Beim ersten Anblicke geräth man in die Versuchung, dieses Instrument für sehr vollkommen zu halten; — und doch werden nach meiner Erfahrung die, von dem Herrn Bernstein gerügten, Unbequemlichkeiten anderer Polypenunterbinder ebenfalls nicht völlig durch dasselbe gehoben.

Denn, indem man das kleine Fäschen an der um den Leib gelegten Binde befestiget hat, behält die Kugelschnur immer nicht Freiheit genug, um allen Druck und Reibung

der Schaamlefzen bei den verschiedenen Bewegungen des Körpers zu vermeiden.

Zu dem noch enthält dieses Instrument einen wesentlichen Fehler, wodurch es in den mehresten Fällen unbrauchbar wird — nämlich, nur bei denjenigen Polypen, die im Anfange der Scheide liegen, überhaupt, wo man bequem und leicht ankommen kann, um die Schlinge mit der einen Hand über den Körper des Polypen bringen zu können, läſst es sich anwenden; — aber bei tief, in engen Scheiden, oder sich in der Gebärmutter befindenden Polypen, ist es mit diesem Instrumente unmöglich, die Schlinge über den Polypen hinweg, und an seine Wurzel zu bringen, um ihn einzuschlingen. Denn, indem man die Schlinge mittelst dem Conductor in die Mutterscheide oder Gebärmutter gebracht hat, verengert sich die Schlinge, und kommt doppelt zur Seite des Polypen zu liegen; und sie hier mit der andern Hand über den Polypen, bis zu seinem Stiele oder Wurzel zu leiten, ist wegen Enge des Raums unmöglich.

Ich habe damit den Versuch gemacht, mich mit der Kranken Stunden lang gequält, und die Anlegung der Schlinge doch nicht erreichen können.

Da aber dennoch dieses Instrument mancherlei Vorzüge vor andern Instrumenten die-

ſer Art hat, ſo iſt es wohl der Mühe werth, daſs man darüber nachdenkt, um es der Vollkommenheit ſo nahe als möglich zu bringen; zur Erreichung dieſes Zwecks, theile ich hiermit folgende Verbesserung desselben mit:

Sie beſteht in der Verbindung mit meinem Polypenunterbinder — und hierdurch erreicht dieſes Inſtrument eine Vollkommenheit, die wenig mehr dabei zu wünſchen übrig läſst.

Ich empfehle folgende 3 Arten der Verbesserung mit dieſem Inſtrumente:

1) Man läſst die beiden halbrunden Stäbe meines Polypenunterbinders (ſ. *Stark's* Archiv für die Geburtshülfe etc. 4. Band, Seite 308. und *Loder's* Journal etc. 2. Band, Seite 634.) ſo dünne als möglich verfertigen, vereiniget ſelbige entweder mit einem darüber gezogenen Ringe, oder mit einer von Leinewand verfertigten Kapſel, fädelt die zur Unterbindung nöthige Schnur durch die Löcher am obern Ende, und bringt das Inſtrument dergeſtalt bis zu dem Stiele des Polypen; jetzt zieht man den Ring oder die Kapſel herab, bringt die Stäbe um den Polypen herum, fügt sie an einander, und zieht die Schnur etwas an; dann nimmt man eine knöcherne Kugel nach der andern, und reiht sie auf meinen Schlingenführer, füllt ihn von unten bis oben an, und zieht ihn alsdann von

der Kugelschnur herab, indem man die unterste Kugel festhält, und ihn von der rechten nach der linken Hand herumdreht, wodurch die Schnur verkürzt und die Schlinge um den Stiel des Polypen fest gezogen wird.

2) Oder auch, man verfährt in Verbindung mit beiden Instrumenten (mit meinem Polypenunterbinder und dem Polypeninstrumente des Herrn *Boucher*) auf folgende Art: Man wendet meinen Polypenunterbinder nach meiner Methode an; hat man die Schnur damit um den Polypen herum gebracht, so dreht man selbige mit dem wieder vereinigten Instrumente links herum, damit die Wurzel, oder der Stiel des Polypen eingeschnürt werde; indem man mit dem Herumdrehen des Instruments fortfährt, zieht man zu gleicher Zeit dasselbe nach und nach heraus, so wie dieses geschehen ist, fädelt man die hohlen Kugeln, eine nach der andern, auf die Schnur, und zwar so viele, als nöthig sind, damit die erste sich an der Wurzel des Polypen, und die letzte sich ausser der Schaam befindet; bei diesem Manuel hält man jedoch die Schnur immer fest, damit sie sich nicht losdreht, und die Schlinge von dem Polypen herabgleitet.

3) Um nun auch das kleine Fäschen, womit man die Schlinge anzieht, und den Stiel des Polypen zusammenschnürt, zu ent-

behren, weil es doch immer einige Unbequemlichkeiten hat, so habe ich damit folgende leichtere Einrichtung getroffen, wodurch die Kugelschnur bequem und ohne Beschwerden frei in der Scheide liegt:

Die letzte Kugel, die allen übrigen das Herabgleiten von der Schnur verhindert, ist die gröfste, ovalförmig, und besteht aus zwei Hälften.

In der einen Hälfte befindet sich eine Schraubenmutter, wodurch die Schnur gehet; an der zweiten Hälfte ist eine Schraube mit einer Oeffnung angebracht; werden diese beiden Hälften zusammen geschraubt und so vereiniget, so bilden sie eine ovale Kugel.

Die Schnur wird durch die Schraubenmutter der ersten Hälfte dieser ovalen Kugel durchgezogen, angespannt, indem man sie anzieht und die Kugeln aufwärts schiebt, und so gegen den Polypenstiel andrückt; ist dieses geschehen, so befestiget man die Schnur in der Schraubenöffnung der zweiten Hälfte, und schneidet das Ueberflüfsige weg.

Will man alsdann den Stiel des Polypen zusammen schnüren, so hält man mit der linken Hand die erste Hälfte der ovalen Kugel fest, und dreht die zweite Hälfte derselben links um, wodurch die Schnur verkürzt und die Schlinge fester gezogen wird; ist dieses

genugſam geſchehen, ſo ſchraubt man dieſelbe feſt; dieſes Umdrehen und Zuſammenſchnüren der Polypenwurzel wird, wie man es für gut findet, von Zeit zu Zeit wiederholt.

II.

Fragmente

aus

der Geschichte

des

epidemischen Catarrhalfiebers

im Frühjahre 1803.

Von

Dr. Johann Georg Klees,

ausübendem Arzte zu Frankfurt am Mayn.

Schon in dem Sommer und Herbst 1802 hatten wir ungewöhnlich trockne und heisse Witterung, darauf folgte der kalte, lange Winter 1803, dann der dürre, alles austrocknende Nord- und Nordostwind im Februar und März 1803, mit einigen dazwischen laufenden warmen Tagen schnell abwechselnd. Die Kälte fing den 9ten Januar an, und dauerte ununterbrochen bis den 15ten Februar, dann stellte sich Thauwetter ein, und vom 4. bis zum 12ten März hatten wir wieder kalt.

Das Reaumurſche Thermometer fiel den 12ten, 15ten und 25ten Januar, den 5ten, 10ten und 11ten Februar auf 10 Grad, den 13ten *Febr.* endlich auf 12 Grad unter den Gefrierpunct. Den 12ten März hätten wir 2 Grad kalt, den 13ten auf einmal 8 Grad warm, und den 14ten wieder 5 Grad kalt. Der Hygrometer zeigte in den erſten drei Monaten dieſes Jahres faſt beſtändig trockne Luft an, vom 17ten bis zum 21ten März hatten wir 200 Grad, den 13ten März 220 Grad, den 25., 27., 29. und 31ſten 270 Grad, den 28ſten ſogar 280 Grad. *) Der Wind blieb dabei immerwährend aus Oſten oder Nordoſt. Selten, und zwar nur am Ende Februars und Anfang März, hatten wir einigemal Weſtwind.

So war die Witterung beſchaffen, als die Bewohner Frankfurts von dieſer Epidemie, zu deren Beſchreibung ich hier einen Verſuch liefere, heimgeſucht wurden. Die Krankheit war ungemein ausgebreitet; man kann ſicher annehmen, es war hier kein Haus, worinnen ſich nicht wenigſtens ein Kranker befand, in mehreren waren deren 10 bis 12, in vielen 5

*) Nach dem Lambertſchen Hygrometer. Der Mittelpunct iſt angenommen zu 180 Grad. Ueber demſelben iſt die Luft trocken, unter demſelben feucht. 2 Grad beſtimmen 3 Gran Feuchtigkeit in einem Cubicſchuh Luft.

bis 6. Berücksichtiget man nun die hiesige Volksmenge, so war die Zahl der Kranken wirklich ungeheuer groſs. Ohngeachtet viele, vermuthlich die meiſten, Kranken ohne mediciniſche Behandlung blieben, so waren doch alle Aerzte dringend beſchäftigt, so daſs nur wenige derſelben ihre Patienten noch zu Fuſse beſuchten, faſt alle sich herumfahren lieſsen. Auch erinnerten sich die älteſten meiner Hrn. Collegen nicht, hier ſo viele Kranke auf einmal geſehen zu haben. So mancher Platz in den Handlungs - Comptoirs und Büreaux blieb unbeſetzt. Die öffentlichen Orte waren wenig, und oft nur von noch huſtenden Reconvalescenten beſucht. Es konnte nicht fehlen, auswärts muſsten sich Gerüchte von hier herrſchenden bösartigen und gefährlichen Krankheiten verbreiten, es kamen von allen Seiten ängſtliche Nachforſchungen hier an. Unſer hochedler Magiſtrat ſah sich dieſerwegen bewogen, den Ungrund der Gefahr durch öffentliche Zeitungen unter dem 28. März dem auswärtigen Publicum, und denen Fremden, die unſere Oſtermesse beſuchen wollten, bekannt zu machen. Ich kenne Familien, die einen ihrer Bedienten faſt ausſchlieſslich dazu brauchten, um bei ihren Verwandten und Freunden nach dem Befinden sich erkundigen zu lassen.

Die Krankheit war zum Gespräche des Tages geworden. Wo nur ein paar Freunde sich auf der Strasse begegneten, freueten sie sich, verschont geblieben zu seyn. *) In den Assembléen wurde oft, ehe man die Spielparthien arrangirte, erst ein Kapitel über die Grippe abgehandelt.

Die Zahl unserer diesjährigen Messfremden war geringer, als man hätte vermuthen sollen, und nicht wenige, die doch noch gekommen waren, lebten immer in Angst und Furcht, angesteckt zu werden. Ich traf einst einen Engländer in Gesellschaft, der einen starken Camphergeruch verbreitete, welcher den anwesenden Damen endlich lästig wurde; auf näheres Befragen erhielt man von ihm zur Antwort, er trage jetzt beständig Campher in der Tasche, um sich — vor der Pest zu schützen. — So viel über die allgemeine Verbreitung der Epidemie.

Bei allem dem war doch die Sterblichkeit äufserst gering. Nur wenige Tage hatten wir zehn bis zwölf Todte; meistens waren diese

*) An Spöttereien über die Modekrankheit, liess man es denn auch nicht fehlen. Sogar der Buffo auf dem Nationaltheater verschonte sie nicht mit seinem Witze! Hat man ja auch in Paris besondere Vaudevilles darauf gedichtet. (S. das Journal: London und Paris. Fünfter Jahrgang, No. VII. p. 242.)

ſogar alte Perſonen, oder Kinder, oder ſchon durch vorhergegangene Krankheiten geſchwächte Körper. Zur öffentlichen Notiz kamen z. B. vom 26. Februar bis zum 19. April 212 Sterbefälle. Hierunter sind jedoch die Juden nicht begriffen. Bedenkt man nun die groſse Zahl der Kranken, und daſs bei uns im Frühjahre immer die meiſten Menſchen ſtarben; ſo war die Mortalität wirklich gering. Ich ſelbſt habe beinahe 300 Kranke behandelt, und nur drei davon verlohren, und auch dieſe eigentlich nicht an dem herrſchenden Uebel. Ein Mann von 73 Jahren ſtarb nach einer aufgeplatzten *vomica pulmonum*, bei dem gänzlichen Mangel aller Lebensthätigkeit; bei einer Frau von 60 Jahren beſchleunigte die Krankheit nur den Tod an der früher ſchon gebildeten Schleimſchwindſucht, nachdem sie Jahre vorher an Hyſterie und Engbrüſtigkeit gelitten hatte; ein dritter Mann von 65 Jahren, den ich unter meine Todten zähle, hatte vor 40 Jahren ſchon Bluthuſten, und ſeine äuſserſt geſchwächten Lungen kaum bis hierher durchgeſchleppt. So bin ich versichert, daſs faſt bei allen, die in dieſer Epidemie den Tod fanden, die Schuld auf Organiſationsfehler der Bruſteingeweide zu ſchreiben war.

Der epidemiſche Catharr war eigentlich drei Monate lang, im Februar, März und

April 1803 hier zu Hause. Im März war er am allerhäufigsten. Nach und nach entspann sich die Epidemie, nach und nach entfernte sie sich wieder. Den Zeitungsnachrichten zu Folge, herrschte diese Krankheit, oder eine ähnliche, um dieselbe Zeit und früher noch in Frankreich und England, dort war sie unter dem Namen *Grippe*, und hier unter dem der *Influenza* bekannt. Schon Anfangs Februar sprach ich einige reisende Kaufleute, die die Krankheit in Paris und Aachen wollten gehabt haben.

Die veranlassenden Ursachen der Krankheit sind meines Dafürhaltens in der Beschaffenheit der Luft zu suchen. Der trockne, stille, kalte Ost- und Nordostwind hatte wahrscheinlich die gröfste Schuld an der Ausbildung derselben. Man hat in neuern Zeiten den Grundsatz aufgestellt, dass, »je gröfser der Antheil der atmosphärischen Luft an Sauerstoff ist, mit desto gröfserer Gewalt strebte sie die Organe dem Desoxydationsprocesse zu unterwerfen.« Sollte wohl auch bei uns der übergrofse Antheil an Oxygenegas in der Atmosphäre die Lungen und den ganzen Körper in jenen Schwächezustand versetzt haben?

Ansteckend *schien* das Uebel nicht zu seyn, obgleich mehrere Kranken beisammen lagen, viele es nach und nach empfingen.

Sie ſetzten sich alle einer und derſelben Schädlichkeit in der Luft aus, wo es dann nicht fehlen konnte, daſs sie auch krank wurden. Ich kenne mehrere, die von Kranken umgeben waren, und dennoch frei blieben, mehrere, auf die wegen ſtärkerer Conſtitution, hauptſächlich wegen feſtern Lungen, der Krankheitsreiz nicht wirkte. Inzwiſchen bleibt es doch unausgemacht, ob sich nicht hier am Ende ein Contagium entwickeln konnte. Ueber die Lehre der contagiöſen Krankheiten, sind wir noch lange nicht im Reinen.

Das Catarrhalfieber ſelbſt dauerte eine, zwei, auch drei Wochen. Es verſchonte kein Alter, kein Geſchlecht; keinen, ſeine Lebensweiſe mochte ſeyn, welche sie nur immer wollte. Nur die Kinder ſchienen dem Uebel weniger unterworfen zu ſeyn. Viele glaubten sich durch geiſtige Getränke, durch den ſtärkern Genuſs des Weins davor ſchützen, oder gar davon helfen zu können. Ich bin überzeugt, daſs sie nie ihren Zweck erreichten, sich vielmehr überreizten, ſchwächten, und ſo noch mehr Gefahr liefen. Besser daran waren die, welche mehr ihrer Bequemlichkeit pflegten, die Nachtluft vermieden, und sich in mäſsig erwärmten Zimmern aufhalten konnten; und endlich sich keine Debauche erlaubten.

del gesellten sich wenigstens oft hinzu. — Die Krankheit fing mit einem Froste an, welcher der darauf folgenden Hitze Platz machte. Morgens fand man deutlich Remission, Abends wieder mehr oder weniger Exacerbation. Selten stellte sich der eigentliche Frost zu wiederholtenmalen ein, obgleich der Kreislauf des Bluts irregulär blieb, die Extremitäten z. B. kalt, und der Kopf sehr heiss anzufühlen war. Nur zuweilen schien der Frost periodisch wiederzukehren, und die Krankheit etwas Intermittirendes annehmen zu wollen. — So erinnere ich mich einer Kranken, welche jeden Abend um die bestimmte Stunde einen fixen Schmerz in dem Oberkiefer bekam. Die Haut war fast immer trocken; wurde sie feucht und zugleich warm, so war dieses ein Zeichen von Besserung. Der Puls war immer beschleunigt, immer klein, zuweilen hart und gespannt. Die Respiration war fast überall beengt und kurz; ein tieferes Einathmen verursachte nicht selten Stechen tief in der Brust, oder in den Brustmuskeln an verschiedenen Stellen, und fast immer Husten.

Flüchtige Stiche in der Seite, oder auf der Mitte des Brustbeins, hatten aber auch sonst viele Kranke, selbst wenn sie sich ganz ruhig verhielten. Lauwarme Einreibungen auf der schmerzhaften Stelle von *Bals. peruvian.*

in

in *Alcohol Vini* aufgelöſst, leiſtete dagegen ſehr gute Dienſte. Der Huſten war unter allen Symptomen eines der läſtigſten, und das, was am längſten andauerte. Er kam nicht gleich anfangs, erſt wenn das Fieber nachlieſs, fing er an, und dann war er trocken. Ein beſtändiger Kitzel in der Luftröhre begleitete ihn. Es währte lange, bis ein gelblicher, zäher Schleim ausgeworfen werden konnte. Der beſtändige Huſten vermehrte durch die Erſchütterung die Kopfſchmerzen, führte öfters Erbrechen herbei, und dieAnſtrengung, die er koſtete, vermehrte nicht ſelten die Schwäche der Kranken, oder unterhielt sie wenigſtens. Ich habe mehr als einmal geſehen, daſs der Auswurf mit Blut gefärbt war, entweder bei ſolchen, welche vormals ſchon dem Blutſpeien unterworfen waren, oder bei ſchwächlichern Subjecten. Dieſe Erſcheinung hatte weiter keinen Nachtheil, und änderte nichts an der vorgeſetzten Heilmethode. Sie erforde... im Gegentheile kräftigere Reizmittel, und einmal bei einem beträchtlicheren Blutverluſte wirkte eine Miſchung aus verſüſstem Salpetergeiſte und thebaiſcher Tinctur, vorzüglich ſchnell und gut.

Das ganze Gesicht war röther, als ſonſt, aufgetrieben, die Augen waren brennend, zuweilen entzündet, die Naſe ſtärker flieſsend,

oder verstopft mit einem schmerzhaften Drucke zwischen den Augenbraunen und mit öftern Niesen vergesellschaftet. Die Gesichtszüge waren selten verstört, die ganze Physiognomie drückte das Bild des stillen Leidens aus. Fast allen meinen Kranken war der Kopf eingenommen und schmerzhaft; dabei fand sich ein immerwährendes Ohrensausen ein, manchmal Ziehen und Reifsen hinter dem Ohre auf einer oder der andern Seite, zuweilen auch Schwerhörigkeit. Einmal bei einem Kinde von fünf Jahren sah ich eine beträchtliche Anschwellung beider Parotiden, die sich aber auf den äufserlichen Gebrauch des Kamphers glücklich zertheilte. Manchmal erfolgte in der Höhe der Krankheit ein Nasenbluten, welches aber, meiner Beobachtung zu Folge, keinen weitern Einflufs auf die Krankheit hatte.

Die Lippen waren trocken, heifs, die Zunge durchaus immer mit einem weifsgelblichen Schleime bis tief hinunter in den Rachen bedeckt. Der Durst quälte die Kranken vorzüglich. Der Hals konnte zuweilen nicht frei bewegt werden, oder es fanden sich Trockenheit in demselben, Anschwellung der Mandeln, und Beschwerden im Schlingen ein. Erscheinungen, die jedoch dem Einreiben des flüchtigen Liniments und den erweichenden

Gurgelwassern leicht weichen. — Die Eſsluſt war gleich mit dem Eintritte der Krankheit gänzlich verſchwunden. Kam sie wieder, ſo war es ein Zeichen, daſs alles bald besser wurde. Nicht ſelten ſtellte sich Erbrechen von Galle oder Schleim, oder von den genossenen Speiſen ein, theils als Folge des höheren Grades von Kopfſchmerz, oder als Folge der heftigeren Huſtenparoxysmen. Auch hier that die oben ſchon berührte Miſchung aus *Balſ. peruv.* und *Alcohol Vini* (eine Drachme des erſtern auf eine Unze des letztern gerechnet), lauwarm in die Magengegend eingerieben, die beſten Dienſte. Stuhlgang erfolgte meiſt täglich von ſelbſt, oder eine längere Stuhlverhaltung hatte keinen offenbaren Nachtheil, und man war kaum einmal gezwungen, jenen durch Clyſtire zu bewirken. Ein junges Frauenzimmer, welches eben nur eine leiſe Ahndung von der Krankheit hatte, veranlaſste durch ein eigenmächtig genommenes Laxiermittel einen heftigeren Ausbruch derſelben. Diarrhöe kam äusserst ſelten vor, und wo immer, da war es ein Zeichen von vermehrter Schwäche, oder sie brachte dieſe wenigſtens hervor. Der Urin war mehr oder weniger braunroth und dunkel, zumal in der Höhe der Krankheit, bei der Abnahme der-

selben wurde er oft trübe und leimicht, zumal bei rheumatischen Personen.

Bei der allgemeinen Schwäche des ganzen Körpers zeichnete sich noch die Localschwäche der Zeugungstheile besonders aus. Den meisten Frauen ging der Urin bei der, durch den Husten veranlassten, Erschütterung unwillkürlich ab, so dass sie beständig Tücher unterlegen und damit wechseln mussten. Unter Männern waren Pollutionen sehr häufig. Einem hypochondrischen, durch arge Nerven-Unruhen sonst auch schon geplagten Manne, entschlüpfte der Saame zu wiederholtenmalen bei dem blossen Drange des Stuhlganges, ohne alle vorhergegangene Erection. Ein anderer junger Mann konnte am Ende des epidemischen Catarrhalfiebers keinen Tropfen Urin lassen. Er war im Allgemeinen sehr geschwächt, und ich musste vermuthen, dass, wenn erst seine Kräfte durch den Gebrauch der peruvianischen Rinde und anderer reizender Mittel im Ganzen gehoben würden, dass auch alsdann das freie Harnen wieder käme. Allein vergebens. Vier volle Tage dauerte jener Zustand, in denen er täglich zweimal catheterisirt wurde, sonst auch noch aromatische Fomentationen und flüchtige Einreibungen mit Campher auf die Unterbauchgegend, auf das Heiligenbein und das Mittelfleisch angewendet

wurden. An einen örtlichen Fehler, z. B. Carunkeln in der Harnröhre u. dergl., war nicht zu denken. Der Catheder konnte jedesmal sehr leicht eingebracht werden. Endlich verschaffte die Canthаridentinctur, innerlich genommen, Hülfe. Kaum hatte er in einem Zwischenraume von zwei Stunden acht Tropfen davon bekommen, so ging der Urin bald darauf ganz ordentlich ab, und er genaſs vollkommen.

So viel über die Erscheinungen, welche sich bei unserer Epidemie vorfanden. Bei einer Zeichnung, welche ich kunstverwandten Lesern darbringen wollte, habe ich wohl nicht nöthig zu erinnern, daſs nicht alle die genannten Symptome immer beisammen, und nicht alle immer in gleichem Grade waren. Ich gehe nun zur ärztlichen Behandlung über, die eben keine groſsen Schwierigkeiten machte, und die ich kürzer zusammenfassen kann.

Für's erste sorgte ich dafür, daſs die Kranken so viel wie möglich der strengsten Ruhe genossen. Sie konnten kein Getöse um sich herum, und selbst nur mäſsigen Lichtreiz vertragen. Im Bette durften sie nicht zu tief mit dem Kopfe liegen. Die sie umgebende Atmosphäre muſste mäſsig erwärmt seyn.

Weil die Verdauungskräfte so sehr litten, so nahmen meine Kranken anfangs nichts, als

schleimigte Getränke und Nahrungsmittel, Haferschleim, Gerstenschleim, Reisschleim, Hühner- und Kalbfleischbrühe, dann bald stärkere Fleischbrühen mit Eigelb, Chocolade, Sagosuppen mit etwas Wein, und endlich leichte Fleischspeisen. In der Höhe der Krankheit wurden feste Fleischbissen durchaus nicht vertragen, so schicklich und nothwendig Gerichte der Art auch am Ende derselben waren. Auch der Wein war ein zweckmäfsiges diätetisches Hülfsmittel zur Kur, wenn er in verhältnissmäfsiger Gabe und Qualität angewandt wurde. Besonders die, welche daran gewöhnt waren, nahmen davon immer etwas nach Appetit und nach relativem Gutbefinden. Um die Genesung fester zu begründen, war der Genufs eines guten Glas Weins durchaus nothwendig.

Den leichtern, gewöhnlichen Grad der Krankheit überstanden viele durch Ruhe, Wärme und dem Gebrauche von Hollunder- oder Camillenthee, mehrere bei einem Glase Punsch Abends bei dem Schlafengehen getrunken.

Bei schon etwas ernsthaftern Symptomen wirkte der *Spiritus nitri dulcis*, in Melissen- oder Pfeffermünzwasser aufgelöst, vortrefflich. Einen noch stärkern Schwächegrad mit hervorstechender Localaffection der Brust überwand das Infusum von der *Rad. Polyg. Seneg.*

rpentaria virginiana, oder *Valeriana* mit
ler ohne *liquor anodynus mineralis Hof-
anni* verſetzt, glücklich. Nur einmal ſah
ı auf die *Senaga* Durchfall entſtehen, was
ich bewog, in dieſem Falle von ihrem fer-
rn Gebrauche abzuſtehen. Selbſt wenn die
ankheit bis auf das Aeusserſte gekommen
ır, und sich ihr Zuſtand dem typhoſen nä-
rte, ſo durfte man bei der kunſtmäſsigen
nwendung des Camphers, des Moſchus und
ıch Umſtänden des Opiums, faſt sicher auf
e Wiederherſtellung des Kranken zählen.

Complicationen waren immer ein unan-
nehmer Aufenthalt in der Kur des Uebels;
eil sie dasselbe immer erhöheten, erforder-
n sie beſondere Aufmerkſamkeit, auf die
h mich hier weiter nicht einlassen kann,
h trachtete dabei immer, dem allgemeinen
vecke des Heilplans nicht zuwider zu han-
ln. Hyſteriſche gaben z. B. die Veranlas-
ng zu dem reichlichen Gebrauche der Ca-
llen, des Baldrians, der Afa foedita, und
der passenden Gabe des Opiums.

Sobald einmal der Appetit wieder gekom-
en war, ſo wurde die peruvianiſche Rinde,
Decoct genommen, vorzüglich heilſam; die
ıterdrückten Kräfte kamen dabei sicher wie-
ır, und es war das einzige Mittel, der Nei-
ıng zu Recidiven zu begegnen. Schade nur,

dafs unsere Apotheker sie zwar in sehr ungleichen, aber doch immer in zu hohen Preisen verkaufen, als dafs man sie der ärmeren Menschenklasse hätte verordnen können. Ich war oft gezwungen, bei diesen die Bruchweidenrinde zu substituiren. In jener Periode, besonders bei stärkerem Auswurfe mit dem Husten, that auch ein Absud des isländischen Mooses gute Dienste.

Unter den äusserlichen Mitteln, welche ich noch bei der Kur zu Hülfe nahm, verdienen die lauwarmen Fufsbäder mit Asche, die scharfen Senfteige Abends auf die Fufssohlen gelegt, eine Erwähnung. Von den zweckdienlichen Einreibungen aus Alcohol und peruvianischem Balsam bei dem Seitenstechen und Erbrechen an den leidenden Stellen, habe ich schon oben gesprochen. Blasenpflaster waren kaum ein- oder das anderemal nöthig.

Mit dieser Ansicht der durch die vorausgegangenen Schädlichkeiten bedingten Krankheitsform, und indem ich dem einmal dadurch gesetzten Heilplane treu zu bleiben suchte, bin ich so glücklich gewesen, sehr viele Kranke, die sich mir anvertraueten, herzustellen. Die meisten meiner Herren Collegen, mit denen ich über die Epidemie sprach, befolgten ohngefähr dieselbe, oder eine ähnliche Methode, und waren nicht minder glücklich. Der kurz

Auffatz darüber, welchen einer meiner Freunde den Nichtärzten in dem Frankfurter Journale (No. 52, den 31. März 1803) bekannt machte, mag vorläufig zum Beweife dienen.

Es bleibt mir nun nichts mehr übrig, als der Wunfch, dafs den Lefern diefes Journals und denjenigen meiner auswärtigen Freunde, welche mich mit fchriftlichen Nachfragen über die bei uns herrfchenden Krankheiten beehrten, die vorftehende Befchreibung eine einigermafsen befriedigende Antwort geben könnte.

III.

Geſchichte
einer
tödtlichen Waſſerſcheue,
die
auf den Biſs eines tollen Hundes
in ſechs Wochen erfolgte.

Eine höchst traurige Veranlassung giebt mir Stoff zu einem Beitrage in Dero ſchätzbares Journal, nämlich die Geſchichte einer tödtlichen Wasserscheue nach dem Bisse eines tollen Hundes, zu deren Verhütung gleichwohl die gehörigen Maaſsregeln bei Zeiten genommen worden waren; eine Geſchichte, welche mich dieſe Tage über tief bekümmert hat, indem sie gegen die Wirkſamkeit der, wider dieſe ſchauderhafte Krankheit für ganz zuverläſsig empfohlnen Mittel, beſonders der Belladonna, beträchtliche Zweifel erregt, und in mir wenigſtens den Glauben ſtark erſchüttert,

dafs wir ein wirklich fpecifikes Mittel zur Verhütung der Folgen des tollen Hundebisses besitzen, um fo mehr, da mir mehrere Fälle erzählt worden sind, wo die Belladonna den Ausbruch der Wafferfcheue nicht verhütet hat. Ich halte diefen Fall daher, ohnerachtet er unglücklich abgelaufen ift, für nicht ganz uninteressant, und hoffe, er wird dazu dienen können, jeden Arzt zu veranlassen, bei einer jeden, von einem verdächtigen Hunde beigebrachten Wunde, die gröfste Sorgfalt anzuwenden, und zugleich den Glauben an fo viele, als untrüglich ausgefchriene, Gegenmittel, in deren Befitz fo viele Menfchen zu feyn wähnen, zu vermindern.

Da ich diefen Kranken in mein Privat-Clinicum aufnahm, wo ihn der Studiofus Med. Herr Erdmann mit beforgte, fo kann ich die Gefchichte desselben um fo treuer aus dem über diefe Krankheit gehaltenen Tagebuche, mittheilen, und es ift mir ein Troft, dafs fowohl genannter Herr Erdmann, als auch der Wundarzt, Herr Sernau allhier, der gleich vom Anfange an die äussere Behandlung übernahm, Zeugen und Theilnehmer diefer Kur gewefen sind.

Den 27ften Oct. vorigen Jahres liefs sich ein fremder Hund in Wittenberg fehen, der feinen Herrn den Tag zuvor auf dem Markte

liegen lassen ſollte. Zugleich verordnete ich zehn Pulver, wovon jedes aus zwei Granen der friſch gepülverten Belladonna-Wurzel und einem halben Grane Zucker beſtand, wovon der Knabe alle 3 Stunden den Tag über eins nehmen ſollte. (Gröſsere Gaben zu reichen, etwa fünf bis ſechs Gran nach Münch's Vorſchrift aller 48 Stunden, hielt ich um deswillen nicht für rathſam, weil ich in mehreren Fällen geſehen hatte, daſs die friſch gepülverte Wurzel bei noch älteren Knaben ſchon zu zwei Granen auf die Augen heftig wirkte, und mehrere Aerzte, namentlich *Mellin* und *Köhler*, in eben dieſem Journale VI. Band, durch kleine Gaben die Wasserscheue verhütet hatten, dieſes auch ſogar mir ſelbſt in einem Falle ſchon gelungen war.) Der Knabe lieſs sich dieſe Behandlung auf Zureden gern gefallen, ohnerachtet sie ihm nicht geringe Schmerzen verurſachte. Die Nacht zum 28ſten Mai war ruhig, ausser daſs er allemal einige Minuten lang von neuem ſtarke Schmerzen bekam, wenn das Aetzmittel von neuem angebracht ward. Ich fand die Wunde früh faſt ganz ſchwarz, die Ränder waren rings herum wenigſtens drei Linien breit bereits zerſtört, und die Haut im Umfange entzündet, auch waren hin und wieder in der Nachbarſchaft der Wunde Bläschen aufgeſchossen, ohnſtrei-

tig wie sie von dem Aetzmittel berührt worden war. Ich reinigte die Wunden, bestrich darauf die Ränder und den Grund sorgfältig mit Höllenstein, und liess mit dem Auflegen des Aetzwassers in beiden Wunden fortfahren; ja, da sich neben der Wunde auf der rechten Seite eine Sugillation gebildet hatte, die ohnstreitig von den Unterzähen herrührte, so hielt ich es für rathsam, auch diese Stelle lieber zu zerstören, und liess sie ebenfalls mit dem Aetzwasser bedecken. Der Knabe fiel die folgende Nacht zum 29sten in eine Phantasie, in welcher er immer Hunde um sich sah, und den Abend vorher bemerkte man etwas Fieber an ihm; so phantasirte er auch abwechselnd, jedoch nur vorübergehend, den Vor- und Nachmittag am 29sten; in der Zwischenzeit aber war er munter, der Puls langsam, der Appetit gut; etwas Nasenbluten zeigte sich den Nachmittag; ich leitete diese Zufälle von der Wunde her, die sich beträchtlich zu entzünden anfing. Der Knabe hatte bis auf diesen Abend, innerhalb zwei Tagen, 20 Gran von der Belladonna genommen; ich verordnete ihm nun Pulver, welche 3 Gran davon enthielten, und liess dabei noch zwei Tage, jedoch nicht mehr in so kurzen Zeiträumen auf einander, das Aetzwasser anwenden; allein er konnte nicht füglich drei Gran

Belladonna vertragen, und bekam Verdunkelung der Augen und Schwindel davon, daher ich auf zwei Gran sogleich zurück ging, und diese den Tag über viermal fortnehmen liefs. Alle allgemeinen Zufälle verschwanden am 30. Oct. und der Knabe befand sich wohl, sein Appetit und Stuhlgang waren natürlich, und er bekam ruhigen Schlaf nebst einem starken Schweifse über den ganzen Körper. Die Wunden waren am 31sten durch das fortgesetzte Aetzmittel in der Tiefe sowohl, als im Umfange, um ein Beträchtliches vergröfsert worden, der Fufs hatte sich im Umfange derselben beträchtlich entzündet, und dadurch waren die Wunden fast trocken gemacht worden. Ich liefs daher nunmehr erweichende Breiumschläge um den Fufs schlagen, worauf nach zwei Tagen, am 2ten Nov., die Suppuration sich einzustellen anfing, und sich durch ein kleines Abendfieber ankündigte. Bis zum 6ten Nov. hatte sich die Eiterung völlig ausgebildet, die Entzündung des Fufses hatte sich gelagert, und es ward schon vom 3ten an die Wunde mit spanischem Fliegenpulver bestreut und mit dem *unguento basilicano* verbunden. Der Knabe befand sich wohl, fast immer ausser dem Bette, afs und schlief gut. Jedoch wollten die Eltern zuweilen eine Traurigkeit an ihm bemerkt haben, welche aber wohl

nicht

nicht Folge des Wuthgifts ſeyn konnte, da sie vorübergehend war, und bald durch Zureden wieder verſchwand.

Nach achttägigem Gebrauche ſetzte ich mit der Belladonna aus, indem der Knabe sich wohl befand, und die Wunden gut eiterten. Bis dahin war es auch gar nicht ausgemacht, ob der Hund wirklich toll geweſen ſey; der einzige Beweis dafür beſtand darin, daſs er den Vormittag nachher, als er aus der Stadt entflohen war, noch mehrere Hunde, Schaafe und Schweine in Apollensdorf gebissen hatte; übrigens aber hatte er sich nicht wie ein toller Hund benommen; er hatte sich z. B. vor ſeinen Verfolgern verkrochen, war ungemein ſchnell ihnen entflohen, hatte den Schwanz empor getragen, und es waren die Meinungen getheilt, ob er Geifer vor dem Munde gehabt hätte, oder nicht. Viele glaubten daher, der Hund ſey bloſs über den Verluſt ſeines Herrn böſe, den er verlohren habe.

Von dieſer Zeit an bis zum Ausbruche der Wasserſcheue, welche gerade ſechs Wochen nach dem Bisse eintrat, fiel wenig Merkwürdiges vor; ich lieſs die Wunden von obgenanntem Herrn Sernau fernerhin in Eiterung erhalten, die kleinere heilte in der 5ten Woche endlich allmählig zu, die groſse war aber beim Ausbruche der Krankheit noch

offen. Ohngefähr drei Wochen nach dem Bisse bekam der Knabe mehrere Schwären, besonders einen grossen an den Hinterbacken, welche bald wieder verheilten, und bei welchen ich ihm ein Abführmittel reichte. Einmal kam er traurig aus der Schule zu Hause, weil ihm einige seiner Commilitonen gesagt hatten, er sey noch nicht über den Berg, die Krankheit breche erst in der neunten Woche aus; er liess sich aber wieder beruhigen.

Noch muss ich aber bemerken, dass der Knabe gerade acht Tage vor dem Ausbruche der Krankheit einen heftigen Schreck gehabt hatte, indem er durch's Eis in's Wasser eingebrochen war, ohne jedoch dabei Schaden zu nehmen.

Nachdem nun fast alle Furcht vor üblen Folgen verschwunden war, bekommt der Kranke am 6ten Dec. Nachmittags in der Schule auf einmal heftige Kopfschmerzen und Dunkelheit vor den Augen; der Zufall vergeht jedoch, und er kann von neuem an dem Unterrichte Theil nehmen. Als er aber nach Hause geht, so fühlt er sich auf der Brust beklommen, und es ist ihm, als ob er mit Gewalt gegen die Ecke seines Hauses geschleudert würde. Zu Hause klagt er über Kopfschmerz, Dunkelheit der Augen, und abwechselnd über Beklommenheit der Brust fort, er

muſs sich ins Bette legen, und nimmt dieſen Abend wenig an Speiſe und Getränk zu sich. Die Nacht iſt ſchlaflos. Den 7ten Dec. kann er früh wegen Mattigkeit und Schwindel nicht aufſtehen, klagt über Neigung zum Brechen, und zugleich über Schmerzen in der Eichel des männlichen Gliedes, weshalb ihm der Wundarzt ein kühlendes Wasser zum umſchlagen giebt. Erſt am Abend ward ich zu dem Kranken gerufen, als ich zufällig in demſelben Hauſe war. Ich fand den Knaben mit einem ſehr ſchnellen und etwas kleinen Pulſe, bei völligem Bewuſstſeyn; man ſagte mir, daſs er dieſen Tag nicht weiter über Beklemmung, ſondern über Neigung zum Brechen und Mattigkeit geklagt hätte; die Eichel, in der er Schmerz klagte, ſchien etwas entzündet, und die Vorhaut lieſs sich nicht darüber zurückbringen, ſondern es entſtanden bei dem Verſuche, dies zu thun, ſogleich Erectionen. Ich wollte noch nicht über die Krankheit entſcheiden, und ſchmeichelte mich der Hoffnung, daſs es ein anhaltendes Fieber ſeyn werde, da die Bruſtbeklemmung nicht wieder gekommen war. Ich verordnete auf den folgenden Morgen eine abführende Arzenei, und erſuchte den Herrn D. Gläſer allhier, den Knaben auf den andern Tag zu beſorgen, da ich früh verreiſte, und erſt den 9ten Vormittags wieder-

kommen konnte. Dieser ist so gütig gewesen, mir folgendes von dem fernern Verlaufe mitzutheilen:

»Die Nacht vom 7ten zum 8ten war sehr unruhig; ich fand ihn früh folgendermaſsen: der Knabe lag halb sitzend im Bette, sein Blick war stier, der Augenstern sehr erweitert, die Oberlippe, vorzüglich in der Mitte, gegen die Nase gezogen; die Bewegungen und Sprache desselben waren hastig; er klagte über keine Schmerzen, und nur über einige Beklommenheit über die Brust. Ich lieſs mir ein Glas Wasser reichen, und bat ihn, er möchte trinken; sobald er das Glas in die Hand nahm, und es dem Munde näherte, empfand er Widerwillen, Zusammenziehungen des Schlundes, wurde sehr ängstlich und fing an zu zittern. Ich lieſs ihm Wasser in einem irdenen Gefäſse, wo er keine Fluctuation bemerken konnte, geben, allein es erfolgten dieselben Zufälle; noch auffallender war es, daſs diese Zufälle sogar eintraten, *wenn ich ihm die Augen schlieſsen lieſs und selbst mit meiner Hand noch dieselben bedeckte, sobald ihm Wasser auf irgend eine Art genähert wurde. Sie stellten sich nämlich sogleich ein, wenn das Wasser ohngefähr eine Hand breit noch von dem Munde entfernt war.*

Die eine Wunde war noch offen; ihre

Farbe fiel ein wenig ins blaſsblaue, sie war ziemlich trocken; der Kranke klagte nicht über Schmerz darin, vielmehr über eine Schwere in dem Fuſse, jedoch auch über eben dieſe Empfindung in allen Gliedern. Der Puls war geſchwind und klein, die Zunge feucht, von natürlicher Farbe, nach hinten zu etwas belegt; er hatte früh eine Abkochung von Sennesblättern eingenommen, und bereits einmal Oeffnung gehabt. Ich verordnete, ihn in ein warmes Bad zu ſetzen, alle 4 Stunden einen Theelöffel von der Quecksilberſalbe um den Hals herum einzureiben, in die Wunde von neuem Canthαridenpulver einzuſtreuen, und dabei folgende Pulver, aller anderthalb Stunden eins zu nehmen:

℞. *Pulveris radicis Belladonnae rec. granum unum.*

— — *Moſchi Orient. grana duo.*

— — *Sachari albi, ſcrupul. unum.*

Misc. Dentur tales Doſes ſex.

Dies geſchah des Morgens um 9 Uhr. Um 11 Uhr kam ich wieder; er hatte indeſs ein Pulver genommen und versicherte, Erleichterung zu ſpüren; er war indessen noch immer unruhig, und der Blick wie vorher; er konnte immer noch nicht trinken, doch hatte er das in Wasser eingerührte Pulver, wiewohl mit Mühe, verſchluckt.«

»Nachmittags halb zwei Uhr wurde das warme Bad veranstaltet; als er sich der Wanne näherte, empfand er grossen Abschen, bekam Angst und Zittern, und sagte, es wäre ihm gewesen, als wenn er hineinfiele. Im Bade blieb er eine halbe Stunde.«

»Gegen Abend, als ich ihn wieder besuchte, hatte er einige Pulver eingenommen, er war nach dem Bade ruhiger gewesen, und hatte stark geschwitzt; die Unruhe und Ängstlichkeit hatte sich aber vermehrt, der Puls war kleiner und geschwinder und das Schlucken noch mehr gehindert.«

»Die folgende Nacht war er wieder sehr unruhig, er hatte beständige Angst, konnte die Pulver nicht mehr in Wasser eingerührt einnehmen, sondern verschlang sie nur mit Mühe in eine gekochte getrocknete Pflaume gewickelt; er redete mit unter irre, warf sich sehr umher, und bekam sehr heftigen Schweiss.«

»Den 9ten früh fand ich ihn sehr verschlimmert, er warf sich unaufhörlich im Bette hin und her, sein Blick war wilder und stierer, der Augenstern noch mehr als gestern erweitert, die Regenbogenhaut dermassen zurückgezogen, dass man nur noch einen schmalen Streif um den Rand der Hornhaut herum bemerkte; er zitterte bisweilen am ganzen

Körper, ſprach viel, und zwar meiſt mit Bewuſstſeyn. Redete ich ihm zu, ſtille zu liegen und zu ſchweigen, ſo verſprach er es, ſuchte sich ordentlich zu legen, ſchloſs die Augen und legte sich aufs Gesicht; allein er blieb nicht drei Minuten in dieſer Lage; ſo fuhr er wieder auf, warf sich von neuem herum, und ſprach wieder unaufhörlich; die Haut war feucht, der Puls ſehr klein.«

»Dieſen ganzen Vormittag blieb ſein Zuſtand ganz derſelbe; er ſchien sich im Ganzen immer bewuſst zu ſeyn, und ſahe ſeinen Zuſtand ein; er nahm zärtlichen Abſchied von ſeinen Eltern und Geſchwiſtern; äusserte nicht die geringſte Begierde zu beiſsen, und nur zuweilen Spuren von irrender Phantasie. Nur des Morgens hatte er einmal in der Angſt gerufen, ich beiſse, ich beiſse! aber auf Ermahnungen des Vaters es ſogleich bereuet und nie wieder eine ähnliche Aeuſserung gethan.«

»Gegen halb zwölf Uhr ſah ich ihn wieder; es war gerade ſein Lehrer bei ihm, nach welchem er sich ſehr geſehnt hatte; er hatte darüber eine groſse Freude, erzählte ihm, wie oft er nach ihm gefragt hätte, und bat denſelben, daſs er vor ſeinem Tode ihn noch einmal beſuchen möchte. Als sich jener entfernen wollte, ward er ſehr ängſtlich, fuhr auf, alle Gesichtsmuskeln verzerrten sich, und

er ſchien den heftigſten Schmerz zu empfinden; nochmals bat er ſeinen Lehrer dringend, ihn ja noch einmal zu beſuchen; ſeine Auflöſung erwartete er ängſtlich.«

»Jetzt empfand er mehr als jemals vorher eine Neigung auszuwerfen; allein er brachte nur ſelten etwas weiſsen Schaum heraus, und ſagte, es komme zwar etwas herauf, aber es fahre allemal geſchwind zurück, doch würgte er zuweilen etwas groſse Stücken Schleim nebſt den mit den Pulver genossenen Pflaumen wieder heraus. Bei der Neigung auszuwerfen, empfand er zugleich auch groſsen Schmerz auf der Bruſt und in dem vordern Theile des Halſes. Dieſen ganzen Vormittag war er nicht mehr dahin zu bringen geweſen, sich die Einreibungen der Queksilberſalbe am Halſe gefallen zu lassen. Vom Mittage an verſchlimmerte sich ſein trauriger Zuſtand aufs höchſte.«

»Um 1 Uhr war ſein Puls noch kleiner geworden, ſo daſs man ihn kaum fühlen konnte, und er ſprach mehr irre.«

»Um vier Uhr dauerten die Zufälle mit gleicher Heftigkeit fort; ſeit Mittag hatte er auch in Pflaumen eingewickelt kein Pulver mehr nehmen können (doch hatte er deren im Ganzen eilf Stück verſchluckt); er ſprach ununterbrochen verkehrte Dinge, und nur

zuweilen kam ein Augenblick von Bewuſstſeyn; ſo bat er mich noch, meinen Huth von dem Stuhle wegzunehmen, der neben ſeinem Bette ſtand, damit er ihn nicht ſchmutzig mache, und als ich ihn fragte, ob er dies nicht gern thun wollte, ſagte er: »nein, ich mache Sie nicht gern voll,« und beantwortete noch verſchiedene Fragen. Seine Zunge war jetzt ganz blaulicht.« —

So weit gehen die Beobachtungen des Herrn D. Gläſer. Ich ſelbſt ſah den Knaben erſt um 4 Uhr mit ihm.

Der Anblick dieſes Kranken war für mich entſetzlich; eine ſolche Erweiterung des Augenſterns, und eine ſolche Stierheit des Blicks habe ich noch nie geſehen; der Knabe lag keinen Augenblick ruhig, und ſprach ununterbrochen verkehrte Dinge; ohngefähr alle 3 Minuten bekam er Convulſionen im Halſe, die ihm groſse Angſt machten, und das Sprechen ſehr erſchwerten; doch ſprach er auch während denſelben fort, und ſchaltete dann ſeinen phantaſtiſchen Vorſtellungen, die er erzählte, nur immer die Worte, »ach! Herr Jeſus!« mehreremale nach einander ein. Die Geſichtsmuskeln wurden bei dieſen Convulſionen zugleich mit verzerrt. Als der Vater ein Stückchen Pflaume in einem Löffelchen ſeinem Munde näherte, ward der Hals jedes-

mal heftig verdrehet, er ward im höchsten Grade ängstlich, und das Gesicht verzerrte sich. Bei eben diesen Convulsionen stellte sich jedesmal ein Bestreben ein, etwas aus dem Halse heraus zu bringen; ohngefähr wie bei denen Personen, welchen ein fremder, in den Luftröhrenkopf gekommener Körper, Würgen erregt; er schien auch zuweilen durch ein Erbrechen Reste von genossenen Pflaumen von sich zu geben, meist kam nur etwas Schleim heraus; bei jeder dieser Bestrebungen beugte er sich nach dem Rande des Bettes, um dasselbe nicht zu verunreinigen. Als ich in das Zimmer trat, erkannte er mich sogleich, und erinnerte sich einer ehemaligen Krankheit, und einer von mir geschehenen Verordnung; schien aber seine gegenwärtige mit der ehemaligen Krankheit zu verwechseln.

Ich hatte mich kaum einige Minuten entfernt, so starb er bald nach 5 Uhr Abends mitten unter dem Sprechen, indem eine heftige Convulsion im Halse eingetreten war.

So weit der Verlauf dieser traurigen Krankheit. Ich erlaube mir noch einige Bemerkungen. — Bekanntlich empfahl *Mederer* den Aetzstein zuerst als ein zuverläſsiges äuſseres Mittel, die Wasserscheu zu verhüten (*Syntagma de rabie canina Friburgi* 1783, und *Methodus facillima et certissima homines et*

animalia cuncta, a bestiis rabosis admorsa, conservandi, ne quoque in rabiem deveniant. 1785.) Er will eine Auflösung von dreissig Granen Aetzstein in einem Pfunde Wasser angewendet wissen, womit die Wunde fleissig ausgewaschen werden soll. Hätte dieses Mittel specifische Kräfte, so würde durch die starke Auflösung, welche ich anwenden liess, um die ganze Wundfläche zu zerstören, dieser Endzweck wohl zuverlässig erreicht worden seyn. Was die Belladonna anlangt, so sind die Vorschriften der Aerzte, welche damit die Wasserscheue verhütet und selbst geheilt haben wollen, über die Gebrauchsart derselben, sehr verschieden. *Münch* will bei Erwachsenen vierzehn Gran der Wurzel allemal über den andern Tag zu drei verschiedenen Malen angewendet wissen; bei Knaben von 10 Jahren schon 5 bis 6 Gran auf die Dosis. Ich gestehe, diese Gaben scheinen mir ungeheuer, und nach den Zufällen, die ich auf zwei bis drei Gran bei Erwachsenen erfolgen sah, würde ich mich nie unterstehen, eine solche Gabe zu reichen. Wie ich oben schon anführte, hat man auch durch kleinere Gaben die Wasserscheue zu verhüten geglaubt. Nach einigen soll man sie lange Zeit hindurch anwenden, nach andern sind meist drei Gaben hinreichend. Gleichwohl brach nach *Münch*

(Arzeneimittellehre S. 340), bei einem Hunde, der von einem tollen gebissen worden war, die Wasserscheue noch aus, nachdem er die ersten 11 Tage erst fünf Gran, und über den andern Tag jedesmal einen Gran mehr, dann aber noch sieben Wochen lang endlich einundvierzig Gran der frischen Belladonnawurzel bekommen hatte. Nicht erwünschter ging es bei meinem verewigten Freunde, dem Doctor *Hennig* in Herzberg, welcher die Belladonna zwar seltener, aber in Gaben zu sechs Granen nahm, dessen unglückliche Geschichte unser gemeinschaftlicher Freund, der Herr D. *Justi* in Anneberrg, im 4ten Stücke des 7ten Bandes eben dieses Journals beschrieben, und welche mit der gegenwärtigen überhaupt sehr viel Aehnlichkeit hat. In der Anweisung des Churfürstl. Sächs. Sanitäts-Collegii für Aerzte und Wundärzte, wie sie sich bei Personen, welche von wüthenden Hunden u. s. w. gebissen worden, zu verhalten haben, Dresden 1796, wird im Gegentheile ein Fall erzählt, wo der Kranke schon drei Tage nach dem Bisse eines tollen Hundes Bangigkeit und Beschwerden im Schlingen empfand, die schon vertrockneten Wunden aber von neuem sich entzündeten, und der Kranke dadurch gerettet ward, dass die Wunden scarificirt und spanisches Fliegenpulver eingestreut, innerlich

aber einen Tag um den andern erst 5, dann steigend 8 Grane Belladonnawurzel, im Ganzen nur 6 Gaben, und nacher nochmals nach Verlauf von 14 und wieder von 7 Tagen noch zweimal eine gleiche Gabe gereicht wurde.

Ausser dem unglücklichen Falle des D. *Hennigs*, wo weder innere noch äussere Mittel etwas fruchteten, sind auch von *A. Johnstone* (im 10ten Bande der Edinburger medicinischen Commentarien), und neuerlich von *Strack* dem Sohne, in Mainz (in *Anders* Journal für die Chirurgie u. s. w. 2ten Bandes 1stes Stück, S. 180), zwei Fälle erzählt worden, die bei zweckmäſsiger äusserer Behandlung unglücklich abliefen; in dem ersten waren die Wunden rein ausgeschnitten, und vier Wochen in Eiterung erhalten worden, während welcher die Krankheit ausbrach; in dem andern waren die Wunden durch spanisches Fliegenpulver 14 Tage lang unterhalten worden. Und wie viele Fälle mögen nicht von ähnlicher Art vorgekommen seyn, welche nicht bekannt geworden sind, da leider! unglückliche Fälle, die öfters instructiver sind, als glückliche, so selten von Aerzten erzählt werden. —

Ich möchte hiermit nicht gern der Belladonna (und noch weniger den äussern Mitteln) ihre Wirksamkeit ganz absprechen, da in

mehreren beschriebenen Fällen wirklich Spüren der anfangenden Wasserscheue sich schon eingestellt hatten, wo die Belladonna noch mit Glück angewendet ward; aber ich glaube, es ist nöthig, die Regeln des Gebrauchs der Belladonna genauer durch Erfahrung fortzusetzen, als es nach obigem bisher geschehen ist, und würde in jedem Falle rathen, dieses Mittel eine beträchtlich lange Zeit, und selbst noch nach der Zuheilung der Wunden mehrere Wochen lang in einer solchen Menge, wovon der Kranke keine übeln Zufälle bekommt, fort brauchen zu lassen, wie Sie auch bereits im 6ten Bande dieses Journals, S. 679 u. folg. gethan haben.

Ausser diesem Unglücklichen sind noch mehrere Menschen gebissen worden, an denen man bisher, Gott sey Dank! keine übeln Zufälle bemerkt hat; so viel ich weiss, sind diese auf ähnliche Art, wie obiger Kranke, behandelt worden. Allein an mehrern gebissenen Thieren brach die Wuth aus; so an zwei Schweinen in dem benachbarten Dorfe Ho endorf, und an einem Schaafe in Appollensdorf. Die Hunde, von denen man erfuhr, dass sie gebissen worden waren, wurden getödtet; eben dieses ist mit den übrigen gebissenen Schweinen in Hohendorf geschehen. Indess haben sich auch nach der Zeit in der Stadt

ſowohl, als in den benachbarten Dörfern von neuem mehrere Hunde ſehen laſſen, welche dieſe Krankheit von ſelbſt und ohne Biſs bekommen zu haben ſcheinen.

Noch muſs ich bemerken, daſs der unglückliche Knabe auch vor den erſten neun Tagen mehrere Geheimmittel, ohne mein Wiſsen, gebraucht hat. Die meiſten haben in Zeddeln, mit Characteren beſchrieben, beſtanden, die er hat eſsen müſsen; eins aber, welches in der ganzen hieſigen Gegend für ein untrügliches Mittel gehalten wird, womit der Beſitzer des Geheimniſses, ein gewiſser Förſter Webke, in dem Fürſtlich Deſsauſchen Dorfe Räſen, ſchon ſehr viele gegen die Waſserſcheue geſchützt, ja ſelbſt die ausgebrochene Wuth geheilt haben ſoll, hat in einem Eierkuchen beſtanden, wozu der Vater des Knaben mehrere Oele aus einer fremden Apotheke hat müſsen holen laſsen, und worin letzterer geriebenen Taback gefunden haben will; — dieſen Eierkuchen hat der Knabe nach und nach eſsen ſollen, hat ihn aber jedesmal wieder weggebrochen. Ich führe dies deshalb an, um den Glauben an Geheimmittel zu vermindern, wodurch ſo oft die rechte Kur verabſäumt wird. Hier half alſo das berühmte Mittel nichts; wenn der Knabe darauf immer Brechen bekam, ſo läſst dies vermuthen, daſs

Brechenmachende Subſtanzen darin waren, und es wird andern, denen es geholfen haben ſoll, ohnſtreitig nicht besser gegangen ſeyn; vielleicht iſt der Taback daran Schuld. Ueberhaupt wäre es wohl ſehr zu wünſchen, daſs die Policey über die Anwendung abergläubiſcher und aller geheimen Mittel in ſo wichtigen Fällen ein wachſames Auge führte, erſtere ganz verböte, und letztere nur unter Aufsicht eines Arztes zulieſse. In allen mir bekannten Gegenden giebt es Leute, meiſt Jäger und Bauern, die sich dünken, in dem Besitz zuverläſsiger Mittel gegen den tollen Hundsbiſs zu ſeyn; und obgleich die meiſten läppiſch sind, und auf Sympathie beruhen ſollen, ſo vermiſst sich doch meiſt der Besitzer, daſs ſein Mittel nie getäuſcht habe. Aber wie ſchwer iſt es, die Wirkſamkeit eines Mittels gegen den tollen Hundsbiſs zu beweiſen, und wie ſo ſehr viele, unter den verſchiedenſten Umſtänden gemachten, Verſuche gehören dazu, wenn man mit Gewiſsheit ſagen will: ein Mittel ſey ein wahres Specificum gegen dieſe fürchterliche Krankheit, die mir der gütige Himmel doch nie wieder ſehen lassen möge.

Anhang des Herausgebers.

Nach meinen Erfahrungen sind die Hauptpuncte der Behandlung, und worauf die Verhütung

hütung der schrecklichen Folgen vorzüglich beruht, folgende:

1. Dafs man die Wunde ausschneidet, oder, wo das nicht möglich ist, scarifizirt, darauf einen Schröpfkopf setzt, und dessen Application so lange wiederholt, bis kein Blut mehr kommt, dann wieder scarificirt, und wieder den Schröpfkopf auffetzt, bis kein Blut mehr austritt.

2. Dafs man hierauf Schiefspulver in die Wunde streut, und anzündet, als das einzige Mittel, um die ganze Oberfläche der Wunde, und das etwa schon darin eingesogene Gift in Kohle zu verwandeln, und zu zerstören.

3. Dafs man hierauf durch *Ungt. digest.* mit Canthariden die Wunde in starke Eiterung setzt, und darin drei Monate erhält.

4. Dafs man gleich vom Anfange an die Belladonna in steigender Dosis anwendet, so dafs mit 1 Gran angefangen, und nun nach Verschiedenheit des Alters, täglich mit 1 oder ½ Gran gestiegen wird, bis man den Punct erreicht, wo Verdunkelung der Augen und Betäubung entstehen, welches zuweilen erst beim 9ten Grane erfolgt. Mit dieser Gabe, oder, wenn sie zu stark angreift, etwas weniger, fährt man nun 14 Tage lang fort, und hört dann mit abnehmender Dosis, so wie man angefangen hat, nach und nach auf.

Sehr wichtig scheint mir der Umstand, dass man die Belladonna täglich in der vollen Dosis nur einmal Abends vor Schlafengehen *giebt*, und den darauf folgenden Schweiss gut abwarten lässt.

5. Dass man im Umfange der Wunde in den ersten drei Wochen Einreibungen von *Ungt. mercur.* macht.

6. Dass man auch nach dreimonatlicher Eiterung der Wunden doch noch wenigstens 1 Jahr lang eine Fontanelle in der Stelle der Wunde, oder nahe dabei, tragen lässt.

Von allen, die ich nach diesen Regeln bedandelte, ist mir bis jetzt kein Fall einer nachfolgenden Wasserscheue vorgekommen.

Doch muss ich noch eine Bemerkung beifügen. Ich glaube nehmlich, dass man, wenn auch zuweilen ein Fall fehl schlägt, nicht gleich auf Unwirksamkeit der Methode überhaupt schliessen darf. Es kann nehmlich in einem einzelnen Falle eine Concurrenz von Umständen eine Methode unwirksam machen, die in hundert anderen die trefflichsten Wirkungen thut.

IV.

Warnendes Beispiel von nachtheiligen Folgen eines Mutterkranzes.

Eine 40jährige Frau, R. St., die von Jugend auf gesund gewesen war, mehrere Wochenbetten, und das letzte vor 7 Jahren glücklich überstanden hatte, fragte mich im Sommer 1793 ihrer Gesundheit wegen um Rath. Sie klagte mir, dass sie bereits seit ihrem letzten Wochenbette zu kränkeln angefangen, jedoch sich bis zum Sommer vorigen Jahres erträglich befunden habe. — Seit dieser Zeit aber habe ihre Kränklichkeit so zugenommen, dass sie nunmehr gänzlich von Fleisch und von Kräften gekommen sey, und seit geraumer Zeit die freie Luft und alle Bewegung, an welcher sie sonst so sehr gewöhnt gewesen, habe meiden müssen. Oeftere kleine Anfälle

von Kreuz- und Colikschmerzen hätte sie schon aus ihrem letzten Kindbette behalten. Seit einem Jahre hätten sich diese aber so verstärkt, dafs sie fast alle Bewegung hätte meiden müssen, und viele Nächte schlaflos zugebracht hätte. Die Leibesöffnung sey ziemlich regelmäfsig geblieben, und jedesmal mit einiger Erleichterung der Kreuzschmerzen verbunden. Auch die monatliche Reinigung stelle sich zur gehörigen Zeit, und ohne alle Beschwerden ein. Der Urinabgang mache zuweilen etwas Brennen, und müsse öfter und in kleinen Quantitäten gelassen werden. — Von allen diesen Zufällen sey ein beständiger Ausflufs einer gelblich dicken und stinkenden Materie aus den Genitalien, ihre gröfste Plage. — Efslust und Schlaf fehlten beinahe ganz, und das Ansehen der Frau war äusserst cachectisch.

Mein erster Gedanke war, dafs dieser Krankheit ein Fehler im Becken, er möchte bestehen, worin er wolle, zum Grunde liegen müsse, und ich liefs daher keinen Umstand unerörtert, der mir in Betreff dieses Puncts Licht geben konnte. Zu einer Untersuchung, weder von mir, noch von einer Hebamme, wollte sich die Frau durchaus nicht verstehen, so sehr ich ihr auch die Nothwendigkeit begreiflich zu machen suchte. Vom Manne und

dem nähern Angehörigen war eben so wenig zu erfahren, und die Hebamme, welche ihr bei der letzten Entbindung assistirt hatte, behauptete, Patientin habe aus dem Wochenbette keinen Fehler zurück behalten, und sie wisse auch nicht, dass sie nachher einen dergleichen bekommen habe. Da der Unterleib zu Zeiten, und vornemlich und gemeiniglich Abends ungewöhnlich aufgetrieben und gespannt war, und überhaupt auch anderweitige Umstände vorhanden waren, die die Anzeige zum Gebrauche gelinde eröffnender und stärkender Mittel begründeten; so wand ich diese vor der Hand in der Hoffnung an, um der leidenden Frau einige Linderung, und mir ihr Vertrauen in der Art zu verschaffen, dass sie mir eine eigenhändige Untersuchung gestattete.

Die beliebten bittern Pflanzen - Extracte, Rhabarbarina, tartarisirter Weinstein, krampfstillende und eröffnende Klystire, Einreibungen des Unterleibes mit gelinde reizenden und krampfstillenden Salben, in Verbindung mit einer leichten und nährenden Diät, und so vieler Bewegung, als es nur immer der Zustand der Patientin gestattete, wurden verordnet, und alles mit ziemlicher Pünctlichkeit gebraucht und befolgt.

Nach fechswöchentlichem Gebrauche diefer Mittel, bekam die Patientin ein doppeltes Tertianfieber, welches das Eigene hatte, dafs der Anfall des einen Fiebers jedesmal, und zwar gleich nach dem Eintritte der Hitze mit 6 bis 8 Stuhlgängen verbunden war, die nach der Behauptung der Frau immer mit Erleichterung der alten Befchwerden im Unterleibe begleitet waren. Der Abgang war dünne und breiartig, fah bräunlich aus, und ftank entfetzlich. Der Urin trübte sich und fedimentirte ftark. Ich glaubte nun fchon dem Sitze des Uebels nahe zu feyn, fahe in dem Fieber einen helfenden Freund, und war darauf bedacht, felbiges und feine Wirkungen meiner gefafsten Idee gemäfs zu benutzen. Ich zögerte daher mit dem Gebrauche der Rinde, und gab sie nur erft dann, als der mit Durchfall begleitete Anfall von felbft ausgeblieben war, und die Frau in allem etwa 9 - 10 Anfälle gehabt hatte. —

Wirklich befand sich Patientin nach dem Fieber, und bei dem in mäfsigen Gaben fortgefetzten Gebrauche einer fehr guten Rinde fo erträglich, dafs mehrere Wochen hindurch von ihren alten Befchwerden gar nicht die Rede war, und ich im Begriffe ftand, die in meinem Tagebuche mit kurzen Worten aufgezeichnete Krankheitsgefchichte mit fchmei-

chelhaften Bemerkungen für meine, meiner Meinung nach, rationelle Behandlungsweiſe zu ſchlieſsen; als auf einmal alle die alten Leiden wieder zurück kehrten, und Fieber und China vergessen machten. Nun drang ich von neuem auf eine eigenhändige Unterſuchung, und erklärte, ohne ſolche nicht ferner ihr Arzt ſeyn zu können. Sie ward geſtattet, und ich fand, zu meinem nicht geringen Erſtaunen über einen ſo hohen Grad der von Seiten der Frau zeithero gegen mich bewieſenen kindiſchen, Zurückhaltung und empörender Schaamhaftigkeit, einen mit drei Stielen verſehenen Mutterkranz von Ebenholz in der Mutterſcheide. Selbiger war nach oben dergeſtalt feſt verwachſen, daſs er nicht die mindeſte Bewegung geſtattete. Von dem Stiele oder dessen unterm Theile war die Kugel, womit er verſehen geweſen, und an welcher die T. Binde feſt gemacht zu ſeyn pflegt, vor geraumer Zeit los gegangen. Das Ende des Stiels lag gerade in der untern Commissur der äusseren Schaam, und verurſachte hier, wenn sich Patientin ſtark bückte, einen ſchmerzhaften Druck. Der Zwiſchenraum zwiſchen den drei Stielen war mit einem feſten und fleiſchigten Körper nicht nur feſt ausgefüllt, ſondern es ragte auch dieſe Fleiſchmasse nach oben und an der Basis des Ke-

gels und aus dem Zwischenraume der 3 Stiele dergestalt hervor, dass der Ring nur an zwei Stellen, und zwar gerade nur da zu fühlen war, wo er auf den Stielen ruhete, und man sich also hiernach den Stand des versteckten Ringes imaginiren konnte. Höher mit dem Finger hinauf zu gehen, war wegen Mangel an Raum in der Scheide, und wegen des Schmerzes, welchen die geringste Bewegung des Mutterkranzes verursachte, unmöglich. — Die Stäbe des Mutterkranzes waren sehr rauh anzufühlen, und schienen überkrustirt zu seyn. — So verhielt sich die Sache nach vorn und an den Seiten. Nach hinten schien alles dicht verschlossen, und man konnte mit dem Finger nicht bis zum Zwischenraume der Stiele des Mutterkranzes gelangen. Ich ging daher mit dem Zeigefinger in den Mastdarm, und fand, was mir zuvor ahndete, etwa 2½ Zoll tief ein Drittheil des Ringes, also gerade ein Segment zwischen zwei Stielen dergestalt durch eine Oeffnung des Darms in den Mastdarm gedrängt, dass der Ring an die hintere Wand des Darms fast anlag, und man nur mit Mühe und nicht ohne Schmerz mit dem Finger um ein geringes dazwischen kommen konnte. Vor diesem Segmente des Ringes befand sich eine Oeffnung, die noch eben in eine Höhle führte, deren nähere Untersuchung die Länge

des fühlenden Fingers nicht gestattete. Nach vorn fühlte man die zwischen den Stäben befindliche Fleischmasse, welche nichts anders, als der angeschwollene Muttermund seyn konnte. Die Spitze des Fingers, mit welchem die Untersuchung geschehen, war mit Koth und etwas Blut besudelt, und der Schleim, welcher sowohl die Scheide, als den Mastdarm überzog, hatte einen so ungewöhnlich widrigen Geruch, daſs ich Mühe hatte, ihn von meinen Händen wieder los zu werden. Nicht minder war das Zimmer der Patientin damit angefüllt.

Nun erzählte mir die Frau: daſs ihr vor vier Jahren, eines Muttervorfalls wegen, gerathen worden sey, einen Mutterkranz zu tragen. Ein herumreisender Bandagist habe ihr diesen vorgeschlagen und auch eingebracht, ohne ihr jedoch zu sagen, daſs sie ihn zu Zeiten heraus nehmen und reinigen müsse. Nach einiger Zeit sey Kugel und Binde davon los geganzen. Indessen habe doch ohne beides der Mutterkranz fest gesessen und, nach wie vor, seine Dienste geleistet. Nachdem sie sich zwei volle Jahre dabei vollkommen wohl befunden, habe sie einst beim Fahren einen starken Stoſs, und durch diesen einen heftigen Schmerz im Becken, und vornehmlich im Mastdarme bekommen, worauf

etwas Blut abgezogen sey. So empfindlich dieser Schmerz im ersten Augenblicke gewesen sey, so habe er sich doch allmälich wieder verloren, und es sey in den ersten Monaten weiter keine Unbequemlichkeit zurück geblieben, als dass sie nicht, wie sonst, ohne unangenehme Empfindung und ohne Druck vom Mutterkranze habe fahren, und sich auf ungepolsterte Stühle ohne viele Vorsicht niedersetzen können. Diese Unbequemlichkeit hätte indessen allmälig zugenommen, es hätten sich Kreuz- und nochmals abwechselnd empfindliche Colikschmerzen mit dem bereits bemerkten Ausflusse aus der Scheide dazu gesellet. — Seit etwa einem Jahre wären die Menses anstatt aus der Scheide, aus dem Mastdarme abgeflossen, und jedesmal mit dem Abgange einer Menge eines höchst stinkenden, fressenden und gelblichen Schleimes durch denselben Weg begleitet gewesen. Sie habe sich nie einfallen lassen, dem Mutterkranze die Schuld aller dieser Beschwerden beizumessen, habe es daher auch nicht für nöthig gehalten, mir gleich anfangs diesen Umstand mitzutheilen. Aus natürlichem Abscheu vor Arzeneien und aus Schaamhaftigkeit habe sie nicht eher einen Arzt consuliren wollen. — Es ward von mir vorgeschlagen, einen benachbarten geschickten Wundarzt mit zu Rathe

zu ziehen. Es ward aber nicht angenommen, ſondern erklärt: daſs man sich unter keiner Bedingung eine Manual-Hülfe, zumal wenn ſolche mit einer Operation verbunden ſeyn ſollte, gefallen lassen würde. Durch jenen Vorſchlag hatte ich das Zutrauen verloren. Man quackſalberte ſelbſt, und ich ſahe Patientin erſt nach einigen Monaten und wenige Tage vor ihrem Tode wieder, welchen die martervollſten Quaalen, ewige Colik- und Kreuzſchmerzen, Erbrechen, abwechſelnd Verſtopfung, Durchfall, und ein ſchleichendes Fieber herbei geführt hatten. An der Zulässigkeit der Section des Körpers, die gewiſs nicht ohne Interesse geweſen ſeyn würde, war, wie man dies aus obigem vermuthen kann, nicht zu denken.

Vermuthlich hatte gleich Anfangs die T. Binde den Mutterkranz ſtark nach oben und an die Gebärmutter angedrückt. Da der Ring etwas weit war, ſo trat höchſt wahrſcheinlich der untere Theil der Gebärmutter mit in den Ring hinein, und ward mit dem Muttermunde in ſelbigem feſt eingedrückt. Durch dieſen Druck gereizt, ſchwollen die Theile an, und klemmten sich dadurch von ſelbſt in den Ring ein. So iſt es erklärbar, daſs der Mutterkranz, nachdem Kugel und Binde davon los gegangen waren, feſt ſaſsen und kein Vorfall wei-

ter erfolgte. — Da der Ring wegen seines etwas zu grofsen Umfanges stark nach hinten gegen Scheide und Mastdarm drückte, und diesen Druck durch die Sckwere der zwischen seinen Stäben liegenden angeschwollenen und verhärteten Theile noch vermehrt wurde; so ward an der Stelle des Drucks die Scheide und der Mastdarm allmählich so dünn, dafs es nur einer geringen Gewalt bedurfte, um von dem Ringe zerrissen zu werden. — Dies geschah denn auch bei der Fahrt, als die Frau nach einem Stofse des Wagens plötzlich einen Schmerz im Mastdarme empfand, und darauf etwas Blut abging.

Sollte dasselbe Stück des Ringes, welches nach hinten durch den Mastdarm drang, nicht auch nach oben durch seinen Druck eine Oeffnung in die Gebärmutter gemacht haben, durch welche nun unmittelbar, und ohne den Muttermund zu passiren, das Menstrualblut in den Mastdarm gelangt war? — Oder hatte der in seiner Organisation so veränderte, angeschwollene und eingeklemmte Muttermund nach hinten seine Oeffnung behalten? — Die Section würde über alles dies die beste Auskunft gegeben, und gewifs noch weit mehrere merkwürdige Veränderungen als Folgen des Drucks von jenem fremden Körper gezeigt haben.

Dieser Fall mag zur Belehrung dienen, wie sehr man Ursache hat, Personen, die dergleichen Instrumente tragen, mit den nöthigen Regeln, die sie dabei zu beobachten haben, bekannt zu machen, und nicht, wie es vornemlich bei den Hebammen der Fall ist, zu glauben, es bedürfe weiter nichts, als ihnen ein dergleichen Instrument zu appliciren. — Wäre diese sonst gesunde und robuste Frau mit der nöthigen Behandlung des Instruments bekannt gewesen, so wäre sie einer quaalvollen Krankheit und einem frühern Tode, der für den Gatten und für die Kinder so schmerzhaft war, entgangen.

D. Maercker,
Arzt zu Marienwerder.

V.

Geſchichte

von

einer mit Glück gemachten Infuſion

des Brechweinſteins,

bei einem im Schlunde ſtecken gebliebenen

Stücke Fleiſch.

Der Stadt-Chirurgus *Knopf* in dem benachbarten Städtchen Freyſtadt, wurde den 28ſten April 1796, in der Nacht um 12 Uhr, eiligſt zu dem 60jährigen Juden *Selig* gerufen. Dieſer hatte Abends um 8 Uhr Rindfleiſch gegessen, und da er, wegen Mangel an Zähnen, ſolches nicht gehörig klein kauen konnte, ſo war ihm ein Stück davon im Schlunde ſtecken geblieben. Alle Bemühung, es herauf- oder herunter zu bekommen, war fruchtlos geweſen. Herr *Knopf* fand den Mann in dem beklommenſten und angſtvollſten Zuſtande. Er konnte kaum mehr athmen. Das Geſicht war aufgetrieben und bläulich, und der vordere

Theil des Halses stark angeschwollen; mit einem Worte, selbiger befand sich in der Gefahr, augenblicklich zu ersticken.

Nach einem vergeblichen Versuche, das Stück Fleisch entweder herauf zu ziehen, oder herunter zu stoſsen, erinnerte sich Hr. *Knopf* der in *Schmucker's* vermischten chirurgischen Schriften, erster Band, pag. 335, vom Regiments-Chirurgus *Köhler* erzählten Beobachtung von einer, in einem ähnlichen Falle glücklich verrichteten, Infusion des Brechweinsteins, und entschloſs sich, da keine Zeit zu verlieren war, selbige augenblicklich zu verrichten. — Er lösete zu dem Ende vier Gran Brechweinstein in einer halben Unze warmes Wasser auf, und that diese Auflösung in eine kleine, zinnerne, mit einer langen Röhre versehene und erwärmte Spritze. Nun öffnete er die Median-Vene am rechten Arme des Mannes, hielt aber die Oeffnung sogleich wieder zu, lösete die zur Compression der Vene angelegte Aderbinde los, so daſs nur wenig Blut aus der Oeffnung ausfloſs, brachte die Spitze der Röhre von der Spritze aufwärts in die Vene, drückte die Wände der Ader und die Ränder der Wunde dergestalt an die Röhre an, daſs nichts zurückflieſsen konnte, und spritzte die halbe Unze Brechweinstein-Solution, dessen Temperatur der des Bluts

etwa gleich kam, ſanft und langſam ein, und verband darauf ſorgfältig die Oeffnung.

Schon nach Verlauf von einer Minute bekam der Mann Uebelkeit, und gleich darauf ein ſo heftiges Erbrechen, daſs nebſt einer ungeheuren Menge Schleim, das bis zur Gröſse eines guten Hühnereies angeſchwollene Stück Fleiſch mit augenblicklicher Erleichterung aus dem Halſe heraus flog, und zu ſeiner und aller Umſtehenden Freude, die nahe Todesgefahr glücklich abwandte.

Herr *Knopf* ſetzt hinzu: daſs nach dieſem einmaligen und ſehr heftigen Erbrechen keines weiter erfolgt ſey, und Patient von dem Augenblicke an, nach wie vor, ſeine gute Geſundheit genossen habe, und noch dieſen Augenblick, im Januar 1803, fort genieſe.

Ich enthalte mich aller weitern Reflexionen über dieſe eben ſo glückliche, als merkwürdige Kurart, und bemerke blos, daſs dieſer Fall darin von dem angeführten Köhlerſchen abweicht, daſs *Köhler* 6 Gran Brechweinſtein einſpritzte, und das Erbrechen erſt nach einer halben Stunde erfolgte.

Gewiſs gereicht dieſer Fall, für dessen Wahrheit ich Bürge ſeyn kann, der Entſchlossenheit und Geſchicklichkeit des Herrn

Knopf

Knopf zu aller Ehre, und läſst bedauern, daſs das Kunſttalent desselben, wovon er mir mehrere Beweiſe gegeben, nicht bei Zeiten die verdiente Bildung erhalten hat. *)

D. Maercker.
Arzt zu Marienwerder.

*) Da wir bisher ausser dem, von *Schmucker* mitgetheilten, Falle, kein ähnliches Beiſpiel haben, und noch überdies viele Aerzte an der Wahrheit des erſtern zweifeln, so verdient gewiſs der gegenwärtige die gröſste Aufmerkſamkeit, und es wird mich freuen, wenn er dazu dienen kann, den Gebrauch der Infusion nicht bloſs in dieſem Falle, ſondern auch in manchen anderen Krankheiten mehr unter Aerzten einzuführen. Auf die Anwendung bei der Asphyxie habe ich ſchon in B. VIII. St. 1. dieſes Journals aufmerkſam gemacht, aber auch bei Epilepsien, hartnäckigen Melancholien, Lähmungen u. dergl., verdiente das Mittel angewendet zu werden. In Coppenhagen iſt es mit vielem Nutzen bei tollen Pferden gebraucht worden.

d. H.

VI.

Mittel der Hottentot

gegen

den Biſs giftiger Th

In den Berichten, welche die
der Brüdergemeine auf dem Cap
Hoffnung, wo bekanntlich die
einigen Jahren guten Fortgang h
Direction einſenden, giebt ganz
ner derſelben eine umſtändliche
der Verfahrungsart der Hottentott
Bissen giftiger Thiere. Da die
ſehr genau und ſpeciel mit dem H

oder anderer Völker, die Bisse giftiger Thiere zu heilen, in neuern Reisebeschreibungen gehandelt worden ist, glaube aber auf alle Fälle Naturforschern und Aerzten einen Dienst zu leisten, wenn ich die folgenden Beobachtungen und Erzählungen mittheile.

»Den 24. Nov 1801 wurde der Missiona»rius *Marsveld* plötzlich abermals an seinem »linken Beine von einem gewissen Jucken »befallen, worauf er nicht achtete. Nach ei»ner Stunde bekam er aber an verschiedenen »Theilen des Leibes und im Munde grofse »Beulen, welche zusehends überhand nahmen, »dabei schwoll sein Gesicht stark auf, und »die Sprache verlor sich immer mehr und »mehr. Wir kamen bald auf die Vermuthung, »dafs dieses von Gift herrühren möge, und »liefsen sogleich zwei Hottentotten herbeiru»fen, von denen wir gehört hatten, dafs sie »in solchen Umständen Rath wüfsten. Inzwi»schen gaben wir ihm etwas Baumöl und fri»sche Milch zu trinken. Sobald gedachte Hot»tentotten gekommen waren, erkannten sie, »dafs Hr. *Marsveld* am Arme von einer Spinne »gebissen worden, und dafs das Gift dersel»ben sich schon in seinem Körper vertheilet »habe. Sie fingen nun ohne Verzug ihre Kur »an, die darin bestand, dafs sie alle aufge»schwollene Stellen an seinem Leibe mit ihrem

»Urine wuſchen, worauf sich die Geſchwulſt »ſogleich ſetzte, und der Patient glücklich »wieder hergeſtellt wurde.« —

»Da es sich hier zu Lande oft ereignet, »daſs jemand von einer giftigen Creatur be- »ſchädiget wird, welches nach einigen Stun- »den oft den Tod zur Folge hat, ſo haben »viele Hottentotten ſchon von ihrer Jugend »an darauf Bedacht genommen, ſowohl sich »ſelbſt vor ſolchen Anfällen zu verwahren, »als auch Andern zu helfen. Wer dieſe Gabe »besitzen will, der *muſs von Zeit zu Zeit »etwas Gift einnehmen*, erſt in geringer und »dann in gröſserer Quantität. Die meiſten »wiederholen dieſes jährlich einmal, und be- »dienen sich dabei entweder getrockneten »Giftes, oder Giftholzes (?), am häufigſten aber »des Schlangengiftes, indem sie die in den »Oberkiefern der Schlangen liegenden Giftbla- »ſen heraus nehmen, ſelbige aufſtechen, und »sich den Saft in den Mund flieſsen lassen. »Die Hottentotten behaupten: wer dieſes »Mittel gehörig brauche, der werde nicht nur »nie von einer Schlange gebissen, ſondern »auch, wenn er ſtark genug ſey, d. i. wenn »er öfters Gift zu sich genommen habe, und »die Schlange käme ihm ſo nahe, daſs sie ſei- »ne Ausdünſtung wittern könne, ſo müsse sie »*davon* ſterben.«

»Bei der Kur eines Menſchen, welcher »von einer giftigen Creatur gebissen iſt, ver»fahren die Hottentotten auf folgende Weiſe: »Wenn der Biſs noch ganz friſch iſt, ſo wird »der Ort mit einem ſcharfen Feuerſteine oder »mit einem Messer aufgeritzt, und der Arzt »ſaugt ſodann das Blut aus der Wunde, wo»bei er nach Beſchaffenheit von einem oder »zwei Anderen abgelöſet wird. Wenn dieſes »gehörig von ſtatten gehet, ſo geneſet der »Patient bald wieder.«

»Eine andere Curart, die aber ebenfalls »nur bei friſchen Verletzungen anwendbar iſt, »wird vermittelſt des ſogenannten Schlangen»ſteins vollzogen. Es haben nämlich gewisse »Schlangen oben am Hirnſchädel eine hervor»ragende Stelle, die im Finſtern leuchtet, und »durch welchen Schein sie den Giftärzten »kenntlich werden, welche ihnen denn ge»dachte Hervorragung abnehmen, und sich »derſelben unter dem Namen des Schlangen»ſteines zur Heilung giftiger Biſswunden be»dienen. Da dergleichen Schlangen ſelten »sind, ſo werden ſolche Steine theuer bezahlt. »Vor einigen Jahren wurde einer in der Cap»ſtadt vor 200 Rthlr. verkauft. Wenn man »dieſen Stein an die noch friſche Wunde hält, »ſo ſetzt sich derſelbe daran feſt, und ziehet »das Gift an sich, bis er damit angefüllt iſt,

»da er denn von selbst abfällt. Nachdem er »darauf einige Minuten lang in süſse Milch »gelegt worden, worin er sich des Gifts ent»ledigt, wird er von neuem auf die Wunde »gelegt, und damit fortgefahren, bis der Pa»tient hergestellt ist.«

»Wenn sich aber das Gift schon in dem »Körper vertheilt hat, welches in kurzer Zeit »geschieht, so erfordert die Kur mehr Um»stände. Wenn nicht schleunig Hülfe geschaft »wird, oder die Natur des Patienten sich nicht »selbst durch Brechen hilft, so erfolgt in 6-8 »Stunden der Tod.«

»Dem Ende selbst gehen folgende Zufälle »voran: Groſse Beulen am ganzen Körper, »besonders an den *Gelenken*, Aufschwellen »des Kopfs, Beklemmung der Brust, Verlust »der Sprache und der Sinnen. Bisweilen ist »es hinreichend, daſs der Patient frische Milch »oder Baumöl trinke; wenn aber diese Mittel »nicht kräftig genug wirken, so muſs er *von »dem Urine des Arztes trinken*, auch alle »aufgeschwollene Stellen des Körpers damit »waschen lassen. Der Arzt verläſst den Pa»tienten nicht gern unter 24 Stunden, wenn »sich auch Besserung zeigt, um Acht zu ge»ben, ob alles Gift aus dem Körper heraus»geschafft sey. Zeigt sich aber nach Verlauf »dieser Zeit kein weiterer Zufall, so ist die Kur »vollendet.«

»Die Hottentotten erzählen, daſs, wenn »man keinen Arzt ſelbſt habhaft werden konn»te, man die innere Wolle ſeines Hutes, in »die sich der Schweiſs gezogen hatte, abge»ſchabt, sie in friſche Milch gethan; und ſo »dem Patienten eingegeben habe, worauf Bre»chen erfolgt, und der Patient geneſen ſey.«

Die erſte Kur an dem Missionarius kann nicht bezweifelt werden; auch läſst sich die Theorie zu dem Waſchen mit dem Urine und vollends dem Trinken des Oels und der Milch leicht finden. Die andere Kur mit dem Schlangenſtein hat mehr Schwierigkeiten und Wunderbares; ſo wie auch das Giftnehmen des Arztes, wodurch er ſowohl sich präſervirt, als andern zum Heilmittel wird, und durch ſeine Atmosphäre der Schlange ſelbſt ſchaden können ſoll. Daſs übrigens das Schlangengift, in den Mund oder Darmkanal gebracht, weniger gefährlich iſt, als wenn es dem Blute beigemiſcht wird, iſt bekannt. Den Schlangen ſelbſt iſt ihr Gift ſchädlich, wenn es ihnen durch Biſs einer andern Schlange mitgetheilt wird.

Dr. Chriſtian Friedrich Quandt.
Arzt in Herrenhut.

VII.

Etwas über den Gesundbrunnen zu Rehburg.

vom

Doctor Albers zu Stolzenau.

Ex juvantibus et nocentibus maxima oritur indicatio.
Hippocrates.

Seit ich vor drei Jahren im Hannöverschen Magazine einige Beobachtungen über die heilsame Kraft des Rehburger Bades, dem Publicum mitgetheilt habe, ist mir theils das Vergnügen zu Theil geworden, dort Manche anzutreffen, welche dadurch in ihrer Bestimmung für Rehburg wenigstens bestätigt worden sind, theils aber meinen eigenen Ueberzeugungen über diese Heilquelle noch mehr Umfang

und Sicherheit zu verſchaffen. Aus dieſen Hinsichten fühle ich mich abermals bewogen, Aerzte und Patienten auf ein Bad aufmerkſam zu machen, welches sich nach einer 9jährigen Erfahrung von mir durch ſeine gute Wirkſamkeit im Stillen beſonders auszeichnet. Eine ſolche Behauptung von Rehburg kann indeſs nur derjenige richtig finden, welcher sich in der Arzeneikunde ganz allein an die Erfahrung hält, und sich nicht allein wohl zu beſcheiden weiſs, daſs der Arzt *a priori* von keinem Mittel auf dessen Wirkung im menſchlichen Körper ſchlieſsen kann, ſondern daſs ihm zu der Anwendung desselben die Erfahrung ſchon hinlänglich iſt, daſs es ihm in einem ähnlichen Falle geholfen habe. *)

Dieſe Aeusserung ſchicke ich um deswillen voran, weil man im Ganzen von den Schwefelbädern eine gröſsere Wirkſamkeit in der Gicht, bei Hautausſchlägen u. ſ. w., und von den ſtärkern Mineralbädern ein Gleiches in Schwächen, Lähmungen u. ſ. w. erwartet; und zwar deswegen, weil sich der Schwefel in jenen Krankheiten, und das Eiſen in die-

*) So redet auch ohngefähr der Herr Leibmedicus *Lentin* bei einer gewissen Gelegenheit (ich weiſs nicht gleich, wo) und führt dabei das Rehburger Bad zum Beiſpiel an, wie dieſes, der Erfahrung gemäſs, die Gicht eben ſo gut, als die Schwefelbäder heile.

ſen innerlich angewendet, oft hülfreich bezeigt. So ſchliefst man auf dem Wege der Analogie. Wenn man nun aber die Erfahrung zuzieht, und dieſe es beſtätigt, daſs das Bad zu Rehburg dieſelben Krankheiten eben ſo gründlich und geſchwind heilt, ſo muſs ich dieſem um deswillen einen Vorzug vor jenen einräumen, weil dasselbe von keiner Seite nachtheilig wirkt (wie man dieſes doch leider zu oft bei und nach anderen Bädern erfährt), wenn nur einmal das Baden dem ſubjectiven Falle ganz angemessen iſt.

Das Wasser iſt überaus klar und kryſtallhell, und hält bei der Quelle am meiſten Kalcherde in sich, ausser dem Koch- und Glauberſalz, auch Eiſenvitriol und etwas Mineralgeiſt. Wenn aber das Wasser in einer Entfernung von der Quelle, aus dem Bassin im Brunnenhauſe geſchöpft wird, ſo iſt ſowohl bei dem Geſchmacke, als den chemiſchen Verſuchen, nur kaum noch einiges Eiſen zu entdecken. Die Kalcherde hat das Eiſen aus dem Vitriol, während des Ablaufs des Wassers zu dem Bassin, fast gänzlich niedergeſchlagen. Das Eiſen bleibt als ein Oker in den thönernen Röhren häufig zurück, und die Kalcherde geht mit der Vitriolſäure in eine ſaliniſche Verbindung über. Der Unterſchied iſt alſo wichtig. Jenes gehört unter

die erdigt salinischen Wasser, behält aber unter beiderlei Modificationen einen sehr angenehmen Geschmack und seine krystallhelle Klarheit. Wenn das zum Baden bestimmte Wasser zu kochen anfängt, so zeigt sich auf dessen Oberfläche in grosser Menge ein weisser Schaum, der zwischen den Fingern fettig ist, leicht trocknet, und die oben angegebenen Bestandtheile des Wassers, den äusseren Sinnen sogleich verräth. Dieser Schaum, und die Zumischung des zu Boden liegenden Okers erhöhen die Kraft des Bades sehr, und es ist daher von grosser Wichtigkeit, dass man dafür sorgt, dass das heisse Wasser jedesmal vom Grunde aus gut umgerührt wird. Es ist leicht wahrzunehmen, wenn dieses nicht geschehen ist, indem alsdann das Wasser nicht wie Seifenwasser trübe und weisslich ist, und die Haut nicht so weich und fettig macht. Ein Wasser, welches solche Eigenschaft besitzt, hat, ausser der allgemein auflösenden und eindringenden Kraft, noch das Gute voraus, dass es weit leichter und mehr wie jedes andere Wasser von den einsaugenden Gefässen aufgenommen werden kann.

Indem ich nunmehr diejenigen Krankheiten nahmhaft mache, gegen welche ich das Bad aus eigener Erfahrung heilsam gefunden

habe, und diese Zahl vorgekommener Uebel vielleicht Manchem gros scheinen mag, so muss ich zuvor bemerklich machen, dass ich in den umliegenden Hannöverschen, Preussischen und Hessischen Aemtern eine nicht geringe Praxis auch unter den Hausleuten habe, bei welchen das Bad zu Rehburg in einem so hohen Rufe steht, dass sie gegen jedes Uebel es anwenden wollen. Wenn nun gleich solchem Willen oftmals genug, wie es sich denken lässt, der meinige entgegen gesetzt wird, so sind doch oft auch wirklich die Krankheitsumstände von der Art, dass ich nachgeben kann, und sonst vielleicht gar nichts für die armen Kranken geschehen würde. Um so öfter bin ich aber auf solche Weise nun überzeugt worden, dass das Bad in der Gicht, Gichtknoten, Rheumatismen, krankhafter Reizbarkeit und Schwäche der Nerven eine ganz vorzügliche — ja ich möchte sagen, specifike Heilkraft habe. In Krämpfen, Zittern, Lähmungen, Contracturen, Steifigkeit und Verschwinden der Glieder kann ich es ferner mit Ueberzeugung empfehlen. Auch ist es in einzelnen Fällen schon, wie bei Verhärtungen und Verstopfungen des Leibes und der Drüsen (besonders der Leber), Verhaltung oder zu starkem Abgang der Menses und Hämorrhoiden, bei Entzündungen und Röthe der

Augen und Augenlieder *), bei einigen Arten der Epilepsie, Bleichſucht und weiſsem Flusse, desgleichen bei der Hypochondrie und Hyſterie, veraltetem Huſten ſowohl mit Blut- als Schleimauswurf, eingewurzelten und öfters wiederkehrenden Bruſt - und Blaſencatarrhen mit Erfolg von mir angewendet worden. Ja, es muſs der Wahrheit gemäſs, von mir hinzugefügt werden, daſs in manchen Fällen die Kur auf das Bad allein sich hat einſchränken müssen, und keine innern Mittel dabei haben zu Hülfe gezogen werden können. Und wenn wieder in anderen Fällen Letzteres geſchehen iſt, ſo sind es gewöhnlich dieſelben Mittel geweſen, welche längſt zuvor ohne Erfolg sind angewendet worden. Es verurſacht mir jährlich dieſelbe und doch auch die verſchiedenartigſte Freude, ein Bad von ſolchen heilſamen Kräften für meine Kranken in der Nähe zu haben, um durch eigene Leitung und Beobachtung der Kur mit möglicher Genauigkeit beſtimmen zu können, wieviel reinen Antheil

*) Das kalte Rehburger Wasser mittelſt einer Augen-Badewanne angewandt, hat ſchon lange Zeit mit Recht gegen Schwäche der Augen in einem groſsen Rufe geſtanden. Der König von England, George der 2te hatte daher auch beſtändig einen Vorrath davon, und bediente sich desselben täglich zur Stärkung der Augen.

das Bad an der Heilung hatte. So hatte ich vor einigen Jahren die Frau S. S. zu St. und die Frau M. F. zu H. zu behandeln, und da ich endlich beide nach Rehburg sandte, und sie dort täglich beobachten konnte, so gab mir dieses einen nicht zu bezweifelnden Beweis von der Wirksamkeit des Rehburger Wassers in einer Krankheit, wogegen oft die Heilkunst so wenig vermag.

Die erste Kranke war nämlich nach anhaltendem Gram und tiefer Traurigkeit über den zu frühen Verlust ihres Mannes, sehr reizbar und nervenschwach geworden, wozu sich noch im Verlaufe der Zeit ein heftiger Catarrhus nervosus mit hectischem Fieber und starkem, eiterartigem Auswurf gesellete. In frühern Jahren war der Herr Hofmedicus *Mensching* zu Hannover ihr Arzt gewesen. Ich legte daher demselben meine bisherige Behandlung und den entworfenen Kurplan vor; und nachdem Alles gebilligt war, fuhr die Patientin nach Rehburg ab. Hier hatte sie kaum einigemale gebadet, so verliefs sie schon das seit einem Vierteljahre gehütete Bette, der Husten liefs ganz nach, der Auswurf verbesserte sich, und das Fieber verschwand gleich. Nachdem sie sich vier Wochen am Bade aufgehalten hatte, war sie völlig gesund, und ist es auch noch jetzt. Die

Mittel, welche während der Badekur gebraucht wurden, waren dieſelben, welche ſchon ſeit längerer Zeit vorher ohne Nutzen angewandt waren. Sie beſtanden in einer halben Drachme China mit einem Grane *Kermes mineral.* täglich viermal *pro doſi*, und in Selterſer Waſſer mit Ziegenmilch und Milchzucker.

Die zweite Kranke hatte, nach einer ſehr ſchweren Krankheit, ein auszehrendes Fieber und die vollkommene Lungenſucht bekommen, wobei ſie täglich wenigſtens ein halbes Maaſs Eiter auswarf. In den erſten 8 Tagen der Badekur muſste ſie noch ſtets zu Bette liegen, bald, und zwar gegen alle meine Erwartung, machte aber die Beſserung bei eben denſelben Mitteln ſehr groſse Fortſchritte, und nach einiger Zeit wurde ſie nicht allein ganz hergeſtellt, ſondern iſt auch jetzt noch in dem Dorfe Heimſen eine der ſtärkſten und geſundeſten Frauen.

Aufgemuntert durch ſolche glückliche Beiſpiele, habe ich nach der Zeit dieſes Bad in ähnlichen Fällen oft mit gutem, ſelten mit ſchlechterm Erfolge angewandt. Zu den letztern gehört H. P. V. zu B. und H. B. zu R., deren auszehrendes Fieber mit Huſten und Auswurf das Bad nicht einmal in ſeinen ſchnellen Fortſchritten aufzuhalten vermochte; denn beide ſtarben bald nachher.

Dagegen verdient aber auch eine ſehr merkwürdige Kur des Bades bei Fr. P. G. zu W. öffentlich gerühmt und bekannt gemacht zu werden. Ein chroniſcher, rheumatiſcher Schleimhuſten nebſt Engbrüſtigkeit machte nämlich dieſe Frau ſeit Jahren öfters bedenklich krank, und da dieſe Uebel in letztverwichenem Sommer bei einer allgemeinen Schwäche und Abmagerung des Körpers ſo ſehr zunahmen, daſs sie oft vor rauſchendem und beſchwerlichem kurzem Athemholen kaum einige Schritte mehr gehen konnte, ſo ſandte ich sie nach Rehburg, und empfahl sie dort den Händen unseres würdigen Herrn Leib-Medicus *Lentin*. Sie hatte etwa achtmal gebadet, ſo konnte sie ſchon den Berg hinauf gehen, und nach vollendeter Kur befand sie sich ſo wohl, als sie ſeit langer Zeit nicht geweſen war, und kürzlich erhalte ich die ſchriftliche Versicherung, daſs sie noch immer ſehr wohl zu ſeyn fortfahre. Es war ihr leichte Bewegung und die Bergluft *) empfohlen; dabei trank sie Fachinger Wasser, und nahm täglich dreimal 10 folgender Pillen:

℞.

*) Ueber den beſondern Nutzen dieſer Bergluft in langwierigen Catarrhen, in der Lungenſucht und Engbrüſtigkeit, werde ich zu einer andern Zeit ausführlicher reden.

℞. *Gumm. ammoniac. dep.*
Extr. card. bened. āā ℈ß.
Kerm. miner. gr. j.
Extr. aconit. gr. ij.
Extr. rad. Senegae gr. xvij.
M. S. nil N. x.

Zum Trinken habe ich zwar das Rehburger Wasser noch gar nicht verordnet, indeſs glaube ich doch, daſs es öſters ein Surrogat eines andern Mineralwassers abgeben könne. Die gewöhnlichen Hausleute, welche ſchaarenweiſe nach dem Brunnen ziehen, und dort gegen alle nur mögliche Übel Hülfe ſuchen, trinken das Wasser in groſser Menge, und machen viel Rühmens davon. —

Die Douch- und Dampf-Bäder sind in vorzüglich gutem Stande, und auch von ſehr guter Einrichtung. Mehreres werde ich darüber nicht hinzufügen dürfen, da es bei beiden gar nicht auf den innern Gehalt des Wassers ſelbſt ankommt. Die erſten wirken ja nur durch ihren Druck und Reiz; und da bei letzteren die fixen Mineralien zurückbleiben, und nur die Wassertheile in Dünſte aufſteigen, ſo kann dieſes nicht mehr erweichen, als jedes andere gemeine Wasser. Bei dem rheumatiſchen halbſeitigen Kopfweh und ſteifen Gliedmaſsen, iſt indeſs dieſes Dampfbad

ein vorzüglich gutes und sehr zu empfehlendes Heilmittel.

Auch muſs ich noch des Okers erwähnen, dessen äussere Anwendung ein vortreffliches Mittel zur Zertheilung kalter Geschwülste, in Heilung alter Geschwüre, und gegen Schwäche und Entzündung der Augen ist. Des Schaumes bedient man sich häufig zum austrocknen, reinigen und heilen alter nässender Schaden, Fisteln und Geschwüre.

Für die Reinlichkeit wird in den Bett- und Badezimmern jedesmal so besonders gut gesorgt, daſs diese nicht der geringste Tadel treffen kann.

Dagegen hat man aber manchmal nicht ungerechte Klagen über Mangel an heiſsem Wasser sowohl, als auch an Wasser überhaupt, hören müssen. Der hinreichende Grund hiervon lag mehrentheils in verstopften Röhren und nicht geöffneten Quellen. Beides ist aber jetzt schon mit vieler Sorgfalt abgeändert; und da ausserdem noch zwei Quellen entdeckt und bereits gut aufgegraben sind, so wird hinführo gewiſs jeder Badende sein Bad wohl zubereitet finden. Es mag dabei immer auch für den Badegast eine angenehme Gewiſsheit seyn, die er sich geben kann, daſs sein Bad von ganz unrechtlichen armen Kranken nicht besucht werde. Es sind für solche eigene Bäder be-

ſtimmt, ſo wie sie theils früher, theils ſpäter, als die gewöhnliche Brunnenzeit fällt, dort verpflegt werden.

In dieſer Pflege aber, welche einer doppelt unglücklichen Lage von Kranken gewidmet wird, zeichnet sich das Bad zu Rehburg rühmlich aus. Es wird durch die Milde hoher Königl. Cammer unbemittelten Hausleuten gar nicht ſchwer gemacht, zu der freien Badekur zu gelangen. Es wird aus der Parochie Rehburg, unter der Verwaltung des würdigen Herrn Superintendenten *Mehlis* zu Rehburg, reichlich zur Unterhaltung der Armen beigetragen, und in dieſer Hinsicht mag immer das ſtrenge, ſeit einigen Jahren dort geltende Geſetz, daſs jedes Hutabnehmen mit 3 Mariengroſchen für die Armen gebüſst wird, ſeinen Fortgang behalten, und die geſchäftige Muſse immerhin über ähnliche Gegenſtände das Geſetz ausdehnen. Aus dieſer Quelle sind mehrere 100 Reichsthaler in den Armenfond geflossen.

Die vornehmlich ſchöne Lage Rehburgs, die anmuthigen, ſchattigten Spatziergänge in hohen Alleen und dichten Wäldern, nebſt den reizendſten Aussichten in der Nähe und in der Ferne, sind zwar zu bekannt, als daſs sie meiner Beſchreibung und des Lobes bedürften; indeſs muſs ich doch einige ſchöne

Partien namentlich erwähnen, und sie allen Fremden ausdrücklich empfehlen.

Der Friedrichsplatz ist die besuchteste Partie in der umliegenden Gegend. Nicht leicht wird Jemand das Rehburger Bad verlassen, ohne die Bekanntschaft desselben gemacht zu haben. An der Fläche eines steilen Bergrückens sehe ich da einen schön gebahnten Weg unter hohen Buchen herunterlaufen, dessen Mitte durch einen Ruhesitz unterbrochen wird, wo eine Aussicht durchgehauen ist, welche selbst den Reisenden, der die Schweizergegend sich zum Maasstabe setzt, überraschen wird. Zur Rechten ruht hier das Auge auf einem unfern hervorragenden Berge, auf welchem zwei Windmühlen nebst dem freundlichen Bergkirchen, einem Gräfl. Bückeburgschen Dorfe, ein liebliches Point de vue bilden. Ueber die Häuser am Bade sieht man hinweg. Zur Linken liegt in seinem ganzen Umfange das bekannte Steinhuder Meer ausgebreitet, in dessen Mitte der künstliche Wilhelmstein hervorsteigt. Schifferboote schwimmen hin und her. Zwischen diesen beiden, die Seiten einschliessenden Coulissen, liegt in der Mitte zunächst ein anmuthiges Thal, in welchem Felder, Wiesen und Gehölz auf die mannichfaltigste Art abwechseln. Ueber diese hinaus reicht der Blick Meilen weit, bis zu

den Thürmen von Hannover. Es ist ein Tisch auf dem Friedrichsplatze angebracht, der alle Ortschaften bezeichnet enthält, welche in diesem weiten Raume dem Auge sich darbieten. Ein allmälig aufsteigender kurzer Weg führt von beiden Seiten aus dem Bade auf diese kleine Höhe. Unmittelbar über derselben erhebt sich der Georgensitz, wohin durch den dichten Wald ein steilerer, jedoch durch Stuffen erleichterter Aufweg führt. Hier führt die Aussicht in das entgegengesetzte Thal, das über eine Waldkette hinaus, in weite Fluren sich ausdehnt, und die Mindeschen Gebirge mit der Porta westphalica, zum äussersten Grenzpunct hat. Es pflegt der gewöhnliche Gegenstand einer Differenz unter den Badegästen zu seyn, welche von beiden Aussichten die schönere sey; und der Grund dieses verschiedenen Urtheils scheint in der verschiedenen Stimmung für die freundlichschöne und die schauerlichschöne Natur zu liegen.

Endlich giebt es noch einen dritten Punct, auf welchem unter mehreren der Freund der Natur einen vorzüglichen Genufs sich bereitet findet. Es ist auf jener Anhöhe bei Bergkirchen. Ich stehe hier auf einer schmalen Berglänge. Nordöstlich liegt dasselbe Thal, das vom Friedrichsplatze sich dem Auge darbietet, jedoch in einer andern Gestalt von diesem

andern Standpuncte vor mir. Die Mischung der näheren Objecte ist noch mannichfaltiger und reizender. Das Meer liegt noch ausgedehnter da. Zur Linken glänzen hie und da Häuser vom Bade durch das Gehölz.

Und nun, wende ich mich nur nach Südwest hin, siehe, so liegt jenes zweite Thal, was der Georgenplatz zeigt, aber unendlich ausgebreiteter nach Süden zu, in die fruchtbare Graffschaft Bückeburg hinein, vor mir, und wieder am fernen Horizonte, zieht das waldige Gebirge eine dunkle Grenze umher. Dieser Contrast der Aussichten, den eine einzige Wendung auf demselben Punote, in einem und demselben Moment hervorbringen kann, ist einzig in seiner Art. Der Weg hierher ist nicht ganz kurz, aber noch nie habe ich die Badegäste ohne Enthusiasmus von dieser kleinen Wanderung, die ohnehin fast ganz durch Gehölz führt, zurückkehren sehen.

Es giebt noch viele ähnliche Partien um Rehburg, wo ähnliche Gegenstände, von verschiedenen Seiten und aus verschiedenen Gesichtspuncten betrachtet, in immer abwechselnden lieblichen Formen und Farbenspielen erscheinen. Der Waldpartien aber, wo der Körper mehr ausruhen und sich hingeben, als durch Auge und Glas sich anstrengen will,

giebt es noch mehrere, welche zum Theil, gleichermaafsen um den Vorrang ftreiten.

Welch ein Einflufs aber durch eine folche Gegend auf die Gemüthsftimmung des Badegaftes überhaupt faft unwillkürlich hervorgebracht werden müsse, das ergiebt sich aus dem Gefagten gewifs von felbft.

Noch ift der Vorzug characteriftifch, den dadurch die atmosphärifche Luft um Rehburg vor vielen anderen zu tief liegenden und eingefchlossenen Bädern erhält. Nur die eine Vorsicht wird der Badegaft nicht aus den Augen lassen, dafs er auf manchen, wiewohl fchönen Standpuncten in den Alleen felbft, oder auf weiteren Promenaden, nicht in einer zu leichten Bekleidung verweilet, indem Zugluft, nach der Natur der Sache, unvermeidlich ift.

Zu dem Vergnügen endlich des Rehburger Badegaftes dürfte, ausser der fchönen Natur und der sich wahrlich auszeichnenden fchönen Musik, auch die dortige Gefellfchaft ihr gutes Theil beitragen. Es fcheint mir der rechte Ton zwifchen dem zu freien und eingefchränkten Wefen hier gewöhnlich ftatt zu finden. Zwar kommt, wie an jedem Bade, auch hier viel darauf an, wer zuerft angekommen, oder vorzüglich geneigt ift, einen ihm wohlgefälligen Ton zu etabliren; indefs

nähere Untersuchung; dies ist nämlich der kaustische Strontian, welcher, bei weitem mächtiger, als das weniger wirksame Kalchwasser, *alles* kohlensaure Gas absorbirt, und so vom Azot trennt.

Der Besuch, welchen ich vergangenen Herbst von *Don Carlos Gimbernat*, Subdirector des Madrider Museums, einem der interessantesten und eifrigsten Naturforscher, erhielt (eben derselbe, von welchem Hr. D. *Kortum* redet), überzeugte mich von der Gegenwart des Stikgas, welches unsern Quellen, obgleich in geringer Menge, beigemischt ist. Der Versuch ward mit vortrefflichem kaustischen Strontian, den er von Paris mitbrachte, angestellt; von 45,00 T., aus dem warmen Thermalwasser erhaltenen Gas wurden 39,02 kohlensaures geschieden, der Rest verhielt sich wie Stikgas.

Ob ich gleich mit dem Herrn Herausgeber einverstanden bin, dafs wir die Bestandtheile der Mineral-Quellen zwar noch nicht *ganz vollkommen* kennen, so denke ich indessen doch, dafs wir viel, recht viel darüber wissen, und dafs die noch bevorstehenden Entdeckungen selten von grofser Erheblichkeit seyn, und noch seltener wichtigen practischen Nutzen haben werden.

(*Vom Herrn Hofr. Ritter zu Wisbaden.*)

2.

Flores Zinci zum äusserlichen Gebrauche.

Es verdient dieses Mittel bei äusserlichen Excoriationen und Schwärungen häufiger angewendet zu werden, als es geschieht.

Ich habe es bei den so beschwerlichen und schmerzhaften Schwärungen der Brustwarzen, bei eiternden Flechten, bei den oft so hartnäckigen, und keinem der bewährtesten Mittel weichenden Ueberresten eingewurzelter Krätze, und bei andern Hautgeschwüren mit dem ausgezeichnetsten Vortheile angewendet; es trocknet, mildert die Schmerzen, und heilt sehr schnell, ohne dafs man dabei die Gefahren zu fürchten hätte, die mit dem äusserlichen Gebrauche der Bleimittel immer verbunden sind. Ich bediene mich folgender Salbe:

℞. *Ungt. pomat.* ℥j.
Fl. Zinc. Sem. Lycop. āā ʒβ.
M. D. S. Täglich 3mal mit einem Läppchen aufzulegen.

Noch kürzlich hatte ich ein einjähriges Kind zu behandeln, das von seiner Geburt an, an einem, von seiner venerischen Mutter geerbten, Ausschlage gelitten hatte, der zuletzt so

bösartig wurde, dafs das arme Kind fast an allen Theilen des Körpers grofse Wunden und eiternde Flächen hatte, die ihm die heftigsten Schmerzen verursachten, und es abzehrten. Allgemeine blutreinigende Mittel, *Antimonialia*, Mercurial-Mittel, *Herb. Jaceae*, waren lange und anhaltend ohne Nutzen gebraucht, eben so wenig richteten äusserliche Mittel: Bäder, Kalchwasser, Sublimatauflösung etc. etwas aus; ja sie vermehrten vielmehr die Schmerzen dergestalt, dafs man davon abstehen mufste. Zuletzt liefs ich obige Salbe anwenden; sie beruhigte sehr bald die Schmerzen, und heilte das Uebel so schnell, dafs schon nach 14 Tagen keine offene und eiternde Stelle mehr übrig war, und das Kind jetzt völlig gesund und wohl ist.

d. H.

3.

Nutzen des Galvanismus bei Amaurosis und Thränenfistel.

Ich kann einige Fälle anführen, wo ich einige amaurotische Patienten in einer kurzen Zeit mit einer Voltaischen Säule von 20-25

Doppelt-Platten vollkommen hergestellt habe, die noch jetzt sich ihrer Wiederherstellung erfreuen. Ich habe mit dem Galvanismus mich ein ganzes Jahr täglich beschäftigt, und setze es noch beständig fort; wo ich so manche wichtige Erfahrung gemacht habe. Unter diesen will ich nur 4 Fälle, wo ich den Galvanismus bei einer *fistula lacrymalis* aus einer Blattern-Metastase mit vielem Erfolge angewandt habe, hierher setzen.

Zwei Patienten hatten diesen Fehler schon 18, und zwei andere 8 bis 10 Jahre gehabt. Ich wandte den Galvanismus auf folgende Art bei allen diesen Patienten an: Den negativen oder Zink-Conductor brachte ich in die Nase derselben Seite, wo der *ductus nasalis sacci lacrymalis* sich in die Nase einsenkt, und meinen positiven oder Kupfer-Conductor setzte ich auf die Stelle, die ich vorher mit Salzwasser angefeuchtet hatte, wo die *crura punctorum lacrymalium* sich in dem *sacco lacrymali* vereinigen; schon bei der zweiten Anwendung flossen die Thränen durch den *ductum nasalem* in die Nase. Ich sezte diese Anwendung einige Wochen fort, und unterstützte dieses wohlthätige *agens* dadurch, dafs ich, da der *ductus nasalis* eröffnet war, dafs die Thränen frei in die Nase fliefsen konnten, den *saccum lacrymalem* zu stärken suchte,

und dazu wählte ich eine Auflösung vom *Lapid. infernal. gr. IV. ad gr. VI. in* ▽ *Rosar.* ℥jv. aufgelöset; diese Auflösung liefs ich täglich viermal in die inneren Augenwinkel eingiefsen, wobei der Patient auf dem Rücken liegen und mit den Augen beständig blinzen mufste, wodurch dies Mittel durch die *puncta lacrymalia* aufgenommen und in den *saccus lacrymalis* geführt wird; ausserdem mufsten die Patienten sich den *saccum lacrymalem* zum öftern ausdrücken, damit keine fernere Ausdehnung statt fand; und ich hatte die Freude, sie geheilt zu entlassen.

Meine Voltaische Säule schichte ich auf folgende Art, wodurch ich eine vollkommene galvanische Kette bewirke: Kupfer, Zink, nasse Tuchscheibe; Kupfer, Zink, nasse Tuchscheibe und so fort, und schliefse mit Kupfer, Zink, wo der Patient bei der geschlossenen Kette das *intermedium humidum* vertritt. Ich unterscheide mich dadurch von *Augustin* und *Grapengiefser*, dafs meine geschlossene Kette vollkommen, mein Kupfer ihr Zink, und mein Zink ihr Kupferpol ist.

Diese Bemerkung habe ich hersetzen müssen, weil sonst meine Erfahrung als unwahr könnte angesehen werden, da unsere Pole nicht dieselben sind.

(*Vom Herrn Dr. Görz in Mitau.*)

4.

Hebung der schon ausgebrochenen Wasserscheue durch Galvanismus.

(Journal de médicine, de chirurgie et de pharmacie, ou Annales de la Societé medico-pratique de Montpellier. An. XI. No. 3.)

Ein Mensch, der von einem tollen Hunde am Mittelfinger gebissen worden war, klagte nach Verlauf eines Monats über Schmerzen in dem Arme, dem Rücken, und vorzüglich in dem gebissenen Finger. Man applicirte das *cauterium actuale* an dem Finger, und die Schmerzen verschwanden. Aber nach wenigen Tagen kamen sie wieder und waren mit Zufällen der Wasserscheue begleitet. Der Kranke konnte nun kein Wasser mehr sehen, ohne zu schaudern; eine Halsentzündung hinderte ihn, selbst gekautes Brod zu verschlucken, und alle Augenblicke äusserte er eine heftige Begierde zu beissen. Unter diesen Umständen wurde der Kranke der Wirkung des Galvanismus ausgesetzt. Da er den Anblick des Wassers und überhaupt glänzender Dinge nicht vertragen konnte, so errichtete man in einem Nebenzimmer eine Säule von 50 Lagen von Silber, Zink und Pappstücken, die mit einer Auflösung von Salmiac getränkt waren. Man bediente sich als Leiter

kleiner Streifen Löschpapier, die ebenfalls benetzt waren, und auf welche man den Kranken mit bloſsen Füſsen stellte. In dem Augenblicke, wenn er den Mund öffnete, um zu beissen, brachte man das Ende eines leitenden Bogens ein, dessen anderes Ende mit der Säule in Verbindung stand. Der Kranke litt während der Operation viel; er war nach einigen galvanischen Erschütterungen so ermattet, daſs er sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte. Man legte ihn auf die Erde, und setzte die Anwendung des Galvanismus fort; es brach über den ganzen Körper ein Schweiſs aus. Man endigte die Operation und wollte sie den folgenden Tag wiederholen, aber der Kranke, der sich vollkommen wohl befand, wollte sich ihr nicht unterwerfen. Als aber einige Tage nachher leichte Schmerzen, die er empfand, die Besorgniſs eines neuen Anfalls der Wasserscheue in ihm erregten, so fand er sich von selbst wieder ein, um sich der Anwendung des Galvanismus zu unterwerfen, dessen Wirkung nun vollständig war. Es ist zu bemerken, daſs dieser Mensch, welcher sehr empfindlich war, über zwei Monate nachher von den galvanischen Erschütterungen noch eine Empfindung hatte, die sich bis in die Schultern erstreckte.

5.

5.

Medizinische Privatgesellschaft zu Mainz.

Da die besten Theorien der Heilkunde nur das Werk einer oft wiederholten und wohl geprüften Erfahrung sind, da der Versuch und die Beobachtung, diese Fundamente aller Naturkenntniſs, um so reiner sich darstellen, wenn sie, der vorgreifenden Eigenliebe einer Privatmeinung entrissen, den Sinnen, und dem partheilosen Urtheile mehrerer zugleich anvertraut werden: so bleibt es unbezweifelt, wie nützlich Gesellschaften zur Verbesserung der Arzeneikunde sind. Eine freie, von kleinlichen Leidenschaften, Meinungen und Theorien, so viel wie möglich gereinigte, wechselseitige Mittheilung der gemachten Erfahrung der ausübenden Aerzte unter sich, ist der sicherste Weg, in der Medicin der Wahrheit näher zu kommen, über Hypothesen und neue Systeme ein gründliches Urtheil zu liefern, ehe sie allgemein werden, und ihrer oft so verderblichen Wuth Einhalt zu thun; sie ist das einzige Mittel, der Dictatur der Schulen entgegen zu arbeiten, und unter den Ärzten selbst jene Liberalität der Gesinnung, jene Toleranz der Meinung zu begünstigen, welche zum Troste der leidenden Menschheit und zur eigentlichen Vervollkommnung der Kunst so nothwendig ist.

Von diesen Wahrheiten überzeugt, von diesen Gesinnungen beseelt, traten mehrere practische Ärzte von hier zusammen, um unter sich eine Gesellschaft zu bilden, worin sie einander ihre Erfahrungen mitzutheilen,

und die noch wüsten Stellen der practischen Heilkunde, nach einem gemeinschaftlichen Plane zu bearbeiten, übereingekommen sind.

Da die Nervenkrankheiten täglich allgemeiner werden, und unter denselben die Epilepsie und convulsivischen Übel jeder Art die schrecklichsten und wichtigsten sind, so schien es zweckmäfsig, mit der Erforschung dieser Gattung von Krankheiten den Anfang zu machen. Die Ärzte, welche die Gesellschaft bilden, sind: Dr. *Burkard* der ältere, Dr. *Molitor*, Prof. der Chimie an der hiesigen Arzeneifchule, Dr. *Ruf* und Dr. *Wittmann*. Dr. *J. Wenzel* ist Director, und Dr. *Adolph Kircher* der Sekretär der Gesellschaft.

Um der Verwirrung, dem Parteigeiste und der Unthätigkeit vorzubeugen, welche oft entstehen, wenn eine zu grofse Anzahl an einem seiner Natur nach beschränkten Zwecke zugleich arbeiten wollen, so hat man für gut gefunden, die Zahl der ordentlichen Mitglieder einstweilen bei sechs zu lassen, dagegen der Correspondenz ein unbegränztes Feld zu eröffnen. Die Gesellschaft will nichts anderes seyn, als eine freundschaftliche Verbindung humaner und thätiger Ärzte zum Vortheile der Kunst und der Menschheit.

Jeder einheimische und auswärtige Arzt kann daher ohne weiteres korrespondirendes Mitglied werden, welcher ein, auf den Zweck der Societät sich beziehendes Memoire von Werth einschickt und geneigt ist, jährlich nur *eine* von derselben ihm aufgegebene Frage zu beantworten. Die Abhandlungen werden, wenn eine nützliche Sammlung derselben vorhanden ist, mit dem jedesmal beigesetzten Namen ihres Verf. dem Drucke übergeben werden.

Die Gesellschaft hält jeden Monat zwei gewöhnliche Sitzungen. Im Falle einer Consultation, oder anderer wichtiger Ursache wegen, kann der Director, und jedes Mitglied derselben eine ausserordentliche Zusammenkunft veranstalten.

Die Arbeiten und Beschäftigungen der ordentlichen Mitglieder, in Bezug auf den gemeinschaftlichen Zweck, sind theils literarische, theils practische. Jeder ist verbunden, die Kranken, die er behandelt, auf das genaueste zu examiniren, und zu beobachten, die Resultate davon in der Sitzung mitzutheilen, und denjenigen Heilplan zu befolgen, den die Gesellschaft beschlossen hat. Die Literatur ist unter alle vertheilt, so dafs jeder einzelne die älteren und neueren Schriften aus demjenigen Fache lies't und auszieht, das ihm als sein Lieblingsfach angewiesen wurde. Auf diese Art bearbeitet ein Mitglied die Arzeneimittellehre, ein anderes die Encyclopädie, ein anderes das anatomische, das physiologische, das pathologische, das therapeutische Gebiet der Wissenschaft mit steter Rücksicht auf die Krankheit, deren Erforschung an der Tagesordnung ist.

Die Gesellschaft auf diese Art, sowohl durch die eigenen Versuche und Beobachtungen, als durch die nach einem Plane geordneten Früchte der Lectüre, von den Mängeln und Lücken überzeugt, die dem Fleifse und dem Genie noch zu ergänzen vorbehalten sind, bestimmt darnach am Ende des Jahres die einzelnen Fragen, welche beantwortet werden sollen, und vertheilt sie nach Verhältnifs unter alle ihre Mitglieder.

Dieses wird genug seyn, das Publicum mit der medicinischen Privatgesellschaft von *Mainz*, ihrem Zwecke und ihren Arbeiten bekannt zu machen. Wir überlassen es gerne dem Urtheile eines jeden, zu bestimmen, welche Früchte die Arzeneiwissenschaft und die Menschheit von den Bemühungen derselben einst zu erwarten habe, welches eigentlich die Zeit allein zu berichtigen im Stande ist.

Alle Briefe oder Versendungen jeder Art, die die Gesellschaft betreffen, müssen an den Sekretär derselben, Dr. *Adolph Kircher*, auf dem Speismarkte Lit. C. No. 53 postfrei geschickt werden.

Inhalt.

Mit diesem Stücke des Journals wird ausgegeben:

Bibliothek der praktischen Heilkunde. Neunter Band. Viertes Stück.

Inhalt.

J. C. Loder, Journal für die Chirurgie, Geburtshülfe und gerichtliche Arzeneikunde. Dritter Band, 1tes und 2tes Stück.

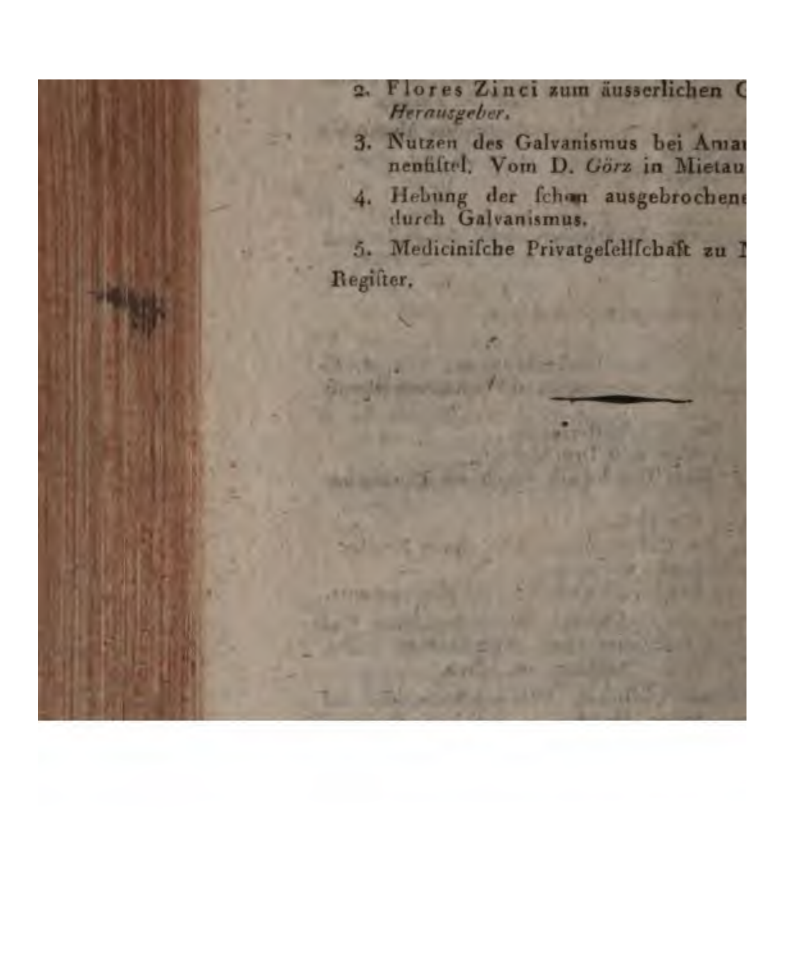
Inhalt des sechszehnten Bandes.

Erstes Stück.

Zweites Stück.

Drittes Stück.

Viertes Stück.



Namenregister.

Sachregister.

A.

B.

Ferner

E.

F.

G.

H.

I.

T.

